

EINLEITUNG

1. VORBEMERKUNGEN UND BENUTZUNGSHINWEISE

Der vorliegende Band enthält die original erhaltenen sowie die nur noch kopia, abschriftlich und/oder abbildlich überlieferten Inschriften des Politischen Bezirks Krems bis zum Jahr 1650. Möglichste Vollständigkeit der Erfassung wurde angestrebt.

Objekte, die sich heute in öffentlichen oder privaten Sammlungen des Bearbeitungsgebiets, beziehungsweise auch in Kollektionen außerhalb des Erfassungsraums befinden, aber nachweislich aus diesem stammen, wurden in vertretbaren Fällen aufgenommen. Gegenstände der Kleinkunst wurden berücksichtigt, wenn sie von besonderer historischer oder schriftkundlicher Relevanz sind. Grundsätzlich ausgeschlossen blieben Inskriptionen auf Münzen, Medaillen, Siegeln bzw. Typaren, ferner auch Punzierungen sowie schriftliche Äußerungen epigraphischen Charakters, die Bestandteil von Handschriften, Druckwerken oder deren Einbänden sind. Marken, Haus- Künstler- und Meisterzeichen sowie Monogramme und Einzelbuchstaben wurden in der Regel nur erfaßt, wenn sie mit einer Inschrift oder Jahreszahl in Verbindung stehen. Denkmäler mit heute völlig zerstörten und nirgends sonst überlieferten Inschriften sowie Nachrichten über verlorene Inskriptionen ohne wenigstens bruchstückhafte Textüberlieferung wurden nicht berücksichtigt.

Die Edition folgt den Richtlinien des deutschen Inschriftenwerks, die 1991 von Walter Koch für die Wiener Reihe zusammengestellt wurden³. Die Inschriften werden im Katalogteil in chronologischer Folge geboten. Ihre Präsentation folgt einem einheitlichen Schema:

Die Kopfzeile gibt links die laufende Nummer im Rahmen der Edition an. Ein lateinisches Kreuz neben der Zahl kennzeichnet nicht mehr im Original erhaltene Inschriften. In der Mitte der Kopfzeile ist der heutige bzw. der letzte bekannte Standort der Inschrift angegeben. Am rechten Ende der Kopfzeile steht die Datierung. Sie ist gewöhnlich dem Inschriftentext entnommen. Bei offenkundigem Auseinanderklaffen zwischen einem im Text angegebenen Datum und der tatsächlichen Entstehungszeit der Inschrift werden beide Termine – durch Schrägstrich getrennt – angeführt. Erschlossene Daten sind zwischen runde Klammern gesetzt. Können Denkmäler nur einer bestimmten Zeitspanne zugeordnet werden, sind sie – gegebenenfalls mit Fragezeichen versehen – jeweils am Ende des ermittelten Zeitraums eingeordnet.

In dem auf die Kopfzeile folgenden beschreibenden Teil steht zunächst die Nennung des Inschriftenträgers, des Inschriftentyps und gegebenenfalls die von Personen, denen er zugeordnet werden kann, ferner die präzise Angabe des Standorts, Hinweise auf frühere Standorte, eine Kurzbeschreibung des Inschriftenträgers sowie Bemerkungen zu Material, Anbringung der Inschrift und Erhaltungszustand des Denkmals. Stehen mehrere Inschriften auf einem Objekt, so werden diese mit römischen Zahlzeichen bezeichnet. Die Beschreibung des Inschriftenträgers erfolgt vom Betrachter aus. Nur bei Wappenbeschreibungen wird nach den Regeln der Heraldik verfahren. Die Beschreibung schließt mit Maßangaben zu Inschriftenträger und Inschrift. Die Schriftgröße ist nach dem Normalwert des Buchstabens *N* bzw. *n* angegeben. Erhebliche Schwankungen werden durch die Angabe der Extremwerte vermerkt. Die Angabe der Schriftart ist typisierend. Vor der Textedition kopia überlieferter Inschriften ist die Quelle genannt.

In der Textedition sind Zeilenumbrüche durch Schrägstrich gekennzeichnet. Doppelte Schrägstriche markieren die Unterbrechung des Textes oder seinen Übergang auf ein anderes Inschriftenfeld. Nur metrische oder gereimte Texte werden versweise geboten. Gekürzte Worte sind in originalen Inschriften zwischen runden Klammern aufgelöst, wobei das Kürzungszeichen selbst entfällt. Worttrennzeichen sind durch Punkte in halber Höhe wiedergegeben und gegebenenfalls in Apparat oder Kommentar beschrieben. Unter die Zeile gesetzte Bögen kennzeichnen Nexus litterarum, Ligaturen und Buchstabenverbindungen. Erhaltene, aber in ihrer Lesung nicht ganz sichere Buchstaben sind unterpunktirt. Zur Kennzeichnung zerstörter Textteile dienen eckige

³ Walter KOCH, Bearbeitungs- und Editionsgrundsätze für die „Wiener Reihe“ des deutschen Inschriftenwerkes. Wien 1991.

Klammern. Ist eine Ergänzung nicht möglich, wird die ungefähre Anzahl der ausgefallenen Buchstaben durch Punkte innerhalb der Klammern wiedergegeben. Bei umfangreicheren oder in ihrer Dimension ungewissen Verlusten sind drei Striche gesetzt. Bei Verlust am Beginn oder Ende einer Inschrift bleibt die Klammer offen. Ursprünglich freigelassene Stellen sowie nachträgliche Ergänzungen sind durch spitze Klammern gekennzeichnet.

An den Wortlaut der Inschrift schließen sich der textkritische Apparat, gegebenenfalls der Nachweis von Zitaten sowie die Übersetzung der lateinischen Texte an. Es folgen die Auflösung von nicht nach der fortlaufenden Tageszählung angegebenen Datierungen und die Benennung der Wappen.

Der Kommentar enthält gegebenenfalls Hinweise zu Schrift, Sprache, Formular, kunsthistorischen Fragestellungen und zur chronologischen Einordnung, insbesondere aber Erläuterungen zu den genannten Personen und zu deren historischem Umfeld. Aus lokal- und landesgeschichtlicher Hinsicht schien eine tiefgehende Einbindung der „handelnden Personen“, besonders des regionalen Adels, in den jeweiligen familiengeschichtlichen und auch politischen Kontext besonders wichtig.

Abgeschlossen wird jede Katalognummer durch einen Anmerkungsapparat, der Zitate aus der Literatur nachweist und ergänzende Erläuterungen zu Beschreibung und Kommentar bietet, sowie durch ein Literaturverzeichnis, das in chronologischer Folge Abschriften, Abdrucke sowie Abbildungen und wesentliche Arbeiten zur jeweiligen Inschrift enthält.

2. HISTORISCHER ÜBERBLICK

Der Politische Bezirk Krems umfaßt mit dem Donauabschnitt zwischen Aggsbach im Südwesten und Donaudorf im Osten einen großen Teil der 2002 zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärten Wachau sowie die kulturträumlich mit dieser Stromlandschaft eng verbundenen und aufeinander bezogenen Regionen zu beiden Seiten der Donau auf einer Gesamtfläche von etwa 924 km². Ein flächenmäßig kleiner Teil des Bezirks liegt unterhalb der Donau im historischen Viertel ober Wienerwald des Erzherzogtums Österreich unter der Enns und umfaßt den Wachauabschnitt zwischen St. Johann im Mauerthale und Mautern am rechten Donauufer, die vom stellenweise schmalen Uferstreifen weiter landeinwärts nach Süden zu sich erhebenden Hügelketten und Höhenzüge des bis ins 18. Jahrhundert hinein Aggswald genannten Dunkelsteinerwalds im Westen und das etwas freiere flache Land zwischen der Donau und dem Göttweiger Berg im Osten. Hier grenzen nach Süden zu die Bezirke Melk, St. Pölten und Tulln (von West nach Ost) an. Nördlich der Donau erstreckt sich der größte Teil des Bezirks, in der westlichen Hälfte von den steil vom Donauufer ansteigenden bewaldeten Höhen des 960 m hohen Jauerlings an der Grenze zu den nördlich der Donau gelegenen Teilen des Bezirks Melk, über das nördlich der bekannten Wachauorte am linken Donauufer liegende, meist zugunsten des Weinbaus stark terrassierte Gelände hin zu den stark bewaldeten, schroffen Hängen des Seibers und Sandl, hinter denen die Hochflächen des Gföhlerwalds und die Region der Kampalstauseen liegen. Hier schließt sich weiter nach Nordwesten zu das teils tief eingeschnittene Tal der Großen Krems an, während an der nordwestlichen Bezirksgrenze in der Gegend von Rastendorf/Ottenstein der Südrand des schon zum nördlich und westlich benachbarten Bezirk Zwettl gehörigen Döllersheimer Ländchens (seit 1941 entsiedelt und Truppenübungsplatz) erreicht wird. An der Nordgrenze des Bezirks bzw. nördlich von dessen Grenze im anliegenden Bezirk Horn fließt der Kamp in weiten, von Stauseen unterbrochenen Schleifen ostwärts, am Hornerwald vorbei, um in der östlichen Hälfte des Bezirks in der Gegend von Plank am Kamp wieder auf Kremser Boden überzutreten. Nördlich und östlich des Gemeindegebiets der verwaltungstechnisch als Stadt eigenen Statuts aus dem Bezirksverband herausgehobenen Stadt Krems an der Donau liegen über das flache Kremsfeld südlich von Langenlois sanft ansteigend ausgedehnte Weinbauflächen, die vom hier nach Süden, zur Donau hin in weiten Mäandern fließenden Kamp durchschnitten werden. Im Nordosten begrenzt das Straßertal den Bezirk gegen den Manhartsberg im Bezirk Hollabrunn, die natürliche Grenze der alten Viertelseinteilung des Erzherzogtums unter der Enns, während östlich von Krems in der flachen Ebene zwischen Rohrendorf, Gedersdorf und Haitzendorf mit der Mündung des Kamp in die Donau die Grenze zum Bezirk Tulln verläuft. Auf verhältnismäßig engem Raum wechseln in reicher und überraschender Vielfalt seit der Altsteinzeit (Gravettien)⁴

⁴ Bereits Grabungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts förderten reiches Fundmaterial zutage, die meisten Aufschlüsse brachten jedoch die den Bau der Donauuferbahn im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts

dichtbesiedelte Niederungslagen an der Donau mit heute noch wenig erschlossenen Hochflächen wie im Gföhlerwald⁵, der breite Strom mit schmalen Waldbächen, intensiver Wein- und kleinflächiger Feldbau mit teils intensiver Wald- und Forstwirtschaft (aktueller Waldanteil an der Gesamtfläche des Bezirks etwa 47%) und gemäßigt bis warmes Klima mit rauher Witterung und langen Wintern ab.

Die Entdeckung vor allem der Wachau und des Kamptals, zunächst als romantische und pittoreske, später als touristische Gegenden bereiteten seit dem frühen 19. Jahrhundert malerische, später fotografische Ansichten⁶ der Partien an der Donau und am Kamp vor.

Charakteristisch für die sozialgeschichtliche Entwicklung des Bezirks ist die Tatsache, daß bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts etwa 35 % der Häuser im Gebiet Krems/Langenlois in Städten, 45 % in Märkten und nur 20 % in Dörfern lagen, während der Anteil städtischer Häuser an der Gesamthäuserzahl Niederösterreichs nur etwa 7,5 %, der in Märkten gelegenen etwa 14 % betrug⁷. In den heute den Bezirk bildenden 30 Gemeinden (davon vier Stadt- und 20 Marktgemeinden) mit 211 Orts- und Katastralgemeinden leben bei seit 1971 relativ konstanter Einwohnerzahl etwa 55.000 Menschen.

Für diese historische Kernlandschaft Österreichs, deren Geschichte weitgehend mit jener des ganzen Landes identisch ist, spielt die Besiedlung und Nutzbarmachung durch landfremde Herren seit dem 9. Jahrhundert eine bis heute prägende Rolle. Ausgedehnter, zunächst vor allem Weinärten einschließlich Besitz bayerischer Klöster und des Erzstifts Salzburg führte zur frühen Entwicklung geschlossener Verwaltungseinheiten. Die Bevogtung dieser geistlichen Güter übernahmen unter Ausübung der damit verknüpften Gerichtsrechte jedoch lokale Adelige, von denen die Kuenringer als vielleicht mächtigstes österreichisches Landherrengeschlecht spätestens im 13. Jahrhundert eine herausragende Stellung einnahmen. Durch Ausübung unterschiedlicher Gerichtsrechte, planvolle Besitzarrondierungen und Anlage von dörflichen, Markt- und Stadtsiedlungen entwickelten sie ein das gesamte Untersuchungsgebiet überziehendes Herrschaftsgeflecht, das mit dem Aussterben der in der Donauregion als Herrschaftsinstanz unumgänglichen Dürnsteiner Linie des Geschlechts in der Mitte des 14. Jahrhunderts von den ebenfalls bedeutenden Maissauern fortgeführt wurde. Ehemaligen niederadeligen Klienten der Kuenringer bzw. Maissauer und früheren Dienstleuten der landfremden Klöster und Bistümer gelang es jedoch im 15. Jahrhundert, das durch Abgang auch des letztgenannten Herrengeschlechts entstehende Machtvakuum unter gleichzeitigem sozialen Aufstieg zu füllen und aus der gewaltigen Erbmasse der ausgestorbenen Geschlechter kleinere, aber lokal bedeutende Grundherrschaften herauszuschälen. Die dichte Abfolge von spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Herrschaftssitzen im Bearbeitungsgebiet, nicht selten in Verbindung mit ostentativ angelegten adeligen Erbgrablegen, spiegelt diese Entwicklungen deutlich wieder.

Den wichtigen Anteil der Klöster an der Entwicklung des Raums zeigt auch die ursprünglich hohe Zahl an monastischen Gemeinschaften im heutigen Bezirk, von denen das 1083 gegründete Benediktinerkloster Göttweig zweifellos führenden Rang beanspruchen kann, neben dem aber im Lauf der Geschichte weitere sechs, in Zeitstellung ihrer Gründung und Ordenszugehörigkeit heterogene Niederlassungen existierten.

begleitenden Grabungskampagnen, bei denen etwa auch die weltbekannte „Venus von Willendorf“ aus dem Gravettien (ca. 26.000–23.000 v. Chr.) auftauchte, sowie Forschungen aus der Zwischenkriegszeit. Erst 1988 wurde die aus dem Aurignacien (32.000 v. Chr.) stammende Statuette der „Fanny vom Galgenberg“ im Ausgrabungsbereich an der Gemeindegrenze Krems-Rehberg/Stratzing gefunden, s. als Überblick aus der Fülle der Literatur mit weiterführenden Angaben Neugebauer-Maresch, Altsteinzeitforschung und Neugebauer, Fundkomplexe, zu den beiden genannten Statuetten vgl. auch aufmüpfig, Kat.-Nr. 1.5f. Im September 2005 wurde im Bereich des Wachtbergs in Krems eine etwa 27.000 Jahre alte sorgfältige Doppelbestattung zweier Säuglinge unter einem Mammutschulterblatt, der älteste entsprechende Fund Österreichs von internationaler Bedeutung, ergraben, s. Einwögerer, Säuglingsbestattung. Im Juli 2006 wurde nur wenige Meter neben der ersten Fundstelle eine weitere Säuglingsbestattung entdeckt, s. http://www.oew.ac.at/shared/news/2006/press_inf_20060728.html (Juli 2006).

⁵ Vorsicht ist jedoch geboten vor der Parallelisierung von traditionellem Altsiedelland und Stand der kulturellen Entwicklung, vgl. etwa ÖKT 1, 14, wo in undifferenzierter Weise ein „Abstand zwischen dem kultivierten Donautal und dem zurückgebliebenen Waldviertel“ weniger anhand des realen Befunds konstatiert als vielmehr vorausgesetzt wird. Vor solchem Hintergrund erschien dann auch zu Unrecht die „Kunst der nördlicheren Teile des Bezirks (...) nicht nur (als) eine zurückgebliebene und regelmäßig abgestufte“, sondern auch als eine „kurzlebige und ephemere“.

⁶ Vgl. Andraschek-Holzer, Bezirk passim.

⁷ S. Landsteiner, Weinbau 124.

Die gleichermaßen hohe Siedlungs- und Bevölkerungsdichte in der Wachau steht in engem Zusammenhang mit der bis heute anhaltend bedeutenden Weinproduktion als wichtigstem und prägendstem historischen Kulturfaktor, da der Weinbau als extrem intensive Bodennutzungsform zahlreicher Arbeitskräfte bedarf. Die Wachau und das östlich anschließende Kamptal stellen zudem „primäre“ Weinbaugebiete dar, in denen der Weinbau auf hochmittelalterlichen Wurzeln – für die weitere Umgebung von Favianis/Mautern ist spätantiker Weinbau durch das Toponym „ad Vineas“ in Kap. 4,6 der Vita Severini für das späte 5. Jahrhundert belegt – bereits im Spätmittelalter monokulturelle Züge aufwies. Von besonderer Wichtigkeit für diese Entwicklung war das lebhaft Engagement in- und ausländischer Klöster, für die Wein ein in mehrfacher Hinsicht unverzichtbares Produkt darstellte⁸: unverfälschter, reiner Wein war und ist ein liturgisches Erfordernis, als Sakramentale wurde er zu Weihehandlungen, als Krankengetränk und zur Taufe verwendet, als Tischwein im Konvent getrunken, zur Bewirtung der Klosterhandwerker und Tagelöhner ausgeschenkt, für Speisen verkocht, als Heilmittel konsumiert und schließlich als Einnahmequelle verleiht, also entgeltlich ausgeschenkt.

Der in Altbayern/Oberösterreich im 8. Jahrhundert in der Nähe ehemaliger Römerlager (in der Umgebung von Regensburg, Straubing, Künzing, Hörsching, Aschach, Rohrbach und St. Florian) nachweisbare klösterliche Weinbau nahm im 9. Jahrhundert durch den Rückgang der im Rahmen von adeligen Schenkungen verfügbaren Freiflächen an Bedeutung ab. Ausgeglichen wurde diese Tatsache durch die intensivere herrschaftliche Erschließung des niederösterreichischen Donautals der Wachau zwischen Melk und Krems, wo seit dem frühen 9. Jahrhundert, besonders aber seit dem ausgehenden 10. Jahrhundert zahlreiche bayerische Bistümer und Klöster (vor vielen anderen etwa die Hochstifte Passau und Freising, die Klöster Niederalteich, Tegernsee und Metten) sowie das Erzstift Salzburg mit teilweise reichen Königsschenkungen in den Besitz von Weinbauflächen kamen. Nach einer Phase schwächerer Konjunktur in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts (vielleicht in Zusammenhang mit den in ihrer Bedeutung jedoch meist überschätzten Ungarneinfällen im heutigen Ostösterreich) nahm die extrem arbeitsintensive Kultivierung von Rebflächen auf den für den Weinbau klimatisch günstigen, mit Löß überlagerten Flußschotterterrassen der Donau über dem Gneis- und Granituntergrund der Wachau gegen Ende des 11. Jahrhunderts wieder stark zu.

Ab dem 12. Jahrhundert entwickelte sich die Gegend um Krems, wo bereits mindestens 13 Grundherren aus Altbayern Lesehöfe besaßen, zu einem Zentrum klösterlicher Produktion des neben den prestigeträchtigen süßeren, aber nur in vergleichsweise kleinen Mengen verfügbaren Gewächsen südlicherer Regionen gerne getrunkenen „Osterweins“. Um 1500 besaßen mehr als doppelt so viele Bistümer und Klöster Lesehöfe in der Wachau, in der Stadt Krems bzw. deren Burgfrieden und nächster Umgebung hatten je nach Berechnung zwischen 38 und 65 Klöster wenigstens zeitweilig Weingarten- oder Hausbesitz erworben. Die Lage an der Donau als Verkehrsweg begünstigte den Transport, in der Frühen Neuzeit auch die ökonomisch zunehmend bedeutende weitergehende Verhandlung der Weine aus der Wachau und dem Kamptal, an der gegenüber den Klöstern das Bürgertum der Städte und Märkte im Rahmen des überregionalen ostmitteleuropäischen Warentauschs (Rohstoffe und Agrarprodukte gegen gewerbliche Erzeugnisse aus Süddeutschland und Oberitalien) während des 16. Jahrhunderts weit überwiegenden Anteil gewann. Die klösterlichen Weingärten in der Wachau wurden zum größten Teil auf Leibgedinge ausgegeben und im Halbbau oder meist im Drittelbau (als Abgabe war der zweite oder dritte Eimer des gepreßten Mosts an das Kloster abzuführen) bearbeitet. Daneben existierte auch die Vergabe in Form des Bergrechts, einer freien Erbzinsleihe. Den verbindlichen Lesebeginn der vergebenen, fast ausschließlich mit „gemischtem Satz“ bebauten Weingärten setzte jedoch meist der klösterliche (Lese-)Hofmeister fest, was die exklusive Verfügbarkeit des gesamten Tagwerker- und Lohnarbeiterpersonals auf Dauer der Lese für die klösterlichen Grundherren gewähr-

⁸ S. zum Weinbau und Weinhandel geistlicher und weltlicher Grundherrschaften sowie bürgerlicher und bäuerlicher Produzenten und Händler in Niederösterreich im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit aus der Fülle der Literatur hier nur (jeweils mit weiterführenden Angaben) die zahlreichen Arbeiten von Landsteiner; Malli, Schatz; Weber, Wein, die Beiträge in Feigl/Rosner, Probleme, besonders Hundsichler, Wein; Winter, Arbeitsjahr; Feigl, Wirkungen; knappe Hinweise auf die Bedeutung der Weinproduktion altbayerischer Klöster für die Kultivierung des ostösterreichischen Donauraums s. auch bei Brunner, Bayern 17–20. Bienert, Weinbau (v. a. Abschnitt VI: Der Weinbergbesitz in geistlicher Hand, 39–99) ist zwar methodisch und im Allgemeinen überholt, bietet aber teilweise wichtige Detailinformationen.

leistete. Während die Überwachung der Lese, des Pressens und der Abfüllung des Mosts in der Regel Aufgabe des Hofmeisters blieb, beaufsichtigte etwa der Tegernseer Abt Kaspar Ayndorffer (1426–1461) zumindest im Jahr 1447 die Unterloibener Lese persönlich. (Wein-)wirtschaftliche Interessen führten auch bayerische Bürger ins Land, denen wie vielen anderen Reisenden die Rückkehr in die Heimat durch verschiedene tödliche Unglücksfälle – die Donau stellte einen zwar vielbenützten, gerade im Wachauer Abschnitt vor den Regulierungen des späten 19. und 20. Jahrhunderts aber nicht völlig ungefährlichen Verkehrsweg dar – nicht immer gegönnt war (vgl. die Grabdenkmäler der offenbar während längerer Aufenthalte oder auf Reisen im Bezirk Verstorbenen in Kat.-Nr. 99 und 213). Die seit dem Spätmittelalter anhaltende Expansion des niederösterreichischen Weinbaus (durch Gewinnung neuer Rebflächen aus aufgegebenen Wiesen, Weiden und Äckern in ebenen Lagen) verlangsamte sich mit Erreichen des größten Exportvolumens nach dem Westen gegen Ende des 16. Jahrhunderts, um unter dem Einfluß des Dreißigjährigen Kriegs unterbrochen zu werden, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aber einen neuen Konjunkturzyklus mit Höhepunkt in der Mitte des 18. Jahrhunderts – nun aber bei stagnierenden Preisen und sinkenden Erlösen für bürgerliche Weinbau- und Weinhandelsbetriebe – zu durchlaufen. Die Produktion des „Gebirgsweins“ von den alten Anbauflächen wies jedoch nach wie vor gegenüber dem weniger geschätzten „Landwein“ aus den flacheren Gebieten einen konstanten Anteil klösterlichen Engagements auf. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts hatte sich dagegen das Bürgertum zunehmend aus dem unrentabel werdenden Weingeschäft zurückgezogen, während bäuerliche Klein- und Kleinstunternehmer an deren Stelle traten, bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Ende des Wachstums mit entschiedener struktureller Überproduktion erreicht war. Schon seit dem späteren 16. Jahrhundert hatte daneben der zunehmende Konsum des überwiegend aus herrschaftlichen Brauhäusern stammenden und in herrschaftlichen Tavernen ausgeschenkt Biers als vorrangig genossenes alkoholisches Getränk dem Wein Konkurrenz zu machen begonnen.

Die politische und Ereignisgeschichte des Bezirks und des Landes Niederösterreich fallen mit der historischen Entwicklung Österreichs untrennbar zusammen, die an dieser Stelle nicht nachzuzeichnen ist. Spezifika der jeweiligen mikrohistorischen Struktur- und Ereignisgeschichte folgen im nächsten Abschnitt.

2.1. Beschreibung und Geschichte der wichtigsten Standorte

Dürnstein, Stadtgemeinde (mit Loiben)

Die Pfarrkirche Hl. Quirin im heutigen Unterloiben entstand im Zentrum des möglicherweise schon im frühen 9. Jahrhundert, spätestens aber seit 1002 mit einer Schenkung von zwei Königshufen „in loco Liupna“ zwischen Watstein und Hollenstein durch Kaiser Heinrich II. im Besitz der bayerischen Benediktinerabtei Tegernsee befindlichen Gebiets zwischen Stein und Dürnstein an der Donau⁹. Während Oberloiben seit wenigstens der Mitte des 9. Jahrhunderts von Hofarnsdorf aus verwalteter salzburgischer Besitz war und blieb, entwickelte sich Unterloiben zum Sitz des Tegernseer Verwalters der Klostersgüter in Joching und Unterloiben, wo Tegernsee neben den älteren Gütern um Bozen in Südtirol seinen reichsten Weingartenbesitz hatte¹⁰.

Die mit dem Patrozinium des Mutterhauses Tegernsee versehene Kirche an der Donau wurde zunächst der Pfarre Krems, dann der 1263 gegründeten Pfarre Stein zugeordnet. Spätestens um 1360 wurde die Kirche, die bereits 1323 auf Betreiben der Unterloibener Quirinsbruderschaft das Begräbnisrecht erhalten hatte (vgl. eine kaum viel spätere Grabplatte in Kat.-Nr. 20), wenigstens zeitweise selbständige Pfarre unter dem Patronat des Tegernseer Abtes, die Vogtei wurde bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts von den Kuenringern als Herren von Dürnstein und Inhabern des neben Spitz und dem Tal Wachau auch Unterloiben umfassenden Dürnstener Landgerichts ausgeübt. 1544 begegnet Unterloiben wieder als Filiale von Stein, spätestens im 17. Jahrhundert betrachteten die Tegernseer Unterloiben jedoch als inkorporierte Pfarre, was 1695 vom Bistum Passau auch anerkannt wurde, und ersetzten schließlich 1720 die bis dahin auf die Pfarre präsen-

⁹ S. Topographie 5, 1020 und Plesser, Kirchengeschichte (1932) 428. Zur karolingischen Zeitstellung der Tegernseer Besitzungen in Unterloiben vgl. Winter, Besitz- und Herrschaftsstrukturen 159, zuletzt auch Krawarik, Entwicklung 208.

¹⁰ Vgl. Weber, Wein passim, zu den Tegernseer Weingütern in Südtirol vgl. Stutzer, Weingüter. Bei Holzfurtner, Ämter, kommt überraschenderweise gerade der bedeutende Wachauer Besitz bei der Beleuchtung der Tegernseer Verwaltungsstrukturen im Mittelalter nicht vor.

tierten Weltgeistlichen (zeitweise jedoch auch Dürnsteiner Chorherren und Minoriten aus Stein) mit eigenen Konventualen als Pfarrvikare, die bis zur Säkularisation Tegernsees 1803 die Seelsorge in Unterloiben ausübten¹¹. Die vormalig Tegernseer Herrschaft Unterloiben und die frühere Salzburger Herrschaft Oberloiben wurden in der Folge nach Verkauf der k. k. Kameralgüter-Direktion (auch: k. k. Staatsgüter-Administration) an Alois Graf Geniceo 1813 bzw. von diesem 1838 an Ferdinand Di(e)nstl und Mitbesitzer zum Di(e)nstlgut Loiben, 1971 schließlich die Gemeinde Loiben mit der Stadt Dürnstein vereinigt¹².

Das ursprüngliche Chorquadrat der romanischen Kirche von Unterloiben wurde um 1300 durch den heute spätgotisch veränderten Polygonchor ersetzt, während das Langhaus erst im 15. Jahrhundert ausgebaut, das südliche Seitenschiff offenbar erst 1496 (vgl. Kat.-Nr. 100) eingewölbt wurde¹³.

Der Ort Dürnstein¹⁴, westlich der Stadt Krems an einem schmalen Uferstreifen der Donau in 209 m Seehöhe am Fuß eines bis 546 m hoch aufragenden Felskegels gelegen, wurde erstmals 1158 in den Göttweiger Traditionen genannt. Um die Mitte des 12. Jahrhundert errichteten die Kuenringer, Ministerialen der Babenberger und Vögte der Wachauer Besitzungen des bayerischen Klosters Tegernsee, hier auf dem über einer weiten Stromschlinge liegenden Berghang eine Burg, die zum Jahr 1192 im Zusammenhang mit der Gefangenschaft des englischen Königs Richard I. („Löwenherz“) erstmals genannt wurde. Am Fuß des Burgfelsens entstand – vielleicht unter Einbeziehung eines im Bereich der Kunigundenkirche in der südöstlichen Ecke gelegenen älteren Straßendorfs – eine vermutlich im frühen 13. Jahrhundert aufgrund des nach Norden schwierigen Terrains nur im südlichen Bereich regelmäßig angelegte und in zwei zeitlichen Schichten (um 1240 und um 1300?) von starken Mauern umgebene Ansiedlung, die zuerst 1311 in einer Urkunde Leutolds (I.) von Kuenring für das Dürnsteiner Klarissenkloster als Stadt bezeichnet und im 14. und späten 15. Jahrhundert mit der Burganlage unter Einbeziehung romanischer Mauerzüge durch eine weitläufige, großteils noch heute erhaltene Mauer zusammengeschlossen wurde. Als Burggrafen der Kuenringer in Dürnstein fungierten in meist alle zwei Jahre stattfindendem Wechsel Angehörige der auch in anderen Zusammenhängen als Klienten des Geschlechts auftretenden Niederadelsfamilien. Nach dem Aussterben der Dürnsteiner Linie der Kuenringer im Mannesstamm 1355 gelangte die Herrschaft durch Kauf von deren Erben an die Landesfürsten,

¹¹ S. Plesser, Kirchengeschichte (1911) 176, Ders., Kirchengeschichte (1932) 429 und 431, Aigner, Tegernsee 8f., 13, 16 und 24 und Weissensteiner, Tegernsee 144–154. Die Angabe bei Geiger, Kloster 17, wonach die Tegernseer Weltpfarren einschließlich Unterloibens bis 1636 von Weltgeistlichen, danach von Konventualen betreut worden seien, ist für Unterloiben unrichtig; s. DASP, Pfarr- und Klosterakten Loiben, unfol. (1. H. 17. Jh., nach 1635): Antwort der Steiner Minoriten auf 17 Fragepunkte des Dechanten von Krems bezgl. der Pfarre (Unter-)Loiben. Die Pfarre gehöre zum Dekanat Krems, das Patronat der Tegernseer Herrschaft (Unter-)Loiben. Das Minoritenkloster Stein administrierte die Pfarre und erhalte dafür 10 fl. pro Quartal. Den Vogteiverhältnissen in Unterloiben entsprach auch die Entscheidung Kaiser Maximilians I. von 1513, wonach den Kirchtage in Unterloiben entgegen dem Einwand des Abtes von Tegernsee weiterhin der Pfleger bzw. Pfandinhaber von Dürnstein beschirmen sollte, s. Plesser, Kirchengeschichte (1911) 176.

¹² Topographie 5, 1021.

¹³ S. Aichinger-Rosenberger, Kunigundenkirche 95, Anm. 32 und vgl. ein testamentarisches Legat des Dürnsteiner Bürgers Michael Laymel über 5 lb. den. „zu dem paw“ der Kirche St. Quirin 1495, s. Plesser, Kirchengeschichte (1932) 438 (1495 August 5, Dürnstein).

¹⁴ Zur allgemeinen Geschichte der Stadt Dürnstein s. aus der älteren Literatur Becker, Dürnstein, die Resten bei Plesser, Kirchengeschichte (1911) 83f., Ders., Kirchengeschichte (1932) 166–181 und Ders., Kirchengeschichte (1939) 84–92, Hofmann, Dürnstein (jedoch unkritisch und ohne Anmerkungen), Dworschak, Dürnstein (Zeittafel teils fehlerhaft), zur kuenringischen Stadtgründung Reichert, Geschichte, allgemein Deák, Dürnstein, jetzt vor allem die Beiträge in Burg Stadt Kloster, davon zum bauhistorischen Befund v. a. Schicht, Stadt, Ders., Burgruine, Scharrer-Liška, Verlauf, und Schicht, Tabor. Zur Gefangenschaft Richards I. in Dürnstein bzw. auf Trifels s. Dworschak, König, Görich, Ehre, mit Angabe älterer Literatur, zuletzt der mit weiterführenden Literaturangaben versehene, allerdings auf dem Forschungsstand von 1995 verbliebene Beitrag von Ogris, King, zur Entwicklung der historischen sowie dichterischen und legendären Überlieferung des Ereignisses besonders Jerger, Gestalt und Raidl, Gefangenschaft. Zur Anlage der Dürnsteiner Stadtbefestigung vgl. knapp und weitgehend überholt Dworschak, Dürnstein 64 und 69, und Dehio Nord 120–122, jetzt die bereits genannten Beiträge von Schicht. Reichard Streun von Schwarzenau begründete seine Pläne für den Umbau des ehemaligen Klarissenklosters gegenüber Erzherzog Ernst damit, daß er „dießem städ[te] darumben aufhelffen wolt, das an dem Thonaw stramb und in meniglichs gesicht gelegen, auch fur sich selbst ein claußen des landes, derglaichen nit baldt aine an der Thonau ist“, s. StiA Herzogenburg, D.2.B.81, fol. 312v (1592 vor Mai 19 [Abschrift]).

die sie an die Maissauer und nach der Entmachtung Ottos (IV.) von Maissau 1429 an die Eitzinger verpfändeten. Neben der alten Burg über der Siedlung, dem „unteren Haus“, heute Ruine, wird in Dürnsteiner Urkunden seit 1450 ein von einem eigenen Pfleger verwaltetes „oberes Haus“ genannt, vermutlich die 300 m weit entfernt höher auf dem Burgfelsen errichtete, heute nur noch in Resten erhaltene Vorburg zur alten Burg¹⁵. 1472 wurden Stadt, Burg und die nun als Tabor bezeichnete Vorburg sowie Maut und Aufschlag in Dürnstein (erneut) an Stephan von Eitzing verpfändet¹⁶, der 1476 – jedoch ohne als Petent in der Urkunde genannt zu werden – einen Wappenbrief¹⁷ für die Stadt erlangte. Die an der realen baulichen Situation orientierte Darstellung Dürnsteins im Wappenbild ist die älteste topographische Ansicht der Stadt. Am Ende des 15. Jahrhunderts und im folgenden Säkulum wechselten zahlreiche Pfandinhaber einander in rascher Folge ab. 1572 wurde Reichard Streun von Schwarzenau mit Dürnstein belehnt, das er nach Aussage erhaltener Quellen nicht zuletzt wegen seines landschaftlichen Reizes geschätzt zu haben scheint und um 1586 mit zeitgemäßen Verteidigungsanlagen (Kanonenrondelle an der Donauseite) versehen ließ. Von den Erben Streuns gelangten Stadt und Herrschaft 1609 an Christoph Wilhelm von Zelking, der 1630 das „Neue Schloß“ im Nordwesten der Stadt errichten ließ, durch Heirat mit dessen Tochter Anna Apollonia 1634 an Otto Heinrich von Zinzendorf. 1663 erwarb die Herrschaft Konrad Balthasar von Starhemberg, im Besitz von dessen Familie die Stadt bis zur Aufhebung der Grunduntertänigkeit 1848 verblieb. Die touristische Anziehungskraft der seit dem Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein hauptsächlich von Weinwirtschaft und Weinausschank lebenden Stadt als einer der bekanntesten Orte der Wachau gründet sich wesentlich auf die sagenhafte Aufbereitung der historischen Gefangenschaft des englischen Königs auf der seit dem 17. Jahrhundert ruinösen Burg¹⁸. Der besondere Reiz des Ortes als Sehenswürdigkeit besteht in der malerischen Wirkung¹⁹ der beengten Lage zwischen der Donau einerseits und dem steil aufragenden Burgberg andererseits sowie der Tatsache, daß auch die heutige Siedlung mit Ausnahme eines modernen Wohnviertels östlich der alten Mauern sich aufgrund der naturräumlichen Gegebenheiten im wesentlichen auf das mittelalterliche Stadtgebiet beschränkt. Dementsprechend ist das Stadtbild noch heute vor allem vom ehemaligen Augustiner-Chorherrenkloster auf einer Felsterrasse unmittelbar über der Donau und der hoch über der Stadt gelegenen Burgruine geprägt. Ein 1551 ausgebrochener Stadtbrand hat keine nachhaltigen Spuren in der noch zu einem großen Teil spätmittelalterlich/frühneuzeitlichen Bausubstanz hinterlassen. Von den mittelalterlichen, noch um 1300 entstandenen Stadttoren ist das südöstliche Kremser (oder Steiner) Tor erhalten geblieben, während das ehemalige donauseitige Wassertor baulich stark verändert, und das nordwestliche Weißenkirchner Tor 1862 abgetragen wurde. Die Forcierung des Fremdenverkehrs in Dürnstein wurde seit der Einrichtung der Schiffsanlegestation 1902 und der Anbindung an die Donauuferbahn 1909 verstärkt. Seit 1959 wird die Donauuferstraße, vorher durch die schmale Dürnsteiner Hauptstraße verlaufend, in einem Tunnel unter dem Stadtgebiet durchgeführt²⁰.

¹⁵ Die Interpretation der später Tabor genannten Vorburg als „oberes Haus“, der alten Burg als „unteres Haus“ der Urkunden ist derzeit unwiderrprochen, s. Schicht, Tabor. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß mit dem „unteren Haus“ auch der anstelle des „Neuen Schlosses“ von 1630 zu vermutende alte feste Sitz im Stadtbereich im Unterschied zum „oberen Haus“ als der Hauptburg über der Stadt gemeint gewesen sein könnte.

¹⁶ Dieser war zumindest 1468 bereits Pfandinhaber von Dürnstein gewesen, vgl. HHStA, AUR 1468 II 22, (1468 Februar 22, Eggenburg): Abrede zwischen Kaiser Friedrich III., vertreten durch Ulrich von Grafenegg, Rüdiger von Starhemberg und Wolfgang von Ruckendorf mit Wissen Michaels Grafen von Hardegg und anderer in Eggenburg versammelter Räte einerseits und Stephan von Eitzing andererseits. Unter vielen anderen Punkten, v. a. Satz- und Pfandgeschäfte betreffend, wird vereinbart, daß Stephan von Eitzing Ulrich von Grafenegg anstelle des Kaisers das Schloß Dürnstein, den Tabor und die Stadt am vierten Tag nach der letzten Bezahlung (insgesamt 26.000 fl. an drei Terminen) abtreten soll.

¹⁷ S. schon Rally, Materialien II, 520f. und NN., Notiz 11, jetzt vollständig ediert bei Zajic, Wappenbrief passim, aus kunsthistorischer Sicht s. Zolda, Wappenbriefe, Kat.-Nr. 35 (Abb.). Zur Dürnsteiner Ansicht auf dem Wappenbrief vgl. zuletzt Andraschek-Holzer/Oppitz, Klosteransichten.

¹⁸ Gegen die Legendenbildung rund um die Gefangenschaft Richards trat jedoch schon Keiblinger, Gefängniß, auf.

¹⁹ Die Stadt als „ein ansehnliches malerisches Ganzes“ beschrieb bereits 1836 Tschischka, Kunst 97. Ein romantisches, aber eher melancholisches Bild zeichnet er für das Ende der proto-touristischen Zeit Dürnsteins und das damals erwachende großstädtische Interesse an den Dürnsteiner „Altertümern“ aufschlußreiche Zeitschriftenartikel NN., „Alterthümer“. Vgl. eine Auswahl an Ansichten des 19. und 20. Jahrhunderts bei Andraschek-Holzer, Bezirk 15f.

²⁰ Konnte die 1904 ohne Rücksicht auf die baulichen Verhältnisse parallel zum Donauverlauf projektierte Donauuferbahn (Lokalbahn Wien-Krems-Grein-Mauthausen) durch Einschreiten der k. k. Central-Com-

Die Geschichte des ehemaligen Augustiner-Chorherrenklosters in Dürnstein²¹, unmittelbar am nördlichen Donauufer gelegen, nimmt ihren Ausgang von der zwischen 1371 und 1373 als Stiftung Elisabeths von Kuenring, Tochter Leutolds (II.) von Kuenring-Dürnstein und Sophies von Maissau, als Witwe nach Eberhard (VIII.) von Wallsee-Graz in Verein mit ihrem Verwandten Heidenreich von Maissau²², Oberstschenk und Landmarschall in Österreich sowie Erben der Dürnsteiner Kuenringer, errichteten Marienkapelle im Kuenringerhof in Dürnstein. Als „Oberkaplan“²³ der Benefiziaten fungierte bis zu seinem Tod, spätestens im Frühjahr 1387, Johannes Palmer (Hans von Weitra), dem Stephan von Haslach in dieser Funktion nachweislich wenigstens seit dem Frühjahr 1388 folgte.

In den folgenden Jahren, besonders nach der 1402 erfolgten Inkorporation der seit 1306 mit einem eigenen Benefiziaten versehenen Johanneskapelle auf der Dürnsteiner Burg, die Stephan von Haslach seit 1399 gleichzeitig mit dem Dorotheaalтар der Marienkapelle innehatte, erweiterte dieser den Bau der Marienkapelle durch Anfügung eines neuen, 1407 bereits geweihten Chors und einer mit dem Allerheiligenpatrozinium versehenen Krypta, möglicherweise Grabstätte der ersten Stifterin Elisabeth von Kuenring. Stephan beabsichtigte in Fortführung älterer Pläne Palmers offenbar bald nach seiner Bestellung zum „Oberkaplan“, gemeinsam mit den Maissauern als Patronatsherren ein weltliches Kollegiatkapitel an der Marienkapelle einzurichten, zu dessen Dotierung er ebenso wie sein Vorgänger persönlich finanzielle Mittel einbrachte²⁴. 1409 billigte der Passauer Bischof urkundlich den mittlerweile jedoch – vielleicht unter Einfluß des mit gleichen Plänen für St. Dorothea in Wien²⁵ ungehenden österreichischen Kanzlers, Wiener Hofkaplans und Pfarrers von Gars und Eggenburg, Andreas Plank – abgeänderten Wunsch Stephans und des Maissauers, binnen zwei Jahren ein reformiertes Regularkanonikerkloster in Dürnstein einzurichten²⁶. Im Februar 1410 berief Otto von Maissau in einem feierlichen, reich illuminierten

mission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale etwa im Bereich der Stadt Stein auf abgeänderter Streckenführung verwirklicht werden, so wurde die ursprünglich vorgesehene Trassenführung der Donauuferstraße in den 1950er Jahren durch eine – unter massiver Zerstörung der historischen Bausubstanz – verbreiterte Dürnsteiner Hauptstraße durch engagierten Widerstand aus der Wachauer Bevölkerung verhindert.

- ²¹ Die Literatur zum ehemaligen Dürnsteiner Chorherrenkloster ist trotz Fehlens einer gedruckten Monographie umfangreich, einen aktuellen, alle Aspekte der Klostersgeschichte zusammenfassenden Überblick bieten (jedoch ohne Anmerkungen) Payrich/Penz, Dürnstein. Neue Erkenntnisse zur Gründungsgeschichte des Chorherrenklosters und zu dessen Stifter Stephan von Haslach bieten Zajic/Roland, Urkundenfälschung, danach im wesentlichen das Folgende. Alle älteren Beiträge zur Klostersgeschichte (der erste knappe Überblick bei Fidler, Geschichte 24f.) wie Biélsky, Tirnstein 180–189, Plessner, Kirchengeschichte (1911) 85–88, Ders., Kirchengeschichte (1932) 148–164 sowie Ders., Kirchengeschichte (1939) 104–129, Schmettan, Chorherrenstift, Hofmann, Dürnstein 23–25 und Pühringer-Zwanowetz, Baugeschichte, sind nur noch zu einzelnen Fragestellungen heranzuziehen. Zur trotz der Aufhebung des Klosters 1788 günstigen archivalischen Situation s. zuletzt Penz, Schauplatz und Dies., Kloster. Zur barocken Architektur Dürnstens vgl. neben Pühringer-Zwanowetz, Baugeschichte, unter ausführlicher Benützung der für den Baufortschritt aufschlußreichen Schreibkalender Propst Hieronymus Übelbachers Pauker, Kirche, knapp Lorenz, Barock, Kat.-Nr. 37 (Hellmut Lorenz), zuletzt v. a. Weigl, Klosteranlagen 1, 288–294.
- ²² Zu Heidenreich als dem politisch einflußreichsten und vermögendsten der späten Maissauer vgl. Pözl, Herren 171–180, Rigele, Maissauer 202–264 und zuletzt Lackner, Hof 129f.
- ²³ Der Begriff entstammt nicht den Dürnsteiner Quellen, wird aber hier der Klarheit halber verwendet. Hans von Weitra und Stephan von Haslach trugen in Urkunden als Inhaber der Marienkapelle den Titel „capellanus“ oder „chaplan“, die weiteren Benefiziaten wurden in den sie nennenden ausschließlich deutschsprachigen Urkunden stets als „gesellen“ bezeichnet.
- ²⁴ Von den 300 lb. den. Kaufsumme, um die Leutold von Maissau 1399 zur Dotierung des Dorotheaalтарs bayerische Lehen in Willendorf, Groisbach, Loitzendorf und Thalheim (heute Gem. Aggsbach Markt bzw. Maria Laach am Jauerling, PB Krems) von Rudolf (I.) von Wallsee-Enns erwarb, stammten 100 lb. den. von Stephan, siehe dessen Rubrum im Kopialbuch, StiA Herzogenburg D.2.B.81, fol. 94r. Noch im selben Jahr wurden die Lehen von Herzog Stephan III. von Bayern zugunsten der Marienkapelle in freies Eigen verwandelt. Dieser Streubesitz wurde 1405 offenbar als eigene Verwaltungseinheit verstanden und als das Willendorfer „Amt“ Stephans von Haslach bezeichnet, vgl. Fuchs, Urkunden (1906) Nr. 192 (1405 März 12). Zu den bayerischen Lehen in Niederösterreich vgl. übrigens Lechner, Lehen.
- ²⁵ Vgl. Perger/Brauneis, Kirchen 170.
- ²⁶ 1407 war in der Urkunde, mit der Otto von Maissau der Marienkapelle die Patronate über die Pfarrkirchen Grafenwörth und Dürnstein überließ, noch die Rede von der Einrichtung einer „brobstey und samnung (...) erberr priester (...) nach tumes sitten“, siehe StiA Herzogenburg, D. n. 134 (1407 Juli 11, Wien), Bischof Georg von Passau stimmte im selben Jahr dem Plan zu, „collegiatam ecclesiam erigere et prepositum et octo canonicos seculares instituere“, siehe D. n. 136 (1407 Oktober 21, Ebelsberg). In einer Urkunde der Herzöge Leopold und Ernst anstelle Albrechts V., in welcher der „Frauenhof“ in Dürnstein zugunsten der

Stiftbrief schließlich einen Propst und acht Augustiner-Chorherren aus dem 1367 gegründeten südböhmischen Reformkloster Wittingau nach Dürnstein, die nach der knapp darauf erfolgten Resignation Stephans die Kirche übernahmen. Die Umwandlung der Marienkapelle in ein Chorherrenkloster vollzog als Diözesanbischof Georg von Hohenlohe im Sommer 1410 in einer entsprechenden Urkunde und übertrug dem Kloster die Rechte der Vorgängerkapelle an den beiden als Gründungsdotations vorgesehenen Pfarrkirchen von Dürnstein und Grafenwörth.

Schon 1414 wurden vier Dürnsteiner Chorherren zur Besiedlung des vom Wiener Hofkaplan, Kanzler und Pfarrer der Doppelpfarre Gars-Eggenburg, Andreas Plank, gegründeten Wiener Dorotheerklosters berufen. Beide Gemeinschaften erhielten 1426 eine gemeinsame, an den Statuten des südböhmischen Reformklosters Raudnitz orientierte Regel, die sogenannten Wiener Konstitutionen, die 1450 durch den Passauer Bischof Leonhard von Laiming revidiert wurden²⁷.

Wie bei fast allen niederösterreichischen Klöstern läßt sich auch in Dürnstein ein mit der zunehmenden Verbreitung der Reformation einsetzender Rückgang der Zahl der bis dahin meist um die 15 Religiösen bei gleichzeitigem wirtschaftlichen Verfall beobachten. 1544 etwa befand sich anlässlich der landesfürstlichen Visitation der niederösterreichischen Klöster nur Propst Urban Hanal, der zur Verminderung der Schuldenlast zahlreiche Grundverkäufe getätigt hatte, mit einem weiteren Chorherren und zwei Weltpriestern in Dürnstein. Im Jahr 1553, als der auf Hanal als Administrator des Klosters gefolgte Franz Johannes Abstemius (lat. aus Bornemisza) Bischof von Wiener Neustadt wurde, befanden sich zwar sechs Chorherren im Kloster, der Niedergang setzte ab 1554 jedoch verstärkt wieder ein. Der seit 1573 regierende vormalige Konventuale des Wiener Dorotheerklosters, Adam Faber (gest. 1589), scheint konfessionell indifferent gewesen zu sein, was ein 1586 an Erzherzog Ernst gesandter Bericht des protestantischen Inhabers von Schloß und Herrschaft Grafenwörth, Hans Rueber von Pixendorf (s. zur Familie Kat.-Nr. 54, 249 und 252) nahelegt. Faber habe selbst im Schloß evangelischen Gottesdienst halten lassen und sei den Untertanen Ruebers bei der Teilnahme an den evangelischen Gottesdiensten nicht hinderlich gewesen²⁸. Die nur kurze Amtszeit des offenbar bereits in Ansätzen gegenreformatorisch tätigen Matthias Schreckseisen (s. Kat.-Nr. 328) brachte noch keine dauerhafte Stabilisierung des Dürnsteiner Kapitels: Der auf Vorschlag des Passauer Offizials Melchior Klesl 1596 als Administrator präsentierte Klosterneuburger Chorherr Nikolaus Arnold verstarb nach wenigen Wochen, sein im Frühjahr 1597 installierter Nachfolger Balthasar Puchseer verschied nach nur zweijähriger Amtsführung. Der einzig verbliebene Chorherr des Klosters, Johann Hofmann, erwies sich in der Folge als Administrator als ungeeignet und wurde kurzfristig durch Georg Ursus aus dem St. Pöltener Kloster ersetzt. Erst mit der 1599 erfolgten Installation des bis 1609 sowie von 1618 bis 1628 regierenden, persönlich jedoch umstrittenen Propstes Melchior Kniepichler (s. Kat.-Nr. 448) setzte eine längerfristig wirksame Erholung des Kapitels ein.

Einen letzten Höhepunkt in der Geschichte des Klosters stellt die Amtszeit des 30 Jahre lang regierenden Propstes Hieronymus Übelbacher (gest. 1740) dar. Der 1674 in Oberhollabrunn geborene Doktor der Theologie ließ Klosterkirche und Konventsgebäude ab etwa 1720 nach eigenen, in seinen Schreibkalendern festgehaltenen, detaillierten Vorstellungen mit teilweise originellem ikonographischen Programm weitgehend umgestalten. Nach dem Tod von dessen zweitem Nachfolger Dominik Ruemer im Frühjahr 1787 wurde das Kloster im Zuge der josephinischen Klosteraufhebungen zu Jahresbeginn 1788 vorläufig sistiert und dem Kloster Herzogenburg schließlich am 24. Jänner inkorporiert. Die Klosterbibliothek wurde am 26. März 1789, in 24 Kisten verpackt, an die Wiener Hofbibliothek abgeliefert. Die Baulichkeiten, bald teilweise als

Marienkapelle vom Ungeld befreit wird, ist sogar noch die Rede von einer geplanten „samnung zwelf briester“, siehe StIA Herzogenburg, D. n. 143 (1409 Juli 22, Wien). In der Passauer Bischofsurkunde desselben Jahres (1409 August 30, StIA Herzogenburg, D. n. 144) wird hingegen Stephan von Haslach die Übernahme der nach Tod des Pfarrers Heinrich (Schenk) vakanten Pfarrkirche Dürnstein nur unter der Auflage gestattet, daß an der Marienkapelle binnen zwei Jahren ein Kapitel eingerichtet werde: „cappellam (...) erigere (...) in collegiatam ecclesiam et ibidem instituere et deputare certum canonicorum numerum, qui in habitu regulari ibidem cultum divinum peragere (...) debent“. Die zitierte Passage könnte entgegen Pühringer-Zwanowitz' Ansicht, Baugeschichte 109, „es scheint, daß damit immer noch ein weltliches Stift gemeint war“, bereits auf eine geplante Besetzung mit Regularkanonikern hinweisen. Der plötzliche Schwenk vom Kollegiatstift zur Regularkanonikerniederlassung wurde erstaunlicherweise fast nur in der ältesten Literatur, etwa Biélsky, Tirnstein 185, als Problem erkannt.

²⁷ S. Schmettan, Chorherrenstift 36.

²⁸ S. Schmettan, Chorherrenstift 56.

Privatwohnungen adaptiert, stehen bis heute unter der Verwaltung eines vom Herzogenburger Kapitel gestellten Dechanten, die seit 1742 auch als Pfarrkirche von Dürnstein fungierende ehem. Klosterkirche wird von einem Herzogenburger Chorherren betreut²⁹.

Die kontinuierliche Entwicklung der Klostergebäude, dem ersten Anschein nach heute aus einheitlich barocker Bausubstanz zusammengesetzt, wurde erst in neuerer Zeit erkannt. Bereits seit etwa 1400 waren sukzessive Häuser und Grundstücke im Umkreis der Marienkapelle angekauft worden, um darauf die für ein zukünftiges Kapitel erforderlichen Bauten errichten zu können. Schon zu dieser Zeit dürften auch der dreiflügelige Kreuzgang, im Süden an die Kirche anschließend, sowie Wohngebäude nördlich der Kirche errichtet worden sein. Über die Baugeschichte der nächsten Jahrhunderte existieren kaum Nachrichten, doch erfolgten barocke Umbauten an und in der Kirche sowie an den Klostergebäuden bereits zwischen 1672 und 1676 unter Propst Honorius Arthofer³⁰.

Die tiefgreifendsten, das äußere bauliche Erscheinungsbild des Klosters bis heute prägenden Veränderungen setzte schließlich Propst Hieronymus Übelbacher. Im Zuge dieser Baumaßnahmen wurde ab 1717 das Bodenniveau von Kirche und Kreuzgang durch Sprengungen und Felsbrucharbeiten um mehr als 1 m abgesenkt. Durch diesen Umstand gingen zahlreiche Grabdenkmäler des Klosters verloren, ein Teil der Inschriften in Kirche und Kreuzgang, nicht aber der Krypta, die im 16. Jahrhundert vermutlich Begräbnisstätte des Konvents gewesen war, wurde in einer eigens vor Umbau der Kirche (Grundsteinlegung am 25. April 1721, Abbruch der alten Gewölbe am Folgetag, drei Tage später Beginn der Fundamentarbeiten) angelegten „Descriptio monumentorum“ (s. unten) überliefert. 15 (!) der 20 dort aufgelisteten Objekte sind verloren gegangen. Dennoch veränderte der von Übelbacher beauftragte Joseph Munggenast im Grunde nur den Kircheninnenraum, während die Außenmauern samt dem Dach vom gotischen, bereits teilweise barock veränderten Bau erhalten blieben³¹. Auch der von Matthäus Steinl und Munggenast konzipierte Turm stellt nur eine Umkleidung der gotischen, zuvor unter Arthofer barock abgeänderten Substanz dar, ebenso wie der gotische Kreuzgang lediglich unter den barocken Anforderungen an möglichst regelmäßige und symmetrische Grundrißlösungen adaptiert wurde.

Das ehemalige Dürnsteiner Klarissenkloster³², im Südosten der Stadt an der Donau gelegen, wurde spätestens 1289 als erste Niederlassung des Ordens in der Diözese Passau auf Initiative Leutolds (I.) von Kuenring an der Stelle zweier Hofstätten ins Leben gerufen und mit Nonnen des seit 1253 der Ordensregel folgenden Judenburger Konventes besiedelt. Die Anregung zu dieser wohl in den Gesamtzusammenhang des Dürnsteiner Stadtausbaus der Kuenringer gehörenden Gründung hatten vielleicht zwei wenig zurückliegende Stiftungen von Niederlassungen für Frauenorden aus dem familialen Umfeld Leutolds gegeben: Die Einrichtung des auch von Leutold mehrfach bestifteten Dominikanerinnenklosters Imbach 1269 durch seine Schwiegereltern Albero von Feldsberg und Gisela von Ort (s. Einleitung zu Imbach) und die des Zisterzienserinnenklosters von Altmelon (ab 1277 in Krug/St. Bernhard bei Horn) durch Leutolds Onkel Heinrich (IV.) von Kuenring-Weitra in Verein mit Heinrich Graf von Hardegg 1264/69. Nicht unbedeutender Besitz neben dem von Leutold als Gründungsdotation gestifteten Patronat über die Pfarrkirche Dürnstein fiel dem jungen Dürnsteiner Kloster in den ersten Jahrzehnten durch Stiftungen von den Eltern und Verwandten der zahlreich in den Konvent eingetretenen Nonnen zu. Die Seelsorge im rasch angewachsenen Kloster übernahmen offenbar schon in den ersten Jahren in Dürnstein selbst residierende Minoriten aus dem Steiner Konvent, von denen einzelne schon seit 1291 gelegentlich als Urkundenzeugen genannt werden. Eine bislang unberücksichtigte Urkunde

²⁹ S. Schmettan, Chorherrenstift 46–48. Zum Verbleib der Dürnsteiner Bibliothek vgl. auch Tropper, Schicksale 120 und 141.

³⁰ S. dazu anhand einer Ansicht des Klosters von spätestens 1689 Andraschek-Holzer/Oppitz, Klosteransichten 339–341.

³¹ S. Pühringer-Zwanowetz, Baugeschichte 129.

³² Grundlegend zur Geschichte des Klarissenklosters, wenn auch teils fehlerhaft, s. an älterer Literatur Keiblinger, Beiträge, Biélsky, Tirnstein 164–179, Plesser, Kirchengeschichte (1911) 88–91, Ders., Kirchengeschichte (1932) 164–166 und Ders., Kirchengeschichte (1939) 92–104. Die frühen Papsturkunden des Klosters s. bei Hilger, Verzeichnis, Nr. 569, 577, 596f., 600f., 615 und 624. Zur Klostergeschichte s. jetzt vor allem die ausführliche Darstellung von Gröbl, Klarissenkloster (1998), Dies., Ordensangehörige und eine geringfügig gekürzte Fassung der ungedruckten älteren Arbeit, Gröbl, Klarissenkloster (2005). Auch angesichts des Vorliegens der angeführten Literatur ist besonders die Frühgeschichte des Klarissenklosters jedoch keineswegs schlüssig untersucht.

des Klarissenklosters zählt zum Jahr 1302, also etwa zwölf Jahre nach der Gründung des Klosters, bereits über 40 Klarissen und neun ständig in Dürnstein residierende Minoriten (vgl. Kat.-Nr. 13), die von zwölf Dienstmägden im Wirtschaftshof des Klosters versorgt wurden. Die 1306 von Leutold zur Verhütung regelmäßigen Gottesdienstes und zur Aufrechterhaltung des Stiftergedenkens im Klarissenkloster nach Dürnstein berufenen drei Minoritenpriester bildeten also nicht den Ausgangspunkt, sondern lediglich eine Verstärkung des zu jenem Zeitpunkt schon länger bestehenden Dürnsteiner Minoritenkonvents, dem wenig später weitere acht Ordenspriester zugeführt wurden, und über dessen Existenz bis ins erste Viertel des 16. Jahrhunderts vereinzelte Nachweise vorliegen.

Die Reihe der insgesamt 32 Äbtissinnen wurde bis ins frühe 16. Jahrhundert von Frauen dominiert, die zumeist dem niederösterreichischen Adel entstammten und im Dürnsteiner Konvent selbst herangezogen worden waren. Das Kloster wurde wie fast alle niederösterreichischen Frauenklöster nach krisenhaftem Verfall während der Reformation – 1543 zählte der Konvent außer der Äbtissin acht Nonnen und eine Novizin, 1561 befanden sich nur noch die aus Judenburg postulierte und wenig später geflohene Äbtissin Barbara Wolmueth, die wegen ausständiger Landsteuern in Arrest genommene vormalige Äbtissin Martha Baumann und eine Novizin Anna im Konvent – zwei Jahre nach dem Tod der letzten Äbtissin und einzigen Konventualin, Ursula (II.) Walch, 1573 aufgehoben, nachdem bereits 1566 eine Versetzung der Äbtissin in das Dominikanerinnenkloster Imbach und die Vereinigung des Dürnsteiner Klosters mit dem Ybbser Konvent in Aussicht genommen worden war. Die freigewordenen Gebäude, zunächst zwischen dem Inhaber der Herrschaft Dürnstein, dem bekannten protestantischen Historiker, Ständepolitiker und Hofkammerpräsidenten Reichard Streun von Schwarzenau, Richter und Rat von Dürnstein, den Steiner Minoriten, den Kremser Jesuiten und den Dürnsteiner Chorherren umstritten, gelangten samt dem Archiv an das Chorherrenkloster unter Propst Adam Faber, das weiterhin für die wöchentliche Meßfeier und zumindest noch 1625 (s. Kat.-Nr. 441) und 1693 für die bauliche Erhaltung der Kirche sorgte. In den ehemaligen Konventsgebäuden wurden Amtsträger des Chorherrenklosters einquartiert und Weinausschank betrieben, bis Propst Gottfried von Haslingen ab 1693 den großen Klosterweinkeller östlich der Stadt mit Abbruchmaterial des Klarissenklosters errichten ließ. 1715/16 ließ Propst Hieronymus Übelbacher den beschädigten kleinen Kirchturm abtragen und das Kirchenschiff nach Einschlagen der Gewölbe und Einziehen von drei Balkendecken sowie Vermauerung der gotischen Fensterbahnen zum Getreidekasten umbauen, im durch Abmauerung des Triumphbogens abgetrennten und als Kapelle genutzten Chor („Kastenskapelle“) wurde jedoch bis zum Erlöschen der Meßlizenz gegen Ende des 18. Jahrhunderts weiterhin fallweise Messe gelesen³³. Nach Aufhebung des Chorherrenklosters 1788 gelangte ein großer Teil des Dürnsteiner Besitzes des Klosters zur Versteigerung. 1791 wurde der Dürnsteiner Kasten, also die ehemalige Klarissenkirche, an den Dürnsteiner Binder August Schendl verkauft. Im Erbweg gelangte das Kirchenschiff schließlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an die Dürnsteiner Familien Hufnagel und Thiery, deren letztere 1884 in den Resten der ehemaligen Klostergebäude (Dürnstein Nr. 8), seit 1841 Gasthaus, einen bis heute existierenden und im 20. Jahrhundert zur Hotelanlage erweiterten Gasthof einrichtete, während die Chorkapelle weiterhin in Herzogenburger Eigentum verblieb³⁴.

Göttweig, Benediktinerkloster Mariä Himmelfahrt

Das Benediktinerkloster Göttweig³⁵ liegt der Stadt Krems gegenüber am östlichen Ausgang der Wachau und des Dunkelsteiner Walds weithin sichtbar in 425 m Seehöhe auf einer markanten

³³ S. Biélsky, Tirnstein 177f. und Schmettan, Chorherrenstift 22 und 112. Der noch 1592 von Reichard Streun ventilerte Plan, auf dem Grund des abzutragenden Klostergebäudes neue Untertanenhäuser zu errichten, wurde auf Gutachten des Dürnsteiner Propstes Matthias Schreckseisen seitens des Klostrrats und der Hofkammer abgelehnt, s. StIA Herzogenburg, D.2.B.81, fol. 312–315 und vgl. auch Plessner, Kirchengeschichte (1939) 103.

³⁴ S. Gnevkwow-Blume, Wappen 3 und Dworschak, Dürnstein 76.

³⁵ Die (gedruckte) Literatur zum Kloster Göttweig und seiner Geschichte ist seit den großangelegten historiographischen Projekten Abt Gottfried Bessels und Abt Magnus Kleins im 18. Jahrhundert ungemein reichhaltig. Als Auswahl wichtiger Beiträge zum Gesamtbild – auf die Spezialliteratur kann hier nicht eingegangen werden – seien daher nur ausschnittsweise genannt Röhrig, Augustiner-Chorherrenstift und Ders., Göttweig (zur Kanonikerreform Altmanns und der Gründung von Göttweig als Chorherrenstift), Dungal, Göttweig (reichhaltige urkundliche Nachrichten zu einzelnen Äbten), knapp Lechner, Stift 10–28,

Erhebung des Göttweiger Bergs am rechten Donauufer. Die Etymologie des für das Kloster namensgebenden Bergs, bis ins späte 18. Jahrhundert hinein in deutschsprachigen Quellen als Kotwisch oder Kötwein (mit zahlreichen orthographischen und dialektalen Varianten) bezeugend, ist von einer allegorisch-mythologischen Auslegung in der *Vita Altmanni* (Kap. 26) und dem Beginn der barocken Hausgeschichtsschreibung an bis in die Gegenwart nicht überzeugend geklärt³⁶. Von Bodenfunden auf dem Göttweiger Berg berichtete ebenfalls bereits die *Vita Altmanni*, spätere Funde (aus Jungsteinzeit, Bronzezeit, Hallstattzeit, von keltischer Keramik aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, aus einem römischen Vorlager oder Burgus des befestigten Kastells Favianis/Mautern um 150 n. Chr. bzw. von Mauerzügen aus dem 2. und 3. Jahrhundert) wurden noch während der barocken Bauarbeiten im Klosterbereich sowie bei einer Grabungskampagne des Bundesdenkmalamts 1962–67 rund um die heutige Erentrudis- (früher Sebastians-) Kapelle gemacht³⁷. Eine Siedlungskontinuität bis ins 11. Jahrhundert hinein ist jedoch – zumal angesichts der 488 notwendigen Aufgabe des bedeutenderen Mautern – fraglich. Erst seit dem späten 9. Jahrhundert dürfte eine neue Siedlungstätigkeit auf dem Göttweiger Berg aufgenommen worden sein.

Die von Bischof Altmann von Passau (1065–1091) initiierte Kanonikerreform, die mit zahlreichen Klosterneugründungen einherging (Reform von St. Florian und St. Pölten, Gründung von St. Nikola bei Passau), konzentrierte sich auf den Osten seiner Diözese, seit ihm seine Bischofsstadt ab 1077 als Anhänger Papst Gregors nicht mehr zugänglich war. Auf dem Göttweiger Berg in unmittelbarer Nähe der passauischen Stadt Mautern beabsichtigte Altmann offenbar zunächst lediglich, eine Residenz für sich selbst anzulegen, in deren Rahmen nach der (fragmentarischen) ältesten Göttweiger annalistischen Überlieferung bzw. der sogenannten *Continuatio Claustroneoburgensis* I. am 1. Oktober 1072 bereits eine Kapelle zur Hl. Erentrudis und ein Marienaltar, der meist als späterer Titelaltar der erst am 9. September 1083 konsekrierten Klosterkirche angesehen wird, geweiht wurden. Bei den Resten einer 1964 ergrabenen Saalkirche mit Chorquadrat unter der heutigen Erentrudis- (früher Sebastians-)Kapelle (ehemals der Chor der mit wechselnden Patrozinien, etwa Hl. Nikolaus und Hl. Maria Magdalena versehenen Frauenklosterkirche) könnte es sich um eine erste Kirche Altmanns handeln.

Der erst im 12. Jahrhundert (um 1138 in Zusammenhang mit der vielleicht schon 1121/25 erfolgten Anlage des Göttweiger Traditionscodex A und der *Vita Altmanni* [prior]) formal gefälschte, in einer copie figurée von zwei Händen nach 1164 vorliegende, inhaltlich trotz Erwei-

am ausführlichsten die Darstellungen zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Klostergeschichte von Hödl, Göttweig, und Tropper, *Stift*, zuletzt zur Klostergeschichte bis etwa 1150 Sonnlechner, *Landschaft*, bes. 127–159, als Gesamtüberblick mit ausführlichsten Literaturangaben Lechner, *Göttweig*. Zu den Göttweiger Besitzverhältnissen und der Verwaltung der Klosterherrschaft(en) informiert am besten Treiber, *Situation*, zuletzt zusammenfassend Lechner, *Göttweig 788–795*.

³⁶ Die *Vita Altmanni* leitet „Gotewich“ von den angeblich einst hier siedelnden Goten ab, die den Kriegsgott Mars=Wich verehrt hätten. Diese Etymologie, 1475 von Johannes Hinderbach tradiert (s. Fuchs, *Urkunden* [1902] Nr. 1845 [1475 April 30, Trient]), wurde auch 1669 von Abt Gregor Heller referiert, 1769 aber von Friedrich Wilhelm Weiskern abgelehnt. Wik bedeutete demnach Ort, der Name meine also Gottesort oder Gotteskreis. Noch in *StiB Göttweig*, Cod. rot 896 (Dückelmann), fol. 3r findet sich aber ein Kupferstich Johann Adam Schmutzers mit einer idealisierten Ansicht Göttweigs unter der Legende „FACIES ANTIQVISSIMI GOTHORUM CASTELLI VULGO GOTWJK“, der nach der umseitig angegebenen Erklärung als „vignet“ in den geplanten zweiten Band des *Chronicon Gottwicense* vor Buch 2 eingebunden werden hätte sollen. Abt Magnus Klein vermutete jedoch keltischen Ursprung und trat für die Deutung Kot=Gott, wisch=Lager ein, also Kastell Gottes. Aemilian Jansch interpretierte den Namen als „Waldschloß“ unter Bezug auf eine angebliche keltische Burg als Vorgängerbau des Klosters. Ludwig Koller übersetzte den Namen als „kleine Einbuchtung, Wanne“, Dungal, *Göttweig* 497 als „gottgeweiht“, eine Bezeichnung, die „von einem germanischen Volke“ herkommen sollte, vgl. zu den verschiedenen (volks)etymologischen Ansätzen referierend Zedinek, *Göttweig* 58 und Röhrig, *Göttweig* 165, zu den mittelalterlichen Namensformen aus *Urkundenmaterial Lechner, Göttweig* 768. Die an Koller angelehnte Deutung des deminutiven Präfixes Kott- mit Interpretation des Namens zu „kleine Mulde“, relativierend bezogen auf den südlich benachbarten, höheren Waxenberg, s. noch bei Hödl, *Göttweig* 4 und Lechner, *Göttweig* 768. Schuster, *Etymologie* 135 geht von einem patronymischen slawischen Ortsnamen *Chotoviki aus. Zur *Vita Altmanni* (prior), vermutlich gegen 1138/41 von einem unbekanntem Göttweiger Konventualen auf Wunsch Abt Chadalhochs (1125–1141) nach mündlicher Haustradition abgefaßt, s. neben den älteren Beiträgen (zusammenfassend Lhotsky, *Quellenkunde* 205–207) jetzt vor allem, jedoch teils spekulativ, Fleck, *Vita*, zusammenfassend Hödl, *Göttweig* 16–21 und Lechner, *Göttweig* 772f.

³⁷ S. zu den Ergebnissen der Grabungen vor allem Melzer, Furth, und Moßler, *Untersuchungen*, knapp mit weiterführenden Literaturangaben Farka, *Ausstellungsthema* 13, zur Geschichte der archäologischen Sammlungs- und Forschungstätigkeit in *Göttweig Neugebauer/Preinfalk, Klöster* 105–109.

terung der Pertinenzen entsprechend dem status quo der Anfertigungszeit wohl größtenteils zu treffende sogenannte Stiftbrief Altmanns für Göttweig (1083 September 9) führt eine reiche Dotation des Klosters, vor allem mit den Einkünften der ausgedehnten Stephanspfarre Mautern, der Pfarren Mühlbach am Manhartsberg, (Unter-)Nalb, Petronell, Kilb und Pyhra sowie reichem, aber weit verstreutem Grundbesitz aus Gütern des Hochstifts Passau ebenso wie aus Eigengut Altmanns an. Die in der Urkunde erwähnte Mauterner Margaretenkapelle scheint nach dem Befund der original erhaltenen Weiheinschrift (Kat.-Nr. 1) zum Zeitpunkt der Klostergründung jedenfalls baulich tatsächlich bereits existiert zu haben.

Die Umwandlung des mit der Kirchenweihe 1083 eingezogenen, in der Vita Altmanni wohl zu Unrecht übel beleumundeten Kapitels von zwölf Chorherren zu einem im Hirsauer Sinn reformierten Benediktinerkonvent unter der Leitung des neuen bzw. ersten Abtes Hartmann, vormals Prior von St. Blasien im Schwarzwald, erfolgte offenbar unter Beteiligung der Göttweiger Chorherren selbst 1094 nach dem Tod Altmanns, der am 8. August 1091 in Zeiselmauer verstorben und in seiner bevorzugten Gründung Göttweig bestattet worden war. An das Patrozinium von Hartmanns Mutterhaus erinnert die um 1100 errichtete spätere Fialkirche St. Blasien am Fuß des Klosters in Kleinwien im Fladnitztal, in deren unmittelbarer Umgebung die Klostermühle (später mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Pfisterhof) und die angebliche Wohnstätte der Inklusin und Dichterin Ava als Teil des Göttweiger Frauenkonvents³⁸ lagen. Dieser wurde jedoch bald, jedenfalls noch im 12. Jahrhundert, auf den Göttweiger Berg verlegt, wo die frühere Nikolauskirche unter dem neuen Patrozinium Maria Magdalena als Nonnenklosterkirche fungierte. Dem zahlenmäßig meist kleinen Frauenkonvent traten in den folgenden Jahrhunderten wohl überwiegend adelige Damen – vor 1142 Herzogin Gerbirg, Witwe nach Herzog Bořivoj von Böhmen – bei, die selbst oder deren Verwandte für die Dotierung des Klosters sorgten. 1386 war ein Höchststand des Konvents mit 24 Nonnen erreicht.

Bis zur Abfassungszeit der Vita Altmanni um 1135 existierten als Ergebnis reger Bautätigkeit – Schenkungen und Stiftungen des benachbarten Adels und babenbergischer Ministerialen wie der Kuenringer hatten seit 1094 stark zugenommen – bereits acht steinerne Kirchenbauten auf und unter dem Göttweiger Berg, zugleich hatte der Reformgedanke in Göttweig so stark Wurzeln geschlagen, daß das Kloster selbst andere Häuser reformierte³⁹. Das 12. Jahrhundert als erstes Jahrhundert des Klosters war einerseits eine Zeit vielfacher Besitzsicherung (Anlage von Traditionscodices) und –abrundung und erste Blütezeit literarisch-historiographischer Betätigung (Vita Altmanni und Göttweiger Annalen) im zahlenmäßig anwachsenden Konvent, während andererseits Einmischung der babenbergischen Vögte und der Passauer Bischöfe in die Leitung der Abtei negative Folgen zeigten. Trotz rechtlich konsolidierter Stellung setzten im 13. Jahrhundert wirtschaftliche Schwierigkeiten ein, die die ausgedehnte, von mehreren Ämtern verwaltete Klosterherrschaft (zu einem großen Teil auf Weinwirtschaft aufbauend) bis ins 16. Jahrhundert hinein unter mitunter krisenhaften Erscheinungen, auch als Spiegelbild disziplinärer innerer Unruhen wie allgemeinhistorischer Umstände (etwa des österreichischen Interregnums im 13. Jahrhundert, der Pest im 14. und der Hussitenunruhen sowie der zahlreichen militärischen Auseinandersetzungen des 15. Jahrhunderts) begleiten sollten. Bezeichnend ist zudem die Tatsache, daß von den 28 zwischen 1200 und 1507 regierenden Äbten zehn ihr Amt resignierten oder dessen enthoben wurden. Steigender landesfürstlicher Finanzbedarf, gehäufte Mißernten und Umwandlung agrarischer Einkommensstrukturen im Spätmittelalter zwangen zu fortgesetzten ad-hoc-Maßnahmen zur kurzfristigen Entlastung der Klosterfinanzen durch Verpfändung und Verkauf von Klosterbesitz und Einkünften, der niemals den Bestand des Konvents insgesamt gefährdete. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts brach die Klosterwirtschaft jedoch unter dem ökonomischen und steuerlichen Druck der unausgesetzten kriegerischen Auseinandersetzungen zusammen. Kleinen lokalen konjunkturellen Aufschwüngen der Klosterfinanzen folgten immer wieder Rückschläge, sodaß die ökonomische Situation noch im 16. Jahrhundert, nicht zuletzt angesichts der wegen der drohenden Osmanengefahr eingehobenen geistlichen Kontributionen, von denen Göttweig nach Melk den höchsten Anteil zu tragen hatte, äußerst angespannt bleiben sollte.

³⁸ Zur Geschichte des Frauenklosters vgl. jetzt v. a. (meist mit Bezug auf eine heute in der StiB Altenburg [AB 15 E 6] befindliche Sammelhandschrift des Göttweiger Frauenkonvents von 1505) Andraschek-Holzer, Klosterbibliotheken, Ders., Pflichten, Ders., Frauenklöster und Ders., Frauenklosterschicksal.

³⁹ Vgl. Lechner, Stift 17, Wagner, Göttweig passim, und Hödl, Göttweig 32, zu Entsendungen von Priorern und Äbten aus dem Göttweiger Konvent. In jüngster Zeit trat Tomaschek, Herkunft, mit guten Gründen für die Annahme einer Besiedlung Altenburgs 1144 mit Mönchen aus Göttweig ein.

Die Reformation scheint im Göttweiger Konvent zunächst keine schlagartige Reaktion ausgelöst zu haben, nur zwei Mönche dürften noch in den 1520er Jahren als Anhänger der neuen Lehre das Kloster verlassen haben. In der Klosterherrschaft und den Klosterpfarren dagegen nahm die Zahl der mit dem Luthertum wenigstens sympathisierenden Laien und Kleriker rasch zu, wobei sich punktuell, etwa in Niederranna, Ansprüche der neuen Glaubensfreiheit, als deren Träger vor allem der umliegende Adel hervortrat, mit sozialreformatorischen Forderungen bäuerlicher Untertanen in Form von Abgabenverweigerungen vermischten. Bis knapp nach der Mitte des 16. Jahrhunderts war aber auch der Konvent, der 1516 16 Mitglieder, 1541/42 noch sechs Personen gezählt hatte, mit Ausnahme eines einzigen im Kloster lebenden Klerikers völlig zerstreut, der schon seit längerer Zeit wie das gesamte Kloster ökonomisch schwach situierte Göttweiger Frauenkonvent wurde aus Einsparungsgründen 1557 nach St. Bernhard abgesiedelt. Nach Jahren der Administration Göttweigs durch einen vom Landesfürsten bestimmten Superintendenten (Propst Bartholomäus de Cataneis von Herzogenburg) sorgte erst der 1564 installierte Abt Michael Herrlich als „secundus fundator“ (die Bezeichnung wurde durch den Konvent schon anlässlich von dessen Resignation 1603 aufgebracht) für den Neubeginn monastischen Lebens – 1561 gab es keinen einzigen Konventualen mehr – und die Konsolidierung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Göttweig. Die Jahre nach 1600 brachten dem von tatkräftigen, in konfessioneller Hinsicht engagiert gegenreformatorisch agierenden, in wirtschaftlicher Hinsicht umsichtigen Äbten regierten Kloster spürbaren Aufschwung trotz teils drückender Kriegslasten. Im 18. Jahrhundert schließlich gab der wohl wirkmächtigste Göttweiger Abt, der Polyhistor Gottfried Bessel (1714–1749)⁴⁰, das lange wirksame Vorbild für die Förderung aller Arten von wissenschaftlicher Tätigkeit im Konvent, unter denen die historische Forschung zwar dominierendes, aber keineswegs einziges Element war und blieb. Hauptaufgabe stellt bis in die Gegenwart jedoch die Seelsorge in den über 30 Klosterpfarren in Niederösterreich dar.

Am 2. bzw. 17. Februar 1939 wurde das Kloster Göttweig aufgehoben und seines gesamten Besitzes enteignet. In den Baulichkeiten befanden sich in der Folge abwechselnd eine Napola-Erziehungsstätte, ein Umsiedlerlager für Bessarabier, ein Kriegs lazarett und schließlich ein Lager für französische Kriegsgefangene. Nach der Befreiung durch sowjetische Truppen konnte der reduzierte Konvent, der das Kriegsende in Unterhalb abgewartet hatte, am 15. August 1945, dem Patroziniumstag des Klosters, den Neubeginn auf dem Göttweiger Berg setzen. Die langjährige Regierung Abt Wilhelm Zedineks (1949–1971) führte das Kloster nicht zuletzt als Wirtschaftsbetrieb und bedeutenden Tourismusfaktor der ganzen Region in die Gegenwart, seit 1973 steht das Kloster mit einem wieder stark angewachsenen Konvent unter der Leitung des 64. Abtes (bzw. Abtpräses) Dr. Clemens Lashofer.

Die Erforschung der Baugeschichte des Klosters konzentrierte sich lange Zeit auf den durch archivalische Quellen gut dokumentierten barocken Umbau der Anlage. Trotz wirtschaftlicher Schwierigkeiten wurden jedoch schon im Spätmittelalter bedeutende Um- und Neubauten im Klosterbereich durchgeführt⁴¹. Neben der Errichtung der im alten Kreuzganghof zunächst völlig freistehenden, später mit einem Eingang vom Kreuzgangostflügel her versehenen geräumigen gotischen Benediktskapelle (erbaut und bestiftet unter Abt Otto 1335) ist vor allem die Neuaufführung des Konventsgebäudes in den wichtigsten Teilen Kreuzgang (samt Kapitelsaal, zugleich Barbarakapelle; heute noch der an die Klosterkirche anschließende Südflügel als sogenannter

⁴⁰ Zu ihm s. aus der überreichen Literatur mit weiterführenden Hinweisen Lechner, Stift 22–26, Tropper, Stift 291–327 und Lechner, Göttweig 783–785.

⁴¹ Als Anhaltspunkt für die oft schwierige Lokalisierung der aus archivalischen Quellen bekannten Gebäude auf dem realen Klostergelände können mehrere Klosteransichten dienen, die die Situation sowohl vor dem Brand von 1580 als auch dem von 1718 wiedergeben, s. dazu ausführlich Lechner, Stift 29–35 und Lechner Göttweig 835–840. Ob die anhand einer auf dem Nordwestturm der Klosterbefestigung aufgemalten Jahreszahl „1532“ zu diesem Zeitpunkt datierte Ansicht des Klosters von Norden auf fol. 2r des Göttweiger Rotelbuchs von 1669 (Deckfarbe auf Pergament, s. 900 Jahre Stift Göttweig, Kat.-Nr. 26 [Benedikt Wagner] und [fehlerhaft] Vavra, Suche, Kat.-Nr. 3.3.8) tatsächlich aus dem früheren 16. Jahrhundert stammt, ist jedoch fraglich. Die zeitlich nächste Ansicht stellt bereits eine etwa 1620 entstandene Metallstiftskizze im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (S. P. 1075, Kapsel 1030) dar, dann eine 1669 oder wenig später angefertigte Ansicht auf fol. 6r im Göttweiger Rotelbuch nach älterer Vorlage von 1626. Für die bauliche Situation der Klosteranlage vor 1718 wichtig sind weiters zwei allerdings erst nach der Brandkatastrophe und ersten Demolierungen entstandene Bildquellen, nämlich der Grundrißplan eines anonymen Kupferstechers und das monumentale Gemälde Johann Samuel Hötendorfers von 1723 im Altmannisaal, s. die Abb. bei Lechner, Stift 30 (Fig. 4) und Abb. 17 und 42 (Tafelteil) und vgl. 900 Jahre Stift Göttweig, Kat.-Nr. 757, 767 und 775 (Gregor M. Lechner).

Apothekergang erhalten), Dormitorium und Refektorium sowie der Gotthardskirche als Pfarrkirche des Klosters unter Abt Petrus (II.) und der baulichen Leitung des Klosterpfarrers Fr. Ulrich Lösel im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts zu nennen (vgl. Kat.-Nr. 41 und 43). Wohl noch im späteren 15. Jahrhundert konzentrierten sich die Baumaßnahmen im Kloster neben der Errichtung des Chors der Klosterkirche auf die Verbesserung der Wehranlagen des Klosters, in deren Rahmen wohl auch die heutige Alte Burg (vgl. Kat.-Nr. 195 und 196) als Befestigung der Einfahrt im Süden der Anlage über älterem Kern der zweiten Hälfte des 12., vor allem aber des 14. Jahrhunderts errichtet wurde⁴². Von laufenden Reparaturarbeiten und punktueller Neuerrichtung einzelner Gebäude (s. etwa Kat.-Nr. 207†) abgesehen, dürfte die Bausubstanz Göttweigs in der Folge bis zum ersten Klosterbrand 1580 relativ unverändert geblieben sein. Die danach nötigen Wiederaufbauarbeiten gingen zwar mit einer großzügigen Neuausstattung vor allem der Gotthardskirche durch Abt Michael Herrlich einher (vgl. Kat.-Nr. 325†, 329†, 330†, 331† und 357†), bewirkten aber keine tiefgehende Neuordnung der Klosteranlage, lediglich die unter den Äbten Georg (II.) Falb und David Gregor Corner in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durchgeführten Bauarbeiten mit Errichtung eines neuen frühbarocken Konventtrakts im Norden des Klosters („Neues Kloster“) deuten auf gehobene architektonische Ansprüche der Präläten hin. Auch muß das bis dahin romanische Langhaus der Klosterkirche bis spätestens 1642/1668 (Bauinschriften an der Kanzel, s. Kat.-Nr. 493, und am Langhaussüdportal außen) barock verändert worden sein. Die bis heute bestimmende Umgestaltung des gesamten Klosters erfolgte jedoch erst im 18. Jahrhundert. Durch den Baubeginn der neuen Klosteranlage in Melk unter Abt Bertold Dietmayr (1701/02) sowie andere gleichzeitige Um- oder Neubauprojekte niederösterreichischer Klöster (Herzogenburg, Dürnstein) wurde auch Abt Gottfried Bessel angeregt und vergab 1714 Aufträge zur Neuplanung der Göttweiger Klostergebäude an Jakob Prandtauer, Balthasar Neumann und Johann Baptist Maderna, die dafür je 200 fl. erhielten. Diese Pläne sind leider nicht erhalten geblieben. Da jedoch der Konvent die Zustimmung zum kostspieligen Neubau zunächst verweigerte, brachte erst der große Klosterbrand vom 17. Juni 1718, den Bessel selbst als gelegt bezeichnete und an dessen Ausbruch schon zeitgenössische Kritik wenigstens ein Mitverschulden Bessels sehen wollte, die Notwendigkeit einer weitgehenden Umgestaltung mit sich⁴³. Ab dem Sommer 1719 wurden nach der Grundsteinlegung zum neuen Osttrakt (2. Juli) ältere Bauteile, wie die offenbar am stärksten zerstörte alte Gotthardskirche, deren umliegender Friedhof nach Sekundärbestattung der exhumierten Gebeine aufgelassen worden war, abgebrochen, gleichzeitig legte Johann Lukas von Hildebrandt (1668–1745) konkrete erste Pläne vor, zu denen ebenfalls verlorene Konkurrenzprojekte Jakob Prandtauers und Balthasar Neumanns konzipiert wurden. Ab 1722 nahmen Hildebrandts in Absprache mit Bessel und dem ihn unterstützenden Reichsvizekanzler Friedrich Karl von Schönborn überarbeitete Pläne festere Formen an, wobei an einer regelmäßigen, mehrhöfigen Anlage in Anspielung an den spanischen Escorial festgehalten wurde. Bastionsartige Substruktionen, die aufgrund der Plateaulage des Klosters notwendig wurden, verschlangen große Summen und hemmten den Fortschritt der Bauten an den Konventsgebäuden nördlich der Klosterkirche. Von Hildebrandts Idealplan konnte bei der Fortführung der zunächst von Franz Jänggl ausgeführten Arbeiten unter Hildebrandts Schüler Franz Anton Pilgram (1699–1761) und dessen Bauführer Matthias Feichtinger bis 1743 schließlich nur ein Teil mit Abänderungen tatsächlich verwirklicht werden⁴⁴. Trotz beeindruckender äußerer Geschlossenheit und weitgehend einheitlich barocker Wirkung des nur als Torso ausgeführten Neubaus blieb bis heute an zahlreichen Stellen, vor allem im Süden und Osten der Klosteranlage („Apothekergang“ als Rest des spätgotischen Kreuzgangsüdflügels, spätmittelalterliche Alte Burg, romanischer Langhauskern und spätgotischer Chor der Klosterkirche, romanischer Baukern der Erentrudis-Kapelle⁴⁵ etc.) ältere Bausubstanz erhalten.

⁴² S. Hödl, Göttweig 87 und Lechner, Göttweig 801.

⁴³ Lechner, Herrschaftsarchitektur 54. Zur Konkurrenz der NÖ Präläten als barocke Klosterbauherren vgl. mit weiterführender Literatur Polleroß, Stifte. Ebd., 265, und bei Tropper, Stift 300, der Hinweis, daß Prior Gregor Schenggl Abt Bessel 1728 aufforderte, seine kostenaufwendige Bautätigkeit wenigstens auf den eigentlichen Klosterbereich einzuschränken. Zahlreiche Göttweiger Meier- oder Lesehöfe im Bereich der stiftlichen Grundherrschaften wurden jedoch unter Bessel ebenfalls, teils zu repräsentativen Sommerresidenzen, umgebaut.

⁴⁴ S. die Ergebnisse der reichhaltigen älteren Literatur zusammenfassend Lechner, Stift 52–71, Lorenz, Barock, Kat.-Nr. 36 (Hellmut Lorenz) und zuletzt Lechner, Göttweig 807–810.

⁴⁵ Noch bei Dungal, Göttweig 495, bezeichnet als „die gegenwärtige Schmiede, welche ursprünglich eine Kapelle aus der Übergangszeit vom romanischen zum gothischen Stile war und noch ziemlich gut erhalten

Aus dem unter Berücksichtigung kopialer Überlieferung 70 Kat.-Nr. umfassenden Göttweiger Bestand an Inschriftenträgern, vor allem an Grabdenkmälern, hat sich mit 40 Objekten nur ein vergleichsweise geringer Teil im Original erhalten. Signifikant ist das Fehlen aller älteren Inschriften vor der Grabplatte Abt Ulrich (I.) Totzenbachers (Kat.-Nr. 28), was zweifellos hauptsächlich auf die beiden großen Brandkatastrophen der Klostergeschichte und die daran anschließenden Baumaßnahmen zurückzuführen ist. Völlig verloren scheinen alle jene Grabdenkmäler zu sein, die ihren ursprünglichen Standort in der romanischen Klosterkirche hatten. Sie dürften schon dem barocken Umbau des Langhauses gegen Mitte des 17. Jahrhunderts zum Opfer gefallen sein, während die bis zum Klosterumbau 1719 in der Gotthardskirche oder dem alten Konventsgebäude bzw. der Barbarakapelle (ursprünglich zugleich Kapitelsaal) im alten Kreuzgang befindlichen Grabdenkmäler offenbar zu einem großen Teil entweder im Original oder wenigstens in guter kopialer Überlieferung auf uns gekommen sind.

Die ursprüngliche Existenz einzelner heute verlorener Grabdenkmäler ist archivalisch belegt (etwa ein 1518 um 10 lb. den. angefertigtes Grabdenkmal für Abt Sebastian Dräxel [Drechsler] vom Melker Steinmetz Peter⁴⁶), andere erhaltene inschriftlose Fragmente lassen sich dagegen keinen konkreten Personen zuordnen, wie zwei gleichartig gestaltete, annähernd quadratische Relieftafeln aus Solnhofer Plattenkalk mit den qualitätvollen knienden Figuren zweier Äbte, vielleicht aus der Werkstatt des Kremser Bildhauers Kilian Fuchs um 1600⁴⁷. Ob es sich hierbei um Teile zerstörter Epitaphien oder gar Hochgräber (Seitenwände) Abt Michael Herrlichs und Abt Georg (I.) Schedlers (vgl. jedoch deren erhaltene Gruftplatten in Kat.-Nr. 384 und 388) handelt, ist nicht zu entscheiden. Immerhin sind sie auch in der umfangreichen kopialen Überlieferung des Klosters fast völlig übergangen worden.

Grafenegg, Schloß

Den Namen Espersdorf (seltener auch: Aspersdorf), unter dem das heutige Grafenegg vielleicht 1294 in einer Herzogenburger Urkunde aufscheint⁴⁸, behielten der Ort und der angeblich erst im frühen 15. Jahrhundert anstelle einer Hofstatt dort entstandene Adelsitz⁴⁹ bis in die Jahrhundertmitte bei. Nach dem damaligen Inhaber (seit 1435), dem niederadeligen Jörg (Georg) Wolfenreuter (vgl. zur Familie Kat.-Nr. 45) erhielt der Sitz zunächst in Anlehnung an den Stammsitz der Familie, Wolfenreith, die Bezeichnung Neu-Wolfenreith, danach unter Bernhard von Tachenstein dessen Namen, schließlich unter dem obersten Feldhauptmann Friedrichs III., Ulrich (seit 1472) Freiherrn von Gravenneck (Grafenegg) 1470 dessen Namen. 1477 infolge des Sturzes des Graveneckers an Kaiser Friedrich III. gefallen, kaufte Heinrich Prüschenk 1495 das Schloß, ließ es umgestalten und nannte es mit Bezug auf seine untersteirische Freiherrschaft Neu-Stettenberg. Erst im Lauf des 16. Jahrhunderts begann sich für Schloß und Herrschaft die Bezeichnung Gra-

ist, jedoch auf eine restaurierende Hand wartet“. Die um 1910/11 schließlich erfolgte Restaurierung in puristisch romanischem oder eher romanisierendem Sinn bedeutete jedoch einen starken verfälschenden Eingriff in die originale Bausubstanz.

⁴⁶ S. Ritter, Abt 24, Kühnel, Grabdenkmäler (1963) 190 und Lechner, Stift 35. Der Stein war auf der Donau von Melk nach Mautern transportiert worden.

⁴⁷ S. Lechner, Stift 49 (versehentlich „aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts“) und 900 Jahre Stift Göttweig, Kat.-Nr 1323 (Beginn 17. Jh.; 2 Abb.).

⁴⁸ StA Herzogenburg, H. n. 64 (1294 Dezember 6, Herzogenburg): Wolfhart von Dürnbach tauscht mit dem Kloster Herzogenburg seinen freieigenen Dienst von 1 lb. 7 den. auf einem Lehen und einer Hofstatt in „Espeinsdorf“ gegen 1 lb. den auf einem Herzogenburger Lehen in (Ober-)Dürnbach, vgl. auch Faigl, Urkunden Nr. 24. Der 1231 in einer kopial überlieferten Urkunde Heinrichs (III. oder V.?) von Kuenring für Göttweig als Zeuge fungierende „Otto (...) plebanus de Espeinsdarf“, Bruder des kuenringischen „notarius“ Pilgrim, scheint in der Literatur nicht mit Grafenegg in Verbindung gebracht worden zu sein, s. Fuchs, Urkunden (1901) Nr. 102 (1231 April 17). Möglicherweise beziehen sich jedoch beide Urkunden auf Aspersdorf (Gem. und PB Hollabrunn).

⁴⁹ Die Literatur zu Grafenegg als Adelsitz und Herrschaft, aber auch zu einem der bedeutendsten historistischen Bauten Österreichs ist überraschend wenig ergiebig, vgl. zur Geschichte von Grafenegg neben Notizen bei Faigl, Urkunden 487f. und Felgel, Grafenegg passim, vor allem ÖKT 1, Beiheft passim, aus jüngerer Zeit die völlig unkritische und wissenschaftlichen Ansprüchen kaum genügende Arbeit von Pauderer, Entwicklung, knapp und teils fehlerhaft zusammenfassend Leschnig, Grafenegg. Zur Grafenegger Herrschaft unter Johann Baptist von Verdenberg s. Tersch, Selbstzeugnisse 641–643. Zum historistischen Umbau s. Eggert, Baugeschichte, zur Innenausstattung zuletzt knappe Hinweise bei Telesko, Schloss. Im umfangreichen Katalog Fillitz/Telesko, Traum, stellt der historistische Schloßbau kein eigenes Thema dar, Grafenegg ist auch im Katalogteil nicht erwähnt.

fenegg endgültig durchzusetzen. 1534 verkaufte Julius (I.) Graf von Hardegg das Schloß (Neu-Stettenberg) an Katharina, Witwe nach Adam von Schwetkowitz, von deren Söhnen es 1536 Bernhard Thurzó um 26.000 fl. erwarb und wiederum Umbauten durchführen ließ (s. Kat.-Nr. 209). Bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts folgen wechselnde Besitzer. Von Karl von Saurau erwarben das damals bereits zu einem weitläufigen mehrtraktigen Gebäude mit Wassergraben und Wehranlagen ausgebaute Schloß, vormals landesfürstliches Lehen, 1622 die Brüder Johann Baptist und Johann Peter von Verdenberg um 160.000 fl. als freies Eigen. Johann Baptist von Verdenberg, dessen weitgespannte Bau- und Stiftungstätigkeit und Begeisterung für künstlerische Ausstattung seiner Besitzungen bekannt sind (vgl. auch Kat.-Nr. 482), ließ in Grafenegg weitere Umbauten durchführen. Aus dem Erbe seines Sohnes Johann Ferdinand von Verdenberg (gest. 1666) kam das Schloß schließlich 1689 an Johann Ferdinand Grafen von Enckevoirt, der aus dem Besitz samt Zubehör und Mobiliar ein Fideikommißgut machte. Nach dem Tod des Wenzel Adrian von Enckevoirt erbte das Gut dessen Schwester Maria Antonia von Rottal, von deren Tochter Maria Franziska Emanuela es 1747 an deren Mann Anton Josef Graf Breuner überging. Dessen Urenkel August Ferdinand Graf Breuner (1796–1877) schließlich ließ unter nur teilweiser Ausführung umfangreicher Baupläne des Architekten (seit 1858 Wiener Dombaumeisters) Leopold Ernst das Schloß zwischen etwa 1845 und 1873 zu einem beeindruckend geschlossenen wirkenden historistischen Ensemble in von englischen Vorbildern (etwa das zwischen 1747/49 und 1792 von Horace Walpole umgebaute Strawberry Hill House in Twickenham, Middlesex) inspirierter Pseudo-Tudor-Gotik umbauen, einen ausgedehnten englischen Landschaftsgarten anlegen und das Gebäude zur Erzielung stimmungsvoller und pittoresker Effekte und zur Schaffung „historischer“ Ensembles mit einer umfangreichen Sammlung an Kunstgegenständen, Mobiliar, Waffen und Rüstungen ausstatten⁵⁰. Nach schweren Beschädigungen der Gebäude unter massiver Dezimierung der Sammlungsobjekte seit 1941 (unterschiedliche Nutzungen) und während der sowjetischen Besetzung (die Gutsherrschaft als Deutsches Eigentum unter USIA-Verwaltung) begannen 1967 bestandssichernde Sanierungs-, später bis in die Gegenwart fortgesetzte Restaurierungsmaßnahmen unter Leitung des Bundesdenkmalamts⁵¹.

Aus dem Baubestand des alten Schlosses vor dem historistischen Umbau haben sich an inschriftlichen Zeugnissen für Baumaßnahmen der Inhaber lediglich ein bisher völlig unbeachteter Wappenstein (Kat.-Nr. 76) und beschriftete Dachziegel (Kat.-Nr. 81) des Bernhard von Tachenstein sowie eine Bauzahl im Treppenturm (Kat.-Nr. 209) aus der Zeit des Bernhard Thurzó erhalten.

Haitzendorf

Die im abgekommenen Ort *Markwartsurfar nahe dem heutigen Donaudorf gelegene Kirche Hl. Martin war dem Chorherrenkloster St. Georgen (der Vorgängerinstitution des späteren Herzogenburg) im Jahr 1160 von Bischof Konrad von Passau geschenkt worden. Zwischen 1215 und 1221 wurde nach einem Streit des Propstes mit Dechant Konrad von Krems u. a. entschieden, daß der Kremser Pfarre Hl. Veit jährlich 1 lb. den. als Widerlegung für die Pfarre in *Markwarts-

⁵⁰ Zu Breuner, Obersterblandkämmerer in Österreich unter der Enns, k. k. wirklicher Kämmerer, k. k. Hofrat und Ministerialrat im k. k. Ministerium für Landeskultur und Bergwesen und Abgeordneter zum NÖ Landtag, Mitglied mehrerer Musealvereine und verschiedener wissenschaftlicher und anderer Gesellschaften, ausgebildeter Montanistiker und dilettierender Mineraloge u. v. m., s. v. a. Pauderer, Entwicklung 59–94 und Eggert, Baugeschichte 512–514. Zur Schaffung von stimmungsvollen Gesamtarrangements in Innenräumen des Historismus, die das Einfühlen in historische Kunstwerke und Lebenswelten ermöglichen sollten, verbunden mit Ergänzungen eines an der deutschen Renaissance orientierten Kunsthandwerks bzw. Sammlungen von Antiquitäten in Malerateliers des 19. Jahrhunderts vgl. Sangl, „Wände“. Sinn und Zweck dieser Sammlungen war nicht die museale Dokumentation und Präsentation von Kunstgut. Dementsprechend wurden offenbar auch in Grafenegg keine systematischen Bestandsaufzeichnungen im Rahmen von Akquisitionsjournalen o. ä. geführt, die Provenienz der Objekte ist daher in der Regel nicht mehr feststellbar. Lediglich für einzelne Objekte konnte Adalbert Ilg in einem 1894 erschienen Aufsatz die ihm anlässlich eines Besuchs der Sammlung noch aus mündlicher Tradition nach dem Tod Breuners mitgeteilten Provenienzangaben überliefern. Zum historistischen Schloßbau in Niederösterreich und den vergleichbaren historistischen Neu- und Umbauten der älteren Franzensburg in Laxenburg, der etwa gleichzeitigen Rosenburg in Horn, der späteren Burgen Kreuzenstein und Hardegg vgl. etwa Häusler, Franzensburg, Sigmund, Schloß 595f., Dies., Rettung passim sowie Nierhaus, Mittelalter, Ders., Burg, Csuk, Schloß und Dies., Schloss.

⁵¹ S. Pescher, Restaurierungsmaßnahmen.

urfar vom Hof des Klosters in Krems (neben dem Salzburger Hof nahe der Kremser Pfarrkirche gelegen) zu bezahlen sei. Vor 1336/37 wurde die alte Pfarrkirche in *Markwartsurfar durch ein Hochwasser der Donau zerstört. Zugunsten des Wiederaufbaus des Gotteshauses im weiter nördlich gelegenen Haitzendorf erteilte Bischof Albrecht von Passau im Frühjahr 1340 einen 40-tägigen Ablaß für alle Gläubigen, die zu den Baukosten beitrugen. Offenbar war zumindest der Chor der Pfarrkirche um die Mitte des 14. Jahrhunderts fertiggestellt und mit Wandmalereien (s. Kat.-Nr. 25) ausgestattet worden⁵². 1363 wurde nach dem Tod des früheren Pfarrers Heinrich der Herzogenburger Chorherr Nikolaus Kling installiert. Ihm folgte ein Pfarrer Friedrich aus dem Herzogenburger Konvent nach, der bereits 1381 verstarb und vom Chorherrn Johann ersetzt wurde⁵³. 1476 wurde der durch Blutvergießen (wohl im Zuge der Kämpfe mit den ungarischen Truppen in der Kremser Gegend) exsekrierte Friedhof der nun neben dem alten Martins- auch mit dem häufiger in Urkunden genannten Ulrichspatrozinium versehenen Kirche vom Passauer Weihbischof Albert (Schönhofer) von Salona rekonziliert, und für die Besucher bestimmter Feste in der Pfarrkirche ein Ablaß gewährt⁵⁴. Um 1502 dürften an der Kirche größere Umbauten durchgeführt worden sein. Drei Indulgenzen aus den beiden Monaten Oktober und November des Jahres galten den Besuchern der Kirche mit dem neuen Altar zu Ehren der Hll. Michael, Gabriel und Allerheiligen in der neuerbauten Krypta⁵⁵. 1506 wurde ein weiterer Altar zu Ehren der Hll. Sebastian, Florian, Georg und der 14 Nothelfer geweiht⁵⁶. 1511 stiftete die Pfarrgemeinde Haitzendorf unter maßgeblicher Beteiligung des Zechmeisters Lienhard Müllner, der alleine ein Drittel des Stiftungsguts einbrachte, angesichts der großen Zahl der mit regelmäßigem Gottesdienst zu versiehenden Gläubigen einen Marienaltar in der Kirche, als dessen Benefiziat schließlich Hans Fraiß aus Deinzendorf installiert wurde⁵⁷. 1522 klagte der Weltpriester Andreas Stadler zusammen mit seinem Bruder Wolfgang bei König Ferdinand I. über die Vernachlässigung der explizit als Stiftung ihres Vorfahren Müllner bezeichneten Messe durch das Kloster Herzogenburg⁵⁸. 1546 wurde der Weltpriester Leopold K(h)egl in Haitzendorf installiert, dem die Pfarre im Folgejahr auf Lebenszeit verliehen wurde⁵⁹. 1576 wurde der Weltpriester Georg Planderiss auf Lebenszeit zum Pfarrer von Haitzendorf eingesetzt⁶⁰. 1634 gelangte das Patronat über Haitzendorf an das Chorherrenkloster Dürnstein unter Propst Nikolaus Hey, nach dessen Aufhebung jedoch wieder an Herzogenburg⁶¹.

⁵² S. StiA Herzogenburg, H. n. 6 (1160 November 15), 24 (1215–1221) und 196 (1340 April 8, St. Pölten), vgl. Bielsky, Urkunden Nr. IX und XXIII bzw. 264 und 281f., Fuchs, Urkunden (1901) Nr. 88 (1215–1221 Oktober 31) bzw. Faigl, Urkunden Nr. 141. Die Promulgation des Ablasses an den Dekanatsklerus durch Dechant Konrad von Krems s. in StiA Herzogenburg, H. n. 1742 (1340 Oktober 18, Krems). Vgl. auch Topographie 4, 64f. Zu den Ergebnissen einer 1982 parallel zu einer Innenrenovierung durchgeführten Grabung der Abt. f. Bodendenkmale des BDA in der Kirche, die u. a. zahlreiche Bestattungen des 16. und 17. Jh. nachwies, s. Melzer, Haitzendorf.

⁵³ S. StiA Herzogenburg, H. n. 271 (1363 Oktober 4, Passau) und 318 (1381 Oktober 31, Passau), vgl. Faigl, Urkunden Nr. 212 und Topographie 4, 64f.

⁵⁴ S. StiA Herzogenburg, H. n. 517 (1476 August 8).

⁵⁵ S. StiA Herzogenburg, H. n. 563 (1502 Oktober 20, Krems; Bf. Wiguleius von Passau rekonziliert die hier als Pfk. Hl. Ulrich bezeichnete Kirche samt Friedhof in Haitzendorf und den neuen Altar zu Ehren der oben genannten Heiligen im hier wohl als [unterirdische] Gebeinegruft, nicht jedoch als Karner zu verstehenden „carnario“) sowie 564 (1502 November 2, Haitzendorf; Weihbischof Bernhard setzt nach erfolgter Weihe der hier als Martinskirche bezeichneten Pfarrkirche deren Weihfest neu fest und verleiht einen entsprechenden Ablaß) und 565 (1502 November 9, Haitzendorf; inhaltlich sinngemäß übereinstimmend für den oben genannten Altar in der „crypta“ der Kirche).

⁵⁶ S. StiA Herzogenburg, H. n. 569 (1506 Mai 5).

⁵⁷ S. StiA Herzogenburg, H. n. 579 (1511 Jänner 5; Revers des Klosters Herzogenburg über die Stiftung anstelle des aus dem Konvent stammenden Haitzendorfer Pfarrers Bernhard). An erster Stelle der Haitzendorfer Petenten wird als ranghöchster, jedoch kaum persönlich beteiligter Vertreter der Pfarrgemeinde Christoph Feiertager (s. Kat.-Nr. 144) genannt. Fraiß machte schon im Folgejahr sein Testament, s. StiA Herzogenburg, H. n. 582 (1512 März 27, Haitzendorf).

⁵⁸ StiA Herzogenburg, H. n. 606f. (1526 November 29; Supplik an Kg. Ferdinand, bzw. 1526 Dezember 1, Wien; Mandat Ferdinands an Propst Johann Wernhardt von Herzogenburg).

⁵⁹ StiA Herzogenburg, H. n. 642 (1546 April 24; Revers Kegls) und 644 (1547 April 14, Herzogenburg).

⁶⁰ StiA Herzogenburg, H. n. 716 (1576 August 16, Herzogenburg).

⁶¹ Schmettan, Chorherrenstift 23.

Der Ort Imbach liegt zwischen dem nördlich angrenzenden Markt Senftenberg und dem im Süden anschließenden, heute zur Stadtgemeinde Krems gehörenden Rehberg im unteren Tal der annähernd in nordwestlicher Richtung verlaufenden Großen Krems. Nach dem teilweise bis die Frühe Neuzeit mit dem Namen Minn(e)bach bezeichneten Burgort nannte sich ein seit wenigstens 1130 in Urkunden auftretendes, vermutlich mit den Leng(en)bachern und der Zöbing-Senftenberger Linie der Kuenringer verwandtes Adelsgeschlecht, gegen Mitte des 13. Jahrhunderts hatten – möglicherweise durch verwandtschaftliche Beziehungen zu den Minn(e)bachern – mehrere Adelsgeschlechter Besitz in Imbach.

Das ehemalige Dominikanerinnenkloster Imbach⁶² wurde 1269 vom einflußreichen österreichischen Landherren Albero von Feldsberg, Truchseß König Přemysl Otakars II., und seiner Frau Gisela von Ort auf Eigengütern ins Leben gerufen, wobei die Frühzeit des Klosters nach dem schon 1270 eingetretenen Tod Alberos von beträchtlicher Förderung Gozzos von Krems als Stifter sowie als Mittelsmann zu den Kremser Dominikanern und zu Otakar abhängig war. Als Grundstock schenkte Albero dem zukünftigen Konvent die vormals einem Heinrich Zweymann gehörige, dem Haus der mit ihm verwandten Starhemberger benachbarte Hofstätte als Bauplatz für das Kloster, der Dotierung der auszuführenden Stiftung dienten die Patronate über die vermutlich bereits de facto im Rang einer Pfarrkirche stehende Kapelle Imbach (Inkorporation zugunsten des Klosters 1289) und die Pfarrkirche Sallingberg samt den zugehörigen Einkünften, das Dorf Sallingberg und weitere Güter, zu denen im selben Jahr das Patronat über die Pfarrkirche Altmünster (am Traunsee, inkorporiert 1399) kam. Baumaterial für das zu errichtende Kloster sollte von der abzubrechenden Burg Imbach auf einem Felsporn des Scheiblbergs am rechten Ufer der Krems („Burgtal“) gewonnen werden. Gisela vermachte 1270, nach dem Tod des vermutlich auch in Imbach bestatteten Albero im Frühjahr, angesichts einer schweren Krankheit für den Sterbfall dem Kloster verschiedene Einkünfte in Nöhagen und Gutenstein, deren Anfall durch die Genesung Giselas zunächst jedoch nicht realisiert wurde. Dementsprechend scheinen sie auch bei der taxativen Beschreibung des Besitzstands des jungen Klosters in jenem die Gründung bestätigenden feierlichen Privileg Papst Gregors X. von 1272, in dem dem Konvent

⁶² Das Imbacher Kloster gehört zu den in der historischen und kunsthistorischen Literatur am öftesten beispielhaft genannten und gleichzeitig sowohl in historischer als auch architekturgeschichtlicher und bauhistorischer Hinsicht am schlechtesten untersuchten ehemaligen Frauenklöstern Österreichs. Zur Imbacher Geschichte s. bislang mangels gedruckter Monographien die knappen Darstellungen bei Fidler, Geschichte 36–40 (nach einem schriftlichen Bericht der damaligen Priorin Emerentiana Frueth!), Frast, Nonnenkloster (davon abhängig und ohne Eigenwert Dupuis, Kirche 4–9), Weiglspurger, Beiträge (1885), Starzer, Imbach, die Regesten bei Plessner, Kirchengeschichte (1932) 264–269 und Plessner, Kirchengeschichte (1939) 421–438, als schätzenswerter, jedoch ohne Anmerkungen versehener Beitrag eines Fachfremden die Darstellung bei Fux, Schleier 31–88 und 177–238 (mit mehreren Datums- und Lesefehlern sowie Mißverständnissen), zur Klostergründung (der eigentliche Stiftbrief von 1269 März 1, Feldsberg, in HHStA, AUR 1269 III 1) Frast, Nonnenkloster 550f., Nr. I (Urkundenanhang von Chmel, Edition nach dem Original im HHStA), Weiglspurger, Beiträge (1885) 408f. (Edition nach einer kollat. Abschr. von 1708), Fux, Schleier 177f., jetzt mit Korrektur fehlerhafter älterer Literatur, jedoch selbst punktuell revisionsbedürftig, knapp Herold, Herren 92f. und 115–120 bzw. 246 (Edition von HHStA, AUR 1269 I 2, der dem Stiftbrief vorangehenden Urkunde, als „schriftliche Fixierung eines großen Vorhabens“), zur Baugeschichte (jedoch relativierungsbedürftig) vor allem Keck, Gründungsbau und – unter Berücksichtigung liturgischer Zusammenhänge – Schedl, Dominikanerinnenklöster. Einen ersten Baustein zu einer revidierten kritischen Frühgeschichte des Klosters bietet jetzt Zajic, Vorbemerkungen (mit umfassenden Korrekturen zur genannten Literatur). Mit ein Grund für das Fehlen zureichender Literatur zum Imbacher Kloster dürfte die Tatsache sein, daß der umfangreiche Urkundenbestand des aufgehobenen Klosters, zunächst als eigene Reihe innerhalb der Klosterurkundenserie geführt, im späteren 19. Jahrhundert in der Allgemeinen Urkundenreihe (AUR) des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien (HHStA) aufgegangen ist und niemals als Gesamtheit ediert wurde. In Parenthese sei darauf hingewiesen, daß der Imbacher Frauenkonvent nach Kenntnisstand des Bearbeiters erst in einer Urkunde von 1273 Dezember 18 ausdrücklich dem Dominikanerorden („sororum ibidem domino sub habitu fratrum ordinis predicatorum famulancium“) zugeordnet wird, ohne daß daraus jedoch irgendwelche Schlüsse abgeleitet werden könnten, s. HHStA AUR 1273 XII 18 (Die Brüder Gundakar von Starhemberg und Rüdiger von Anschau verkaufen dem Kloster Imbach einen dem Kloster benachbarten Baumgarten mit Haus um 40 lb. den.), vgl. Frast, Nonnenkloster 556f., Nr. VI (Urkundenanhang von Chmel), Weiglspurger, Beiträge (1885) 412 und Fux, Schleier 180. Zu den vor dem 20. Jahrhundert raren Ansichten des Klosters vgl. Andraschek-Holzer, Bild 22, 34f. und 43. Zu 1980 erarbeiteten archäologischen Befundungen des im 19. Jahrhundert abgetragenen Klostergebäudes vgl. knapp mit weiterführenden Literaturangaben Farka, Ausstellungsthema 17.

auch das Recht zur Abhaltung öffentlicher Gottesdienste bei verschlossenen Türen während herrschenden Interdikts und der freien Sepultur gewährt wird, nicht auf. Im selben Jahr sprach König Přemysl Otakar II. dem Kloster die niedere und hohe Gerichtsbarkeit (mit Ausnahme von Totschlag, Diebstahl und Notzucht) zu, 1273 gewährte er ihm Maut- und Zollfreiheit und übertrug dem Konvent den Zehent in bzw. bei Melk. 1277 wiederholte König Rudolf I. die otakarische Privilegierung mit der Gerichtshoheit und gewährte den Dominikanerinnen eine tägliche Holzfuhr aus den landesfürstlichen Wäldern zwischen Krems und Gföhl, aus dem selben Jahr datiert das päpstliche Privileg, die Imbacher Pfarrkirche von einem Dominikanerpriester versehen zu lassen. Bereits 1273 hatte der aus dem Kremser Konvent stammende Bruder Engelschalk als Kaplan des Frauenklosters fungiert⁶³.

Wie in den meisten Frauenklöstern des Mittelalters setzte sich auch der Imbacher Konvent in der Folge zum wohl größeren Teil aus Töchtern landsässiger Adelsfamilien zusammen, deren Verwandte oder die selbst dem Kloster noch vor 1300 bedeutenden weiteren Besitz zubrachten⁶⁴. Bald nach 1400 geriet der Konvent jedoch in finanzielle Schwierigkeiten, zu denen wirtschaftliche Schäden im Zuge eines Hussiteneinfalls vermutlich im Herbst 1425 oder 1427 traten⁶⁵. Trotz eines Klosterbrands 1524 und anhaltend bescheidener ökonomischer Situation – 1529 betrug der von Imbach als Viertel des Klostervermögens zu leistende Anteil der geistlichen Kontribution zur Türkensteuer nur 300 lb. den., 1533 wurden dem Kloster das Allerheiligen- und unter Hinweis auf dessen „armut“ infolge „der schweren last und einfall des turckhen“ das Katharinenbenefizium der Klosterkirche inkorporiert⁶⁶ – befanden sich die Gebäude und der neben der Priorin sieben Nonnen und vier Novizinnen im Kindesalter zählende Konvent bei der landesfürstlichen Visitation 1544 noch in konsolidiertem Zustand. 1561 war die Zahl der Konventualinnen außer der Priorin dagegen bereits auf vier gesunken, die Pfarren Imbach und Sallingberg versehen verheiratete Priester, ein konfessionell indifferenter Kaplan des Klosters spendete die Kommunion auf Wunsch auch unter beiderlei Gestalt. 1564 wurde die zwei Jahre zuvor eingetretene, aus protestantischer Familie stammende Anna Streun von Schwarzenau mit 28 Jahren Priorin. Unter ihrer der Mißwirtschaft beschuldigten Nachfolgerin Katharina Maschwander wurde der personelle Tiefstand mit lediglich zwei Konventualinnen erreicht, deren eine mit dem Bruder der Priorin entlaufen war. Nach fortdauernden wirtschaftlichen Schwierigkeiten infolge eines Hochwassers von 1581 bei anhaltend geringer Konventualinnenzahl wurde 1591 die verstorbene Priorin nicht durch eine Nachfolgerin ersetzt, sondern das Kloster auf Betreiben des Passauer

⁶³ Zur Urkunde Giselas von Ort (1269 Juli 5, Feldsberg, HHStA, AUR 1269 VII 5) s. Frast, Nonnenkloster 550 f., Nr. I (Urkundenanhang von Chmel), Fux, Schleier 179, 199 und 219, und Herold, Herren 118–120 mit gut begründeter Richtigstellung des Datums auf 1270. Zu den oben erwähnten Urkunden s. Frast, Nonnenkloster 536, Dupuis, Kirche 4–6, Weiglspurger, Beiträge (1885) 410f. (Edition nach fehlerhafter frühneuzeitlicher Abschr. in DASP), Plesser, Kirchengeschichte (1939) 255 und 423f. (Druck der Otakar-Urkunde nach kopialer Überlieferung des 16. Jh. und der Rudolfs-Urkunde über die Gerichtsrechte nach der Ausfertigung), Hanika, Dominikaner 10 (fälschlich 1277 Februar 17), Weiglspurger, Beiträge 414 (1277 Februar 17, Wien), Fux, Schleier 30f. und 196, Hilger, Verzeichnis Nr. 471 (zu HHStA, AUR 1272 XII 13) und vgl. Weltin, Urkunde, Nr. 35 (Edition einer verworfenen EmpfängerAusfertigung zu HHStA, AUR 1277 II 17 in NÖLA, Privaturk. 3985). Zur Inkorporation der Pfarre Imbach s. HHStA, AUR 1289 I 20, s. Fux, Schleier 194 (1289 Jänner 20, Pfarrhof Krems). Zu den seit 1979 ergrabenen Resten der Burg Imbach vgl. Melzer, Imbach und Seebach, Burg.

⁶⁴ Vgl. Frast, Nonnenkloster 535f. und 550–565, Weiglspurger, Beiträge (1885) 412–418, Starzer, Imbach 449f., Plesser, Kirchengeschichte (1932) 266, Plesser, Kirchengeschichte (1939) 425f. und Fux, Schleier 181 und 190. 1285 verkauften Priorin Tuta und der Konvent Ulrich von Kapelln ein Haus in Enns, das früher die Münze beherbergt hatte, s. die Abschrift in NÖLA, Hs. 78/1, pag. 103 und vgl. Frast, Nonnenkloster 537, Plesser, Kirchengeschichte (1939) 425 und Fux, Schleier 186.

⁶⁵ Starzer, Imbach 451. Wohl in Zusammenhang mit der schwachen finanziellen Situation des Klosters stehen die Verpfändungen des Patronats über die Pfarre Altmünster an Reinprecht (II.) von Wallsee-Enns 1420 bzw. 1439, vgl. Frast, Nonnenkloster 539, Dupuis, Kirche 6f., Starzer, Imbach 451, Doblinger, Herren 198 und Plesser, Kirchengeschichte (1939) 430f.

⁶⁶ S. die (Inkorporations-)Urkunden des päpstlichen Legaten Dr. iur. utr. Petrus Paulus Vergerius in HHStA, AUR 1533 V 14 (1533 Mai 14, Wien; Beauftragung des Dürnsteiner Propstes [Urban Hanal] mit der Durchführung der Inkorporation und Übergabe der Temporalien des Allerheiligenbenefiziums) und 1533 VIII 25 (1533 August 25, Imbach; Inkorporation des Katharinenbenefiziums, Notariatsinstrument des Gregor Khallersdorffer, Benefiziat in Krems), vgl. auch Weiglspurger, Beiträge (1885) 423f. (Edition nach Abschr. im DASP) und 427 und Plesser, Kirchengeschichte (1911) 140, Ders., Kirchengeschichte (1939) 434 und Fux, Schleier 195 und 266–271. Für die wenigstens bei letzterer Angelegenheit formal noch beachtete klösterliche Ordnung spricht, daß die Übergabe der Temporalien an Priorin Otília Enzenberger vom Kremser Dechant und königlichen Hofkaplan Thomas Sighart durch das „redvenster“ erfolgte.

Offizials in Wien, Melchior Klesl, lediglich unter die Administration einer Imbacher Nonne gestellt. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts befanden sich auch die Klostergebäude in ruinösem Zustand. Erst gegen Ende des ersten Viertels des 17. Jahrhunderts stabilisierten sich Klosterdisziplin und Wirtschaftssituation wieder, das 1620 einsetzende Bemühen um Erwerb der von Helmhard von Friedesheim als Rebhengut eingezogenen Herrschaft Lengenfeld zerstreute sich jedoch. Nach einem Großbrand am 24. Juni 1759 stand das mit 31 Nonnen finanziell einmal mehr überlastete Kloster am Rand der Aufhebung. Notverkäufe wie die Veräußerung des Patronats über die oberösterreichische Pfarre Altmünster an den Passauer Bischof 1763 um 6000 fl. und die Administration der Temporalien durch fremde Prälaten (Propst Dominik Ruemer von Dürnstein bzw. ab 1777 Abt Rainer [II.] Sigl von Zwettl) retteten den Fortbestand bis zur Aufhebung des Klosters – als erstes im Waldviertel – im Jänner 1782. Nach kurzfristiger Unterbringung der aus dem gleichfalls aufgehobenen Karmeliterinnenkloster St. Pölten kommenden Nonnen in den Imbacher Gebäuden im Sommer 1782 gelangte der gesamte Klosterkomplex an den Religionsfonds, der 1783 die Versteigerung der Baulichkeiten, 1811 den Verkauf der Herrschaft durchführte⁶⁷. Ab etwa 1808 wurden die Klostergebäude abgetragen⁶⁸, die von einem Großbrand des Orts 1865 unbeschädigte Kirche wurde ab 1884 unter Leitung des Kremser Baumeisters Josef Utz d. J. nach Plänen des Wiener Dombaumeisters Friedrich Schmidt unter teilweisen Eingriffen in die originale Bausubstanz renoviert.

Die ehemalige Klosterkirche, der bereits seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „einem schönen Denkmale altdeutscher Baukunst“⁶⁹ Aufmerksamkeit geschenkt wurde, gehört trotz der erst in allerjüngster Zeit in ihrem Umfang deutlicher werdenden Abänderungen durch Schmidt zu den prominentesten frühgotischen Sakralbauten Niederösterreichs. Das Langhaus dürfte nach jüngsten baugeschichtlichen Befundungen bereits von Anfang an in zwei Schiffe unterteilt und mit einem vierjochigen Kreuzrippengewölbe über zwei Achteckpfeilern versehen gewesen sein. Schon ursprünglich gewölbt war auch der gegenüber dem Langhaus stark erhöht gelegene Chor, der wohl durch einen Lettner abgeschrankt und über mehrere Stufen erreichbar war. Die vom Obergeschoß des südlich der Kirche gelegenen Kreuzgangs begehbare zweijochige steinerne Westempore der Nonnen mußte 1884 einem einjochigen Neubau weichen. Die stilistischen Merkmale des Chors (Blendarkaden auf Konsolen als Wandgliederung) stellen den Bau in den Umkreis der otakarischen Bauten in Österreich und Böhmen⁷⁰.

Erst im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts wurde am Ostende der Langhausnordseite eine „schöne Kapelle“, die dreijochige ehemalige Katharinen- (heute Josefs-)Kapelle mit darunterliegender sekundärer Gruft, angebaut, die durch die weitgehende Wandauflösung, das früheste Auftreten fischblasenartiger Maßwerkformen an den Fenstern sowie die qualitätvolle und originelle (christologische) Bauplastik zu den meistbesprochenen Baudenkmalern der Hochgotik in Österreich zählt⁷¹.

⁶⁷ Starzer, Imbach 452–455. Zur Aufhebung des Klosters und zur weiteren Verwendung der Gebäude sowie zur neuen Pfarre Imbach s. auch Fuchs, Klöster 215–221, Fux, Schleier 218 und 223 sowie Krückel, Klosterregulierung 102. Zum Verbleib der Bibliothek ab Oktober 1782 vgl. die Hinweise bei Tropper, Schicksale 104 und 142. Zu den Plänen mit Lengenfeld s. Plessner, Kirchengeschichte (1911) 145.

⁶⁸ Zu den Ergebnissen einer 1980 im Rahmen der Errichtung der Wohnhausanlage „Klostergarten“ durchgeführten Grabung der Abt. f. Bodendenkmale des BDA im Bereich der südwestlich der Kirche gelegenen ehemaligen Klostergebäude s. Melzer, Imbach (1980).

⁶⁹ Frast, Nonnenkloster 533. Bereits 1836 hatte sich Tschischka, Kunst 100f., in ästhetischen Superlativen ergangen: „herrliche Kirche“, „höchst imposant“, „wunderschön“, „kolossale() Gestalt“ usw. Dupuis, Kirche 4 und 22, vermutete in der Klosterkirche überhaupt „die älteste rein gothische Kirche in den österreichischen Erblanden“ und beschrieb den Bau vor allem „wegen der seltenen architektonischen Schönheit der mit ihr verbundenen Josefskapelle“, also der alten Katharinenkapelle, die er jedoch wie schon Sacken, Kunstdenkmale (1861) 94–96, irrig als den ältesten Bauteil der Kirche ansah und „ohne Gefahr eines Irrtums“ zwischen 1285 und 1310 ansetzen zu können glaubte, s. ebd. 11–15 und 19; in diesem Sinn auch Sacken, Kunst 670 und Hans Tietze, ÖKT 1, 184–191. Schaffran, Josefs(Katharinen)kapelle, sah Langhaus und Kapelle als mehr oder weniger zeitgleich an und vermutete für beide eine Entstehungszeit noch vor 1285.

⁷⁰ S. zur Architektur der Imbacher Klosterkirche aus der älteren Literatur Feuchtmüller, Architektur 170 (Taf. 136), jetzt Keck, Gründungsbau 118–122 (Zusammenfassung), Brucher, Gotik 36 (Taf.) und Kat.-Nr. 1 (Mario Schwarz) und Schedl, Dominikanerinnenklöster 131–144. Die Erkenntnisse dieser Arbeiten werden durch die aktuell durchgeführten Baubefundungen jedoch bedeutend relativiert.

⁷¹ S. aus der älteren Literatur Feuchtmüller, Architektur 171 (Taf. 157), jetzt Keck, Gründungsbau 118–122 (Zusammenfassung), Brucher, Gotik 36 und 47 (Taf.) und Kat.-Nr. 40 (Günter Brucher) und Schedl, Dominikanerinnenklöster 142–144, zur Konsolplastik Schultes, Plastik 93f. und Brucher, Gotik, Kat.-Nr. 86

Eine schon zu Ende des 19. Jahrhunderts verlorene, aber in der Literatur noch nach 1900 erwähnte, angeblich aus dem 17. Jahrhundert stammende und 1736 renovierte Wandmalerei im Chor bzw. an der Triumphbogenostseite soll das Stifterehepaar mit erklärender Beischrift wiedergegeben haben⁷².

Langenlois, Stadtgemeinde (mit Gobelsburg)

Langenlois⁷³, seit 1925 mit dem Stadtrecht versehen, liegt in 213 m Seehöhe nordöstlich von Krems nahe am Übertritt des Kamps von den nach Norden reichenden Hügelzügen des Kamptals am Ausgang des Gföhlerwalds in das flachere Land des Kremfelds mit der Kampmündung in die Donau östlich von Krems. Das aus zwei ursprünglich weit auseinander liegenden Siedlungskernen, dem älteren, als Mehrstraßendorf strukturierten „oberen Aigen“ im Westen und dem im 12. Jahrhundert planmäßig, zunächst wohl als Angerdorf weiter östlich angelegten, im 13. Jahrhundert erweiterten „unteren Aigen“ bestehende Stadtgebiet durchzieht auf der beträchtlichen Länge von fast fünf Kilometern in West-/Ostrichtung der Loisbach. Mit der Gesamtfläche der im Gebiet der Großgemeinde gelegenen periurbanen Weingärten ist die Stadt Langenlois (seit 1901 samt Haindorf als östlicher Stadtteil) die größte Weinbaustadt Österreichs.

Das „obere Aigen“ wurde seelsorglich von der 1289 von einem Kaplan Heinrich versehenen Kirche (im Spätmittelalter mitunter als Pfarrkirche bezeichnet, heute Filialkirche) Hl. Nikolaus, das „untere Aigen“ von der 1159 von einem „Pfarrer“ Heinrich („Heynricus de Lewbse plebanus“), 1277 vom „Pfarrer“ Schweiker („Swikerus plebanus“) versehenen, aber unter dem Patronat des Kremser Pfarrers verbliebenen Pfarrkirche Hl. Laurentius betreut. Während das „obere Aigen“ agrarisch orientiert und Weinbauernsiedlung blieb, entwickelte sich das „untere Aigen“ über die Ausbildung der „Vierzigerschaft“, einer möglicherweise aus den Inhabern der 40 ursprünglichen landesfürstlichen Lehen des Siedlungskerns entstandenen genossenschaftlichen Gemeinschaft mit reichem Grund-, vor allem Weingarten- und Waldbesitz, zu einem lokalen Handels- und Gewerbezentrum, das 1310 bereits als Markt galt (in der Frühen Neuzeit ständiger Montag- und Donnerstagmarkt). Erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurden „oberes“ und „unteres Aigen“ zu einer Gemeinde Langenlois (so erstmals 1413 genannt) zusammengeschlossen. 1518 verlieh Kaiser Maximilian I. dem Markt Langenlois einen zusätzlichen Jahrmarkt am Dorotheatag (Februar 6) und ein Wappen, das auch anlässlich der Stadterhebung 1925 beibehalten wurde.

An der quellenmäßig schlecht belegten Ansiedlung der Franziskaner in Langenlois (Observantenkonvent zum Hl. Bernhardin von Siena, zwischen 1451 und 1455, vielleicht 1454/55, der

(Horst Schweigert). Die in der Literatur oft geäußerte Annahme einer Stiftung der Kapelle als Grablege der Wallsee-Drosendorfer ist reine und angesichts der bekannten Bestattungsorte der Angehörigen des Geschlechts völlig unwahrscheinliche Hypothese. 1332 war zwar Anna von Wallsee-Drosendorf in Imbach eingetreten, für deren Versorgung ihre Brüder Eberhard, Friedrich und Heinrich eine Stiftung an das Kloster tätigten; weitergehende Kontakte der Wallsee mit dem Imbacher Kloster sind jedoch nicht bekannt, s. HHStA, AUR 1332 VIII 19, vgl. Hruza, Herren 532 (Nr. 47).

⁷² Vgl. zur Datierung Frast, Nonnenkloster 533: „(...) ober dem Gewölbe ist der Stifter und seine Gemahlin, ohne Kunstwerth im 17. Jahrhunderte gemalt“, der Text der Beischrift erstmals bei Dupuis, Kirche 18: *Alberthus Veltsperg, Truckseß zu Oesterreich, Gisla sein eheliche Gemahl – Stifter des Gotteshaus und Jungfrauenkloster unser Frauen zu Minnenbach 1269*, offensichtlich danach Starzer, Imbach 456: „Bis in die Sechzigerjahre unseres Jahrhunderts befand sich im Chor ein altes Wandgemälde, die Gründer des Klosters darstellend, mit der Inschrift: ‚Alberthus Veltsperg, Trucksess zu Österreich, Gisla sein eheliches gemahl – Stifter des Gotteshauses und Jungfrauenkloster unserer Frauen zu Minnenbach 1269‘. Leider wurde dasselbe übertüncht“. Etwas abweichend, jedoch ausführlicher ÖKT 1, 190: „Über dem Triumphbogen befand sich ein Wandgemälde, das die Stiftung des Klosters darstellte und eine Inschrift hatte: ‚Albertus Velgtsberg Truchsäs zu Österreich – Gisla sein eheliche Gemahl – Stifter des Gotteshauses und Jungfrauenklosters bei Unser Frauen zu Minebach 1269‘. Darunter: ‚Anno Abelin pietate cotusve (Conventusve) Virginalis Devotione renovatum‘ (Notiz im Pfarrarchiv). Das Chronogramm ergibt 1737, die Renovierung erfolgte durch Johann Georg Schmidt.“ Die so zweifellos fehlerhafte Transkription dürfte zu *Annae Abelin pietate coetusve virginalis devotione renovatum* zu verbessern sein. Anna Maria Abel war die seit 1708 regierende Imbacher Priorin, das Chronogramm ergibt richtig 1736. Zu Abel, die am 13. Oktober 1742 im Alter von 75 Jahren nach 50-jähriger Profeß starb, vgl. deren in Krems gedruckte Leichenpredigt vom Steiner Stadtpfarrer Gregor Sebastian Fritz, Lehr-Spiegel, sowie Starzer, Imbach 453.

⁷³ Vgl. zur Geschichte von Langenlois die Regesten bei NN., Beiträge, Topographie 5, 651–663, Plessner, Kirchengeschichte (1932) 409–412, Plessner, Kirchengeschichte (1939) 606–620, knapp zusammenfassend Bruckmüller/Goldmann, Langenlois. Zur Nennung des Langenloiser Pfarrers von 1159 vgl. Weltin, Urkunde Nr. 5 (1159).

Tradition zufolge auf unmittelbare Anregung Johannes Kapistrans nach einer in Langenlois gehaltenen Bußpredigt gegründet) war offenbar der Langenloiser Ratsbürger und Richter, Lorenz (Laurentius) Scherttetzl beteiligt. Im Sommer 1455 erlangten er und seine Frau Ursula einen in Buda ausgestellten und bescheiden illuminierten Verbrüderungsbrief Johannes Kapistrans⁷⁴. Diese Verbrüderungsbriefe, von Kapistran nicht selten nach den demonstrativen „Verbrennungen der Eitelkeiten“, öffentlichkeitswirksamen Zerstörungen von Luxusgegenständen in den Städten, im Anschluß an seine Bußpredigten versprochene Versicherungen der Aufnahme der Empfänger in die Gebetsgemeinschaft der Franziskaner, erstreckten sich zu Lebzeiten Kapistrans neben Einzelpersonen⁷⁵ häufig auch auf verschiedene Zünfte bis hin zu ganzen Stadtgemeinden. Noch gegen Ende des 15. Jahrhunderts stellte die relativ junge österreichische Observantenvikarie (Provinz) für niederösterreichische Empfänger solche Verbrüderungsbriefe aus⁷⁶. Das gegen Widerstand der Pfarrer von Langenlois, Gobelsburg, Hadersdorf, Zöbing, Schönberg, Lenggenfeld, Schiltern, Stratzing, Gedersdorf und Etsdorf, die 1456 Beschwerde über den in Langenlois neu angesiedelten Konvent und die damit verbundene Schmälerung ihrer Einkünfte aus der Verrichtung pfarrlicher Tätigkeiten beim Salzburger Erzbischof Sigmund einlegten, offenbar mit Stiftungsgeldern der Langenloiser Bürger zügig auf dem heutigen Franziskanerplatz erbaute Langenloiser Franziskanerkloster (1456 noch hölzerne Kapelle, 1458 Oktober 27 bereits Weihe der Kirche, einer Pfeilerbasilika mit dreijochigem Langchor und 5/8-Schluß, 1459 Wahl des Vikars der österreichischen Provinz auf dem Kapitel in Langenlois) wurde auch in der kurzen Zeit bis zum Wirksamwerden der Reformation vorwiegend von lokalen Stiftern mit Zuwendungen bedacht⁷⁷. Als presti-

⁷⁴ S. zur Geschichte des Klosters Herzog, *Cosmographia* 85, 178f. und 362–382, Fidler, *Geschichte* 34–36, NN., Beiträge 567–573, knapp zusammenfassend Zotti, *Kirchen* 79f. Langenlois fehlt bezeichnenderweise in der Aufzählung der österreichischen Observantengründungen nach 1454 bei Hageneder, *Minoriten* 46. Den Verbrüderungsbrief Scherttetzels (1455 Juli 22, Buda) s. bei Herzog, *Cosmographia* 364f. (Abdruck) und 800 Jahre, Kat.-Nr. 4.03. Im selben Jahr besiegelte er eine Stiftung der Langenloiser Bürgerin Margarete Pratner an die Pfarre Gföhl, noch 1470 besiegelte er neben dem Langenloiser Richter Wolfgang Rainer eine Erbteilung des Stephan Vischer von Nöhagen u. a. sowie einen Weingartenverkauf des Langenloiser Bürgers Paul Suchail, s. Winner, *Urkunden* Nr. 1135 (1455 Juli 4, Langenlois) und 1178f. (1470 März 19 und Dezember 18). Ein älterer Verwandter Lorenz', Niklas Scherteczl, Bürger von Gföhl, beteiligte sich 1409 an einer Frühmeßstiftung an der Pfarrkirche Gföhl, s. Winner, *Urkunden* Nr. 981 (1409 März 17), ein jüngerer Verwandter, Wolfgang, Sohn des Tibold Schermtatzl, war 1505 Pfarrer von Schweiggers, s. Plessner, *Kirchengeschichte* (1939) 615 (1505 August 27). Den weitgehenden Verlust der Langenloiser Klosterarchivalien durch zahlreiche Brandkatastrophen und kriegerische Ereignisse sowie den Zusammenbruch des Klosters im 16. Jahrhundert beklagte bereits Herzog, *Cosmographia* 363.

⁷⁵ Zwei Verbrüderungsbriefe Kapistrans als Generalvikar der Observanten nördlich der Alpen von 1451 für Nikolaus Friedberger und dessen Frau Margarete bzw. Kunigunde, Witwe nach (dem Langenloiser Bürger) Hans Wagner, und deren Dienerin Ehrentrud s. in *StiA Herzogenburg*, H. n. 467f. (1451 Juli 12, Wien bzw. 1451 Juli 22, Wien). Beide Urkunden scheinen ebenfalls ursprünglich bescheidenen Initialschmuck aufgewiesen zu haben, der durch massiven Beschnitt der linken Kante von H. n. 467 bzw. der oberen und der beiden seitlichen Kanten von H. n. 468 verlorengegangen ist. Während die rechts unten angebrachte eigenhändige Unterschrift Kapistrans auf H. n. 468 erhalten geblieben ist, wurde sie auf H. n. 467 ebenfalls ausgeschnitten. Beide Urkunden lagen noch 1849 in der zwischen 1740 und 1775 für das Kloster angekauften Hs. *StiB Herzogenburg* 95 (*Moralia in Iob*) bei, s. Penz, *Kloster* 6. Erhalten ist auch ein Verbrüderungsbrief Kapistrans für das Kloster Zwettl, in dem er im Oktober 1451 auf dem Weg nach Böhmen übernachtet hatte, s. Herzog, *Cosmographia* 364f. (1451 Oktober 12, Kloster Zwettl; vollständiger Abdruck). Zu diesen Verbrüderungsbriefen s. auch Kühnel, *Kulturgeschichte* 41f.

⁷⁶ Vgl. Fuchs, *Urkunden* (1902) Nr. 1886 (1477 Juni 23, Wien; Fr. Angelus von Kirchschatz, Vikar der österreichischen und steirischen Observantenvikarie [Provinz], nimmt Äbt Lorenz [Gruber] und den Konvent des Klosters Göttweig in die Gebetsverbrüderung des Ordens auf), NN., Beiträge 479 (1484 August 25, Franziskanerkloster Langenlois; Fr. Alexander von Preßburg/Bratislava [„de Pozonio“], Vikar der österreichischen Observantenvikarie [Provinz], nimmt den Langenloiser Bürger [nachts Richter] Hans Hausgenoß, dessen Frau Katharina und Kinder in die Gebetsverbrüderung des Ordens auf) und *StiA Herzogenburg*, D. n. 368 (1499 August 6, Franziskanerkloster Langenlois; Fr. Archangelus von Weitra, Vikar der österreichischen und steirischen Observantenvikarie [Provinz], nimmt die Gemeinde Engabrunn in die Gebetsverbrüderung der Vikarie [Provinz] auf), vgl. auch Plessner, *Kirchengeschichte* (1939) 619. 1510 stellte derselbe Vikar einen 1484 vom damaligen Vikar Alexander von Preßburg/Bratislava anlässlich des Provinzkapitels in Langenlois in Aussicht gestellten Verbrüderungsbrief für die Langenloiser Schuster aus, s. Herzog, *Cosmographia* 365f. (1510 November 7, Langenlois bzw. 1484 August 31, Langenlois; Abdruck).

⁷⁷ Vgl. etwa den Wunsch nach sieben Seelenmessen im Langenloiser Franziskanerkloster, den der Langenloiser Bürger Jörg Winkler 1506 testamentarisch äußerte, s. Winner, *Urkunden* Nr. 1256 (1506 März 27). Zur Beschwerde der Pfarrer s. NN., Beiträge 478 (1456 Mai 7, Langenlois), zur Kirche knapp Binding, *Franziskaner-Baukunst* 435 (Plan 33) und 437.

geträchtigte Begräbnisstätte des Langenloiser Bürgertums scheint sich das junge Franziskanerkloster gegenüber der Pfarrkirche Hl. Laurentius – wohl auch aufgrund der restriktiven Regelungen der Bestattungsfrage des Ordens – bis ins 16. Jahrhundert nicht etabliert zu haben. Lediglich drei Grabdenkmäler von ehemaligen Baumeistern, also den Verwaltern der Klosterfabrik und des Stiftungsvermögens, sind kopiaal überliefert (Kat.-Nr. 96†, 131† und 202†), sofern nicht weitere Grabdenkmäler der Neupflasterung des Kirchenbodens 1720 zum Opfer fielen⁷⁸.

Die ursprünglichen Gebäude wurden später mehrfach verändert. 1519 wurde ein Brunnen mit Wasserleitung zur Versorgung des Klosters auf dem benachbarten Grundstück des Langenloiser Bürgers Thomas Lechner errichtet. 1531 schlossen Richter und Rat von Langenlois nach den bitteren Erfahrungen der osmanischen Streifzüge der letzten Jahre einen Vertrag mit dem Franziskanerkonvent, wonach die Bürger auf ihre Kosten das Franziskanerkloster wehrhaft befestigen und zu einer Fluchtstätte für Kriegszeiten umbauen durften⁷⁹. Schon im Folgejahr erfolgte jedoch ein osmanischer Angriff, vor dem der Konvent aus dem Kloster flüchtete und angesichts der am Kloster entstandenen Schäden sowie der wohl aufgrund stark zurückgegangener Stiftungsfrequenz fatalen wirtschaftlichen Situation vorerst nicht wieder zurückkehrte. Nach dem verheerenden Langenloiser Großbrand, der am 28. Februar 1570 ausgebrochen war und angeblich 47 Häuser zerstört hatte, ersuchten Richter und Rat den NÖ Klosterrat um Einräumung des leerstehenden Klosters als Ersatz für das erst 1548 weitgehend umgebaute, 1564 bereits wieder reparaturbedürftige, nun aber abgebrannte Bürgerspital (vgl. Kat.-Nr. 47, 229, 232†). Ab 1582 bestanden gegen die Hoffnung der Gemeinde, die Gebäude endgültig in ihren Besitz nehmen zu können, Pläne einer Wiederansiedlung des Konvents, die jedoch erst fünf Jahre später realisiert werden konnte und im Rahmen eines Einzugs der vier Mönche am 10. Oktober 1587 als gegenreformatorische Propaganda notdürftig inszeniert werden sollte. Zwischen 1665 und 1672 wurde das Konventsgebäude für den wieder erstarkenden Konvent umgebaut und teilweise neu errichtet (Stiftung des Trakts mit Refektorium und Zellen durch den 1666 verstorbenen „secundus fundator“ Johann Ferdinand von Verdenberg), durch den großen Brand vom 24. März 1676, der 37 Bürgerhäuser vernichtete, jedoch wieder beschädigt. 1739 betrug der Stand der Konventualen 31 Personen. Anders als die meisten niederösterreichischen Klöster, die der josephinischen Aufhebungswelle zum Opfer gefallen waren, wurde das Langenloiser Kloster, das bereits 1783 zusammen mit dem Franziskanerkloster Eggenburg für die „Remedur“ vorgesehen wurde, nach erfolgloser Supplik der Marktgemeinde von Anfang 1784 am 25. September 1795 mit Unterstützung des St. Pöltener Konsistoriums unter Kaiser Franz II. aufgehoben. Am 17. Dezember 1796 wurde per Regierungsbeschluß die Veräußerung der schon am 6. Oktober durch den Kremser Dechant entweihten Kirche und der Konventsgebäude verfügt. Mehrere barocke Altäre wurden an verschiedene niederösterreichische Kirchen abgegeben, am 7. August 1797 erwarb die Marktgemeinde Langen-

⁷⁸ Immerhin wurde der Guardian des Franziskanerklosters 1633 vom Passauer Offizial in Wien gerügt, weil er unter Umgehung des Langenloiser Pfarrers am 13. März des Jahres einen Stallmeister in der Klosterkirche beisetzen hatte lassen, s. NN., Beiträge 521 (1633 März 21). Zur oben genannten Bedeutung des Begriffs Baumeister im Spätmittelalter vgl. die bemalte Tafel (ursprünglich Altarpredella eines Ulrichsaltars?) des Andreas Peck, „pawmaister“ des Zwettler Bürgerspitals, und des Hans Sauer von 1467 im Zwettler Stadtmuseum, vgl. Leben 27 (Abb.), zum Begriff auch Binding, *architectus*, und Perger, Künstler 9 (Anm. 19).

⁷⁹ S. den in mehrfacher Hinsicht interessanten Vertrag (1531 April 25, Langenlois) abgedruckt bei Herzog, *Cosmographia* 368–370. Der wohl nicht ganz unbegründeten Sorge des Konvents vor einer mit den Baumaßnahmen verbundenen Einflußnahme des möglicherweise schon teilweise protestantisch gesinnten Rats auf den Konvent mußten Richter und Rat begegnen. So sollten „die brüder (...) bey allen freyheiten, so sie von päbstlicher heiligkeit (...) haben, bleiben, und (...) der allmächtige gott durch uns (d. h. Richter und Rat) nicht verunehret (...) werde(n ...) So wollen wir zu der zeit der noth und innwohnung im closter bey den brüdern den gottes-dienst und das gottes-wort mit nichten hindern, auch das gotteshauß und andere geweyhte städt, so auf dem flöck des closters seyn, in ehren halten und bey kirchlicher ordnung und freyheit bleiben lassen“. Daß mit der Annahme einer Flucht des Konvents vor einem tatsächlichen Angriff schon die Hoffnung auf die freiwerdenden Gebäude seitens des Rats verknüpft war, ist dabei evident: „so zur zeit letzterer noth des (!) guardian mitsamt den brüdern von dem closter abwicke, und der ehrsamben gemeind statt gabe gantz und gar: so soll alsdann ein ehrsamber rath den brüdern besondern verschrieben geben, daß sie die brüder nach abziehung des feind wider einlassen wollen, auch kirchengüter und der brüder allmosen und andere ding, so zu dem brauch der brüder seyn, in ihren abwesen unverrückt, und als viel es letzte noth entbehren mag, unversehrt lassen“. Ein Kupferstich bei Herzog, *Cosmographia* 362 (F[ranz] L[eopold] Schmitner) zeigt die Klosteranlage von Südosten zum Jahr 1739/40, wobei die umschließenden Wehrmauern und der unlaufende Wassergraben von den Umbauten 1531/32 noch deutlich zu erkennen sind, vgl. Andraschek-Holzer, Bild 55f. und Ders., *Geschichte* 261 und 268 (Abb. 14).

lois die Baulichkeiten um 3000 fl. In den ehemaligen Klostergebäuden befanden sich in rascher Folge ab 1854 das k. k. Bezirksgericht, ab 1861 die Landesirrenanstalt, ab 1902 das Bezirksarmenhaus, ab 1920 eine Schlosserei, später das Depot der Freiwilligen Feuerwehr Langenlois, schließlich ab 1961 die Landesberufsschule für das Baugewerbe mit Internat (Zubau 1986). Neben die beiden letztgenannten noch bestehenden Nutzungen traten ein Dachdeckermuseum/Fritz und Rupert Hatschek-Museum sowie 1992 ein im adaptierten Chor der Kirche eingerichtetes Maurermuseum⁸⁰. Als inschriftliche Quellen zur wenig bearbeiteten Geschichte des Klosters haben sich eine Altarpredella (Kat.-Nr. 109) im Heimatmuseum Langenlois und die erst nach Abschluß des Manuskripts des vorliegenden Bands freigelegte gemalte Weiheinschrift zu einem verlorenen Lettneraltar (Kat.-Nr. 184a) erhalten.

Die vor allem auf die überregionale Verhandlung der Hauptprodukte Wein und Holz sowie Getreide abgestellten Handelskontakte des Markts reichten im Westen nach Süddeutschland und im Süden nach Oberitalien und sorgten neben den für den lokalen Bedarf produzierenden üblichen bürgerlichen Gewerben⁸¹ für mittelstädtischen Wohlstand. Die in jener ökonomisch günstigen Phase, meist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bzw. um 1600 entstandenen, teilweise über spätmittelalterlichem Kern umgestalteten frühneuzeitlichen „Ackerbürgerhäuser“ mit Hof-Flügeln, teilweise mit Laubengängen, prägen das Stadtbild vor allem im „unteren Aigen“ trotz zahlreicher mehr oder weniger ausgebreiteter Brände während der Frühen Neuzeit bis heute⁸². Im 16., vor allem aber im 17. und 18. Jahrhundert zählte Langenlois zu den mit Abstand größten landesfürstlichen Orten im Land unter der Enns (1666 vor Krems an dritter Stelle nach Wien und Klosterneuburg) und wurde selbst in den Akten der NÖ Kammer mitunter fälschlich als Stadt bezeichnet.

Noch bis weit in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts hinein hielt die weitaus überwiegende Mehrheit der Langenloiser Bevölkerung, vor allem des Ratsbürgertums, das sich in seinen Spitzen nach wie vor aus den „Vierzigern“ rekrutierte, an der protestantischen Konfession fest. Der Langenloiser Pfarrer Wolfgang Khelner mußte sich 1599 dem Passauer Offizial in Wien gegenüber in der konfessionell schwierigen Bestattungsfrage verantworten, „warumb ich indifferent der toden leit auf meinem freyhoff mit catholischen ceremonien zu begraben pfleg“. Khelner gab an, „daß es meine antecessores also angefangen und continuirt haben, seitmal sonsten kain besondere (protestantische) begrebnuß alhie ist, ich auch alzu schwach für mein person allein, sie außzuschlissen, unnd würde bey denen stätten sterblauffen, da ich verwichnes jar über die 600 person eingraben müssen, mit verwägerung (!) der gewöhnlichen begrebnuß mehrers unglückh bey dem schwyrigen volckh erweckhen unnd ursach zu andern fürnemen geben; so geschicht auch bey andern noch unreformierten umbliegenden pfarren dergleichen; da aber die reformation mit meinen pfarrkhindern fürgenommen unnd einen nachtruckh hette, wolte ich nit der letzte sein, alles dasjenig zu thun, was ein catholischen pfarrer gebürt unnd obligt.“⁸³

Zwischen 1623 und der Ausweisung der jüdischen Bevölkerung aus Niederösterreich 1671 konnte sich in Langenlois als einzigem landesfürstlichen Markt des Erzherzogtums eine sowohl zahlenmäßig (mit geschätzten fünf bis zehn Prozent Anteil an der Gesamtbevölkerung) als auch ökonomisch bedeutende jüdische Landgemeinde etablieren⁸⁴. Mehrere epidemische Seuchen und die Pest führten vom Ende des 16. Jahrhunderts bis in die 1630er Jahre zu spürbaren Bevölkerungsverlusten. In der Endphase des Dreißigjährigen Kriegs in Niederösterreich wurde Langenlois im

⁸⁰ S. zur Aufhebung Tropper, Schicksale 127, vgl. zur Nachnutzung auch Plesser, Kirchengeschichte (1939) 619. Die Bibliothek wurde auf die noch bestehenden Franziskanerklöster Niederösterreichs aufgeteilt, s. Tropper, Schicksale 127 und 143f.

⁸¹ 1422 scheint etwa im Dienstbuch des Zwettler Klosterhofs in Kammern ein „Ulrich Stainmech“ in Langenlois auf, dessen Name zweifellos auf seinen Beruf hindeutet, s. Plesser, Kirchengeschichte (1939) 297 und 612.

⁸² S. zum historischen Baubestand und zur Siedlungsstruktur von Langenlois neuerdings Grün/Wanek, Ackerbürgerhäuser.

⁸³ DASP, Pfarr- und Klosterakten Langenlois 1 (1599 Februar 27, Langenlois), vgl. auch NN., Beiträge 499. Zu den Problemen gemischt-konfessioneller Bestattungen in niederösterreichischen Pfarren in der Frühen Neuzeit vgl. Zajic, „Zu ewiger gedächtnis aufgericht“ 148–151.

⁸⁴ S. zuletzt v. a. ausführlich Rauscher, Langenlois mit Verweisen auf die ältere Literatur. Zu Spuren der spätmittelalterlichen jüdischen Gemeinde in Langenlois vgl. außerdem etwa Plesser, Kirchengeschichte (1939) 612 (der Kremser Jude Smojl als Sohn des Langenloiser „judenschuelers“ Josep 1419 genannt) und Plesser, Kirchengeschichte (1932) 411 (die Jüdin [?] „Eysackch“ und der Jude Adam 1420 als ehemalige Besitzer zweier nebeneinanderliegender Häuser in Langenlois genannt). Noch 1491 ist die Langenloiser „judenschule“ urkundlich belegt, s. NÖLA, Privatark. Nr. 5171 (1491 Mai 9, Linz).

März 1645 von schwedischen Truppen General Torstensons schwer verwüstet, was zusammen mit Mißernten späterer Jahrzehnte und der Brandkatastrophe von 1676 zu einer nachhaltigen wirtschaftlichen Schwächung des Marktes führte, von der sich Langenlois erst im 18. Jahrhundert wieder erholte.

Obwohl die Langenloiser Pfarrkirche stets Hauptbestattungsort des finanzkräftigen Ratsbürgertums gewesen war, haben sich bis auf zwei Priestergrabplatten und eine Wappengrabplatte (Kat.-Nr. 73, 102, 391) keine Grabdenkmäler aus dem Bearbeitungszeitraum erhalten. Die Hauptursache dafür dürfte darin bestehen, daß 1633 das Fußbodenniveau durch Aufschüttung um etwa einen Meter erhöht und dabei vermutlich die im Boden befindlichen Grabplatten zerstört wurden. Gleichzeitig wurden der offenbar wenigstens in Resten noch vorhandene Lettner und mehrere Altäre abgetragen⁸⁵. Bei der Absenkung des Fußbodenniveaus auf die ursprüngliche Höhe anlässlich der tiefgreifenden Rekonstruktionsarbeiten 1959/60 wurden offenbar keine Grabdenkmäler gefunden.

In Gobelsburg, im 12. Jahrhundert im Besitz einer Nebenlinie der Kuenringer, im 13. Jahrhundert der Seefeld-Feldsberger, dann der Herren von Falkenberg bzw. vor 1440 der Maissauer, existierte spätestens 1214 eine Kapelle. In diesem Jahr gestattete der Passauer Bischof auf Bitte Weikards von Seefeld-Feldsberg, Truchseß von Österreich, und unter Zustimmung des Kremser Pfarrers Konrad, daß die vier Dörfer Gobelsburg, Haindorf, *Grafendorf und Zeiselberg mit Begräbnis und Kindertaufe von der Gobelsburger Kapelle aus versorgt werden durften. 1219 erscheint bereits ein „plebanus“ Dietrich⁸⁶. Die Pfarre Gobelsburg stand stets stark unter dem Einfluß der Herrschaftsinhaber von Gobelsburg, die die Vogteirechte ausübten und mitunter auch das eigentlich dem Dominikanerinnenkloster Imbach zustehende, von den Nonnen 1289 von Ulrich von Taufers erkaufte Patronat über die Pfarrkirche⁸⁷ bestandsweise innehatten. 1426 ist ein Altar mit dem Titel Hl. Kreuz auf der Empore der Kirche („auf der parkyrichen“) belegt⁸⁸.

1565 berichtete der vormalige Pfarrer Stephan Gschmeydinger (auch: Gschmeidler) an den Passauer Offizial in Wien, daß er sich nach nur einem Jahr im Amt aufgrund der Eingriffe des Herrschaftsinhabers, Wolf(hart) Streun von Schwarzenau zu Hartenstein, nicht länger in Gobelsburg halten könne. 1564 war Christoph von Althan, der die Herrschaft Gobelsburg 1555 von Julius (I.) Graf von Hardegg angekauft hatte, Vogtherr der Pfarre gewesen und hatte der Pfarre 29 Untertanen entzogen. Obwohl die Rechtsverhältnisse auf Anrufung Kaiser Ferdinands I. zugunsten des klagenden Pfarrers entschieden worden waren, setzte Streun, der die Herrschaft inzwischen übernommen hatte, die Besteuerung der Pfarruntertanen fort, kündigte – entsprechend einer zu jener Zeit in Niederösterreich vor allem bei protestantischen Adeligen weitverbreiteten Rechtsvorstellung – das Dienstverhältnis Gschmeydingers und nahm einen anderen Geistlichen auf, eine mit dem geltenden katholischen Patronatsrecht unvereinbare Vorgangsweise. Bei der gewalttätigen Räumung des Pfarrhofs floh Gschmeydinger schließlich nach Wien⁸⁹.

Die Herrschaft Gobelsburg samt Engabrunn, in deren Umgebung (Kammern, Weinzierl) das Kloster schon seit 1171 Besitz hatte, kaufte das Kloster Zwettl erst 1740 mit dem 1725 nach Plänen Joseph Mung(g)enasts anstelle des aus dem 16. Jahrhundert stammenden und mit der Kirche als Wehranlage verbundenen Vorgängerbaus errichteten neuen Schloß vom verschuldeten Otto Achaz Ehrenreich Graf von Hohenfeld um 100.000 fl. an. Mit dem Erwerb Gobelsburgs wurde der alte Klosterhof in Kammern, aus einer ursprünglichen Grangie des Klosters entstanden, als lokales

⁸⁵ Vgl. NN., Beiträge 527 (1656 Februar 17; Bericht des Langenloiser Pfarrers Jakob Ehrhardt an den Passauer Offizial in Wien), Rothbauer, Nochmals 67 und Ders., Pfarrkirche 14.

⁸⁶ S. zur Gobelburger Pfarr- und Herrschaftsgeschichte Schacherl, Gobelsburg passim, Plesser, Kirchengeschichte (1932) 238f., Plesser, Kirchengeschichte (1939) 288 (1214 o. T. [vor September 24?], Krems) und vgl. knapp Bruckmüller/Goldmann, Langenlois.

⁸⁷ S. HHStA, AUR 1289 I 22, vgl. Frast, Nonnenkloster 537, Weiglsperger, Beiträge (1885) 416f., Starzer, Imbach 450, Doblinger, Herren 143 und Plesser, Kirchengeschichte (1932) 239–241 sowie Ders., Kirchengeschichte (1939) 289f. und Fux, Schleier 186. Vor Ulrich von Taufers war 1282 Gerhard von Obersezze Inhaber des Patronats gewesen, der sich zusammen mit seiner Frau Tuta von Feldsberg noch 1291 aller Ansprüche auf seinen früheren Besitz, der nun und künftig dem Kloster Imbach gehörte, begab. Unter Bezug auf den Vater seiner Frau, Albero von Feldsberg, bezeichnete Gerhard in der Urkunde Imbach als „unser stifte“, s. zum gesamten Gobelsburger Güterkomplex in Zusammenhang mit Imbach Zajic, Vorbemerkungen.

⁸⁸ S. NÖLA, Privaturk. 4730 (1426 August 17).

⁸⁹ S. DASP, Pfarr- und Klosterakten Gobelsburg, [1565], vgl. auch Schacherl, Gobelsburg 482 und Plesser, Kirchengeschichte (1939) 308.

Verwaltungszentrum im unteren Kampptal obsolet. Nach dessen Brand 1784 wurde die Verwaltung endgültig nach Gobelsburg verlegt. Seit 1933 ist das Weingut Schloß Gobelsburg, einige Zeit auch Außenstelle des Museums für Volkskunde in Wien, das letzte Weingut des Klosters. Bis 1996 wurde es unmittelbar vom Kloster aus geführt und ist seither verpachtet⁹⁰.

In der 1517 neu eingerichteten oder wenigstens mit einem neuen Zugang außen an der Chor- südseite versehenen Gruft unter dem Chor der ursprünglich wehrhaften Pfarrkirche wurden offenbar bis ins 18. Jahrhundert hinein Angehörige der Herrschaftsinhaber bzw. anderer adeliger Familien aus dem Pfarrgebiet bestattet. Vor 1860 befanden sich noch vier intakte Särge in der Gruft, die durch die Sargtafelinschriften dem 1624 verstorbenen Kremser Ratsbürger und kaiserlichen Hofdiener Wolf Carl von Carlshofen zu Mühlbach und Haindorf (vgl. Kat.-Nr. 492), dem 1626 im Alter von 20 Jahren verstorbenen Karl von Polheim, Sohn des 1616 in Gobelsburg verstorbenen kaiserlichen Mundschenks und NÖ Herrenstandsverordneten Maximilian (II.) von Polheim zu Rastbach, Ottenschlag und Gobelsburg (vgl. Kat.-Nr. 392) und der Elisabeth von Zelking, dem 1629 verstorbenen Gottfried von Polheim und schließlich dem 1715 verstorbenen Obersten und Viertelshauptmann ober Manhartsberg, Otto Ferdinand von Hohenfeld zuzuordnen waren⁹¹. Nach einer Beschreibung der damals auffälligen und statisch gefährdeten Pfarrkirche aus dem Jahr 1655 befanden sich damals „bei der Gruft“ (in der Gruft an einem Altar?) alte und schwer beschädigte Gipsstatuen (?) der zwölf Apostel und Mariä Himmelfahrt⁹². Ab 1749 wurde die Kirche umfassend umgestaltet.

Maria Laach am Jauerling, Pfarr- und Wallfahrtskirche

Eine Kapelle in Maria Laach am Südabhang des Jauerling ist bereits zum Jahr 1263 belegt. 1336 war sie eine Filiale von Weiten und wurde mit dieser Pfarre 1432 dem Kollegiatstift Vilshofen inkorporiert. 1462 verpflichtete sich das Stift zur Unterhaltung eines eigenen Kaplans in Maria Laach⁹³. Die Kuefsteiner Gruft in der Pfarrkirche hatte Hans Georg (III.) von Kuefstein als Patronatsinhaber wohl bald nach dem Erwerb des Schlosses Zeißing 1576 einbauen lassen. In seinem Testament von 1603 erwähnte Kuefsteiner bereits mehrere Gruftbestattungen verstorbener Angehöriger. Damit war Kuefstein von der älteren Grablege in der bei Greillenstein gelegenen Pfarrkirche Röhrenbach, wo noch sein Vater Lorenz, seit 1534 Inhaber von Greillenstein, 1547 bestattet worden war, und Hans Georg möglicherweise ursprünglich auch seine eigene Beisetzung geplant hatte, abgekommen. Grund dafür war möglicherweise ein 1562 ausgebrochener Begräbnisstreit zwischen dem Protestanten Kuefstein, der einen auf dem seit etwa 1560 grundlegend und repräsentativ umgebauten Schloß Greillenstein verstorbenen Verwandten in Röhrenbach begraben lassen wollte, und dem katholischen Pfarrer der Kirche, einem Konventualen des nahen Benediktinerklosters Altenburg, dem die Pfarre inkorporiert war⁹⁴.

⁹⁰ S. Kuenringer, Kat.-Nr. 991 (Johann Tomaschek), und Pressemappe Weingut Schloß Gobelsburg (Oktober 2004). Zur Kammerner Grangie vgl. auch Schopf, Beiträge 28.

⁹¹ S. Frast, Geschichte 288, Schacherl, Gobelsburg 485, und Zajic, „Zu ewiger gedächtnis aufgericht“ 116.

⁹² S. NN., Beiträge 526 und ÖKT 1, 147 (1655 Jänner 12; Bericht des Pfarrers von Langenlois und Gobelsburg, Jakob Ehrhardt, an den Passauer Offizial in Wien).

⁹³ S. Topographie 5, 610f., ÖKT 1, 272, Plesser, Kirchengeschichte (1932) 399 und Kren, Grablege 245. Eine Abschrift der Inkorporationsurkunde (1432 März 30, Passau) Bischof Leonhards von Passau s. in DASP, Pfarr- und Klosterakten Weiten 1. Schmidl, Umgebungen 1, 375, erwähnt noch 1835 eine beschädigte Bauinschrift am Nachbarhaus des damaligen Pfarrhofs, von dem er wohl richtig vermutete, daß es „offenbar einst mit jenem nur ein Gebäude ausmachte“. Da der heutige Pfarrhof südlich der Kirche ein mehrfach umgestalteter Neubau (?) von 1842 ist, konnte nicht mehr festgestellt werden, welches Gebäude Schmidl meinte. Ob der alte Pfarrhof ursprünglich das Wohnhaus des Vilshofener Vikars oder des von Stephan Uttendorfer (s. Kat.-Nr. 110) gestifteten Benefiziaten war, ist gleichfalls nicht festzustellen.

⁹⁴ S. zur unterschiedlichen familieninternen Bedeutung der beiden Kuefsteiner Grablegen Winkelbauer/Knoz, Geschlecht 148f., ausführlich Zajic, „Zu ewiger gedächtnis aufgericht“ 126–129 und vgl. Kren, Grablege passim und Zajic, „Aeternae Memoriae Sacrum“ 268f. und 271f. Zu den häufigen Konflikten zwischen den Kuefstein auf Greillenstein und dem nahen Kloster Altenburg als Inhaber der Pfarre Röhrenbach vgl. Reingrabner, Gravamen. Die Pfarrkirche Maria Laach war zwar seit 1432 unter Vilshofener Patronat gestanden, die seinerzeitige Besitzerin von Spitz und Zeißing, Susanna Teufel, hatte jedoch Maria Laach de facto unter ihr Patronat gebracht, womit sich schon der Vilshofener Pfarrvikar Johann Greytter 1581 in einem Bericht an das Vilshofener Kapitel abfinden mußte, s. DASP, PA Weiten, Pfarrakten 1 („Extract aus ainem schreiben, welches herr Johann Greytter, pfarrvicarius zu Weitten, an das löbliche capitil Vilshoven abgehen lassen, sub dato 10. Novembris anno 1581“, Abschr. E. 17. Jh.). Zwischen 1562 und 1599 fungierte der von Susanna Teufel berufene, aus Winzer stammende Priester Wolfgang C(h)rell

Im März oder April 1620 wurden das von Hans Ludwig von Kuefstein umgebaute Schloß Zeißing und die Maria Laacher Kirche von Reitern des Generals Bucquoy geplündert, wobei auch die Kuefsteiner Gruft aufgebrochen wurde⁹⁵. Spätestens Hans Leopold von Kuefstein gab schließlich um 1720 die Laacher Grablege endgültig auf und ließ die ehemalige Spitalskapelle in Röhrenbach (neuerlich?) zur Gruftkapelle umbauen⁹⁶.

1789 wurde die Laacher Gruft nach dem wenige Jahre zuvor von Joseph II. verhängten Verbot der Kirchenbestattungen aufgelassen. Am 31. März des Jahres wurde die vor dem Hochaltar gelegene und mit einem Abgang unmittelbar hinter dem Speisegitter versehene Gruft mit Genehmigung der NÖ Landesregierung geöffnet. Die 21 vorgefundenen Kupfersärge von Angehörigen der Familie Kuefstein wurden geborgen, die Namen und Todesdaten der Verstorbenen anhand der – leider nicht im Wortlaut – überlieferten Sargtafelinschriften aufgenommen und die sterblichen Überreste auf dem Friedhof beigesetzt. Das Metall dürfte wie bei den meisten anderen Grufräumungen der Zeit an Gold- oder Kupferschmiede der Umgebung verkauft worden sein⁹⁷. Lediglich die Sargtafel der Klara von Kuefstein (gest. 1618) wurde in Form eines zeitgenössischen Kupferstichs kopial überliefert (Kat.-Nr. 421a†).

Das im barocken linken Seitenaltar aufgestellte spätmittelalterliche Gnadenbild der bis heute als Wallfahrtsziel populären Pfarrkirche, eine Darstellung der thronenden, von zwei Engeln bekrönten Maria mit dem Jesusknaben, der nach einer von einem Engel dargereichten Rose greift, ist durch die Tatsache bekannt, daß Marias rechte Hand, einen Rosenkranz aus Perlen haltend, mit sechs Fingern abgebildet ist (alte volkstümliche Bezeichnung der Wallfahrt „Zu unserer lieben Frau Sechsfinger“). Kurioserweise knüpft sich an dieses Gnadenbild, dessen Stiftung fälschlich einem quellenmäßig nicht belegten Hans Georg (I.) von Kuefstein als Klienten Leutolds (III.) von Kuenring um die Mitte des 14. Jahrhunderts zugeschrieben, das vermutlich aber erst 1636 vom Konvertiten Hans Ludwig von Kuefstein aus dem Kriegseinsatz in den Rheinlanden nach Laach gebracht wurde, eine spätbarocke (?) Legende zu den Kuenringern, wonach diese als erblichen genetischen Defekt sechs Finger an der rechten Hand gehabt und durch die Stiftung des Gnadenbildes Heilung gesucht hätten⁹⁸.

Maria Langegg, Pfarr- und Wallfahrts- bzw. ehemalige Servitenklosterkirche

Die Geschichte der Pfarr- und Wallfahrts- sowie ehemaligen Servitenklosterkirche in Maria Langegg⁹⁹, auf einer Anhöhe im bis ins 18. Jahrhundert hinein Aggswald genannten Dunkel-

(Krell) als protestantischer Pfarrer, s. Glatzl, Freiherrn 39. Noch 1835 war an einem Nachbargebäude des damaligen Pfarrhofs eine beschädigte Rotmarmortafel mit einer Bauinschrift zu sehen, die „die Reparation [sic!] des Hauses durch den Prädikanten Wolf Khrell 15..(?)“ festhielt, s. Schmidl, Umgebungen 1, 375. Plesser, Kirchengeschichte (1939) 595 datiert die lateinische Bauinschrift zu 1574.

⁹⁵ Gegen die Plünderung protestierte Hans Ludwig bei Bucquoy im Mai 1620, s. Plesser, Kirchengeschichte (1939) 601, Welsersheimb, Kuefstein 71 und 76, Schöner, Abriß 26f., und Kren, Grablege 246.

⁹⁶ Vgl. zuletzt Bleicher, Gruftkirche, mit Annahme des Grufteinbaus in Röhrenbach bereits um 1675, knapp auch Zajić, „Aeternae Memoriae Sacrum“ 272.

⁹⁷ S. Lichtenberger, Grabmäler passim, mit Wiedergabe des im Pfarrarchiv aufbewahrten Protokolls. Auszüge daraus erstmals ediert bei Schmidl, Umgebungen 1, 374.

⁹⁸ S. unkritisch Kuefstein, Studien 1, 109–114, kritisch Kuenringer, Kat.-Nr. 368 (Peter Zawrel/Margot Schindler). Plesser, Kirchengeschichte (1939) 596–598, bezieht den in einem 1849 gedruckten Wallfahrtslied auf Maria Laach genannten, auf Anrufung der Laacher Gnadenmutter siegreichen „Kriegsherr[n]“ Hollsteiner irrig auf Hans Georg (III.) von Kuefstein.

⁹⁹ Zur Geschichte des Klosters und der Wallfahrt s. an älteren Darstellungen Romer, Servitus 392–415, knapp Fidler, Geschichte 186f., Plesser, Kirchengeschichte (1998) 22–29 (mit fehlerhaften Daten), aus der neueren Literatur Dressler, Wallfahrt, bes. 33–60, Radlberger, Wallfahrten 11–15, anhand der Klosterarchivalien ausführlich Strohmaier, Mirakelaufzeichnungen, bes. 2–32, zuletzt Ders., Förderer passim, zur Baugeschichte auch knapp Dehio Süd 1324–1327. Zu den 1994 und 2002 durchgeführten Restaurierungsmaßnahmen in den Klostergebäuden und an der Kirchenfassade vgl. König, Kloster 303f. mit Abb. 354f., Zivković, Maria Langegg 46f. mit Abb. 49 sowie König, Denkmalpflegemaßnahmen 277. Den baulichen Bestand in Langegg vor dem Klosterbau – die Kirche, eine kleine benachbarte Kapelle, zwei Benefiziatenhäuser, den Langegger Hof und weitere kleine, wohl als Wallfahrerbuden zu interpretierende Gebäude – gibt abstrahierend ein Kupferstich in Romer, Servitus, Taf. zwischen 400 und 401, als Aussicht vom Arbeitszimmer des Matthäus Häring im Rahmen der vermutlich nach dem Vorbild des Langegger Gemäldes gestalteten Szene der Gründungslegende wieder. Neben den im Langegger Archivbestand selbst (heute DASP) erhaltenen handschriftlichen und gedruckten Mirakelberichten haben sich auch an anderen Orten Abschriften früherer Mirakelaufzeichnungen erhalten, s. etwa StiB Göttweig, Cod. rot 1056. Die bei Romer, Servitus 402–414 abgedruckten Wunderheilungen beziehen sich – wohl um die Glaubwürdigkeit der

Steinerwald südwestlich von Mautern gelegen, nimmt ihren Ausgang im beginnenden 17. Jahrhundert von der Stiftung einer Kapelle in Langegg durch den Salzburger Pfleger und Hofmeister von Arnsdorf, Wölbling und Traismauer, Matthäus (Matthias) Häring (s. Kat.-Nr. 371). Die Gründungslegende von Maria Langegg überliefert zum Jahr 1604 die auf Anrufung der Gottesmutter erfolgte Wunderheilung einer Tochter Härings aus tödlicher Krankheit. Das von Häring in seinem Arbeitszimmer verehrte Marienbild, eine Kopie des Gnadenbilds von S. Maria del Popolo in Rom (Hodegetria-Psychosostria-Typus), wurde in der 1605 aus Dankbarkeit errichteten wohl hölzernen ersten Kapelle aufgestellt. Im Spätsommer des genannten Jahrs wurde zu Mariä Geburt (8. September) vom Wölblingler Pfarrer Kaspar Mayr auf einem Tragaltar die erste stille Messe gelesen, es folgte ein feierliches Hochamt mit dem Arnsdorfer Pfarrer Sebastian Pistorius. Ab 1614 wurde die kleine Kapelle mit Stiftungsgeldern, u. a. auch vom Melker (vor 1587 Altenburger) Abt Kaspar Hoffmann aus Dankbarkeit für ausgestandene Krankheit sowie von Adam Eusebius von Hoyos, durch einen ersten steinernen Kirchenbau ersetzt, dessen Hochaltar im gleichen Jahr geweiht wurde. 1616 wurde dieser Bau neuerlich erweitert, 1631 konsekrierte der Abt von Göttweig, David Gregor Corner, die Seitenaltäre. Um 1662 wurde unter dem Priorat des Servitenpaters Konstantin Maria Lechner die alte Kirchenfassade mit Geldern der Maria Klara Häring und ihres Mannes Johann Wilhelm Ritt sowie des Göttweiger Hofmeisters von Wolfstein und Gurhof, Andreas Franz Moser (zusammen über 900 fl.), abgetragen und unter Erweiterung des Kirchenraums für zwei neue Altäre wieder aufgebaut. Der Chor dieser auf einem kleinen Hügel stehenden „Ursprungskapelle“ blieb bis heute mit geringen baulichen Veränderungen erhalten (seit 1963 Gedächtniskapelle für die gefallenen und ermordeten Priester beider Weltkriege), während das Langhaus dem spätbarocken, aus Rücksicht auf den nach Osten orientierten Vorgängerbau genordeten Neubau der Wallfahrtskirche weichen mußte. Dieser wurde ab 1764 nach Plänen des Steiner Stadtmaurermeister Johann Michael Ehmann, vormals Polier Franz Anton Pilgrams und auch am Umbau des Klosters Göttweig beteiligt, sowie wahrscheinlich Paul Ulrich Trientls durchgeführt, 1773 konnte die Kirchenweihe erfolgen. 1783 wurde die Wallfahrtskirche auch zur Pfarrkirche.

Zur Betreuung des allmählich anwachsenden Pilgerzstroms zum vielleicht frühesten nach-reformatorischen Wallfahrtsheiligtum in Niederösterreich wurde 1620/23 ein eigenes Benefizium als Filiale von Hofarnsdorf errichtet, dessen Inhaber wöchentlich drei Messen für den Stifter lesen sollte. Den Gottesdienst in der Langegger Kapelle verrichteten von 1620 bis zur Übernahme der Seelsorge durch die Serviten zehn verschiedene Benefiziaten, teils Weltpriester aus den umliegenden Pfarren, teils Ordenspriester wie Chorherren und Franziskaner aus St. Pölten, Dominikaner aus Krems und Minoriten aus Stein. Letzter Benefiziat war der Zisterzienser P. Adam Ruprecht aus Wilhering.

1643 riet der aus Tirol stammende schwäbische Benediktiner P. Modest Mayr anlässlich einer Vakanz der Seelsorgerstelle in Langegg den Serviten in der Roßau bei Wien¹⁰⁰, sich um die in ähnlicher, für einen Wallfahrtsort günstiger Lage wie die Servitenkirche Maria Waldrast bei Matri in Ostirol gelegene Kirche zu bewerben, und unterstützte diesen Plan bei Kaiserin Eleonora Gonzaga, die ebenso wie der NÖ Statthalter Franz Graf Trautson und Rudolf von Teuffenbach beim Nachfolger der beiden Töchter Härings als Langegger Grundherrn, dem aus Mähren stammenden ehemaligen Hauptmann im Regiment Breuner, Nikolaus Schober von Hartenbach und Perschling, zugunsten der Serviten intervenierte. 1644 brachten Kaiser Ferdinand III. und Erzherzog Leopold Wilhelm als Bischof von Passau Schober schließlich mit zwei persönlichen

Belege und die Wirksamkeit der Verlobungen zu unterstreichen – häufig auf geistliche Personen, besonders Ordenspriester der Umgebung (etwa 1612 der Franziskaner Johann Weikard Frey aus Langenlois oder 1613 Abt Kaspar Hoffmann von Melk), vgl. auch dazu Strohmaier, Förderer.

¹⁰⁰ Der 1233 von sieben vermögenden Florentiner Patriziern (Sieben Hill. Väter des Servitenordens) aus einer Marienbruderschaft heraus gestiftete und nach Annahme der Augustinerregel päpstlich bestätigte Servitenorden (Ordo Servorum Beatae Mariae Virginis, OSM) unterhielt seit dem frühen 14. Jahrhundert mehrere Niederlassungen im Reich, die jedoch alle während der Reformation eingingen. Erst 1610 wurde von Erzherzogin Anna Katharina Gonzaga wieder ein Servitenkloster in Innsbruck gegründet, in dem drei Jahre später die ersten deutschen Konventualen eingekleidet wurden. Bald folgten Niederlassungen in Maria Waldrast bei Matri (1621), Maria Luggau in Kärnten (1635), Roßau bei Wien (heute Wien IX, 1639) und anderen, häufig als Wallfahrtsstätten frequentierten Orten (Schönbühel 1666). Die über 30 im 17. und 18. Jahrhundert entstandenen Klöster der 1635 gegründeten deutschen Ordensprovinz wurden 1756 in eine heute noch existierende Tiroler und eine österreichisch-ungarische Provinz aufgeteilt, s. Romer, Servitus passim, Rossi, Serviten, Heimbucher, Orden 1, 576–588, Häusler, Geschichte 64–78, Vones-Liebenstein, Serviten, Frank, Serviten und Häusler, Konvertitenstiftung 134–136.

Schreiben dazu, die Kirche als Patronatsherr dem Servitenorden zum Bau eines kleinen Klosters zu überlassen. Schober verzichtete wunschgemäß zugunsten des Ordens auf das Kirchenpatronat, jedoch nur solange die Niederlassung in Langegg Bestand hätte, und behielt sich „den ersten standt und begröbnis in der kkirchen all zeit“ vor. In der von ihm im Chor der Kirche errichteten Gruft wurden 1656 seine erste Frau Maria Ritt und 1662 er selbst, in zweiter Ehe mit Anna Maria von Khuen-Belasy verheiratet, beigesetzt. Noch 1659 hatte er die der Kirche benachbarte und mit dem Konvent umstrittene kleine Kapelle, in deren Gruft die ersten Stifter, Matthäus Häring und Maria Mägerle beigesetzt worden waren, übergeben. Nach dem kurz darauf erfolgten Abbruch der Kapelle wurden die Gebeine der beiden zusammen mit denen Schobers in der neu eingeweihten Konventgruft wiederbeigesetzt.

Gegen Ende des Jahres 1644 ließ sich der erste Servitenbruder, P. Clemens Maria Pockh, mit einem weiteren Ordenangehörigen in Langegg nieder. Der u. a. mit Beiträgen des Melker Konvents finanzierte Baubeginn des Klostergebäudes (Grundsteinlegung 1651 unter Prior P. Anton Maria Egarter und dem Melker Prior P. Willibald) erfolgte erst 1652 unter Baumeister Domenico Sciascia mit dem Westtrakt, 1733/34 wurde die dreiflügelig im Westen an die Kirche anschließende Anlage mit dem Süd- und Osttrakt fertiggestellt¹⁰¹.

Der Servitenkonvent bestand bis 1974 in Maria Langegg, seither ist Langegg wieder Weltpfarre, auch die Baulast des ehemaligen Klosters trägt die Diözese St. Pölten. 1980 wurde im Konventtrakt eine Schule der Englischen Fräulein eingerichtet, seit 1993 ist hier die Gemeinschaft der Seligpreisungen untergebracht. Die ehemals reichen, heute bereits stark dezimierten Bestände an Votivgaben der Schatzkammer der Wallfahrtskirche (s. Kat.-Nr. 495) sowie der prächtigen barocken Klosterbibliothek gingen 1974 an das Diözesanmuseum St. Pölten über. Seit 1991 bestehen Pläne, in den 1994 unter Leitung des Diözesankonservators und des Landeskonservators für Niederösterreich des BDA teilrestaurierten Klostergebäuden (Bibliothek, Schatzkammer und zugehöriger Kreuzgangflügel) eine Dauerausstellung einzurichten. Vom einst dichten Bestand an Votivtafeln – aus drei 1704, 1741 und 1773 gedruckten Mirakelbüchern der Kirche sind wenigstens 84 Tafeln bekannt – haben sich nur sehr geringe Reste (Kat.-Nr. 453 und 511) erhalten. Bereits 1741 wurde über den schlechten Erhaltungszustand der Tafeln infolge starker Mauerfeuchtigkeit geklagt, der Kirchenneubau bis 1773 und weitere Schäden dürften zum großen Verlust ebenfalls beigetragen haben. Als Sgraffiti ausgeführte Besuchervermerke der Wallfahrer an den Kirchenwänden wurden noch bei den ersten Restaurierungsmaßnahmen unter Leitung des BDA 1958/59 durch Abschlagen des Putzes bis in Brusthöhe zerstört¹⁰².

Mautern, Stadtgemeinde

Die Mauern des am rechten Donauufer in 195 m Seehöhe am Übergang des Stroms aus dem Durchbruchstal der Wachau in die Ebene des Mauterner Felds gelegenen spätantiken römischen Limes-Kastells von Favianis/Mautern, dessen Zivilsiedlung im späten 5. Jahrhundert in Eugipps Vita Severini eine nicht unbedeutende Rolle spielt, waren noch im 8. Jahrhundert soweit intakt, daß sie eine Schutzfunktion für die frühmittelalterliche, den alten Lagervicus jedoch überschreitende Besiedelung bieten konnten. Frühmittelalterliche Funde stammen aus dem Siedlungsbereich ebenso wie aus zwei im Stadtgebiet von Mautern liegenden, zu Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckten Gräberfeldern im Bereich des ehemaligen Lagerareals beim früheren Wirtschaftshof des Klosters St. Nikola bei Passau (Nikolaihof, vgl. zu den Hofmeistern Kat.-Nr. 322f., 335, 342 und 358) bzw. im Bereich Grüner Weg (Funde aus dem ausgehenden 8. bzw. beginnenden 9. Jahrhundert mit vermutlich slawischer Zuordnung). Die römischen Mauerreste wurden instandgesetzt und in die mittelalterlichen Befestigungsanlagen selbstverständlich ein-

¹⁰¹ Vgl. ein Ölbild mit Ansicht der damaligen Klosteranlage vor dem Kirchenneubau im Obergeschoß des Ostflügels des ehemaligen Konventgebäudes.

¹⁰² S. Radlberger, Wallfahrten Bd. 2, 22, 35 und 134–142. An Votivtafeln aus dem Bearbeitungszeitraum sind zwar durch die drei gedruckten Mirakelberichte mehrere heute verlorene Exemplare nachzuweisen, deren Inschriften wurden jedoch nicht überliefert. Bis 1650 waren demnach von folgenden Personen oder Körperschaften Votivbilder gestiftet worden: 1616 Pater Guardian vom Steiner Minoritenkloster, 1622 NN. aus Pöchlarn, 1622 (?) eine Göttweiger Untertanin, 1634 der Syndikus von Stein, 1630 NN., 1634 (?) ein Fleischhauer aus Krems, 1634 Markt Pulkau, 1637 Stadt Tulln, 1637 k. Waldschaffner unter der Enns in Purkersdorf, 1642 ein Melker Untertan, 1647 NN., 1648 Wallfahrer aus Persenbeug, 1650 ein Bürger und Schneider aus Melk, 1650 Markt Herzogenburg, 1650 ein Wirt aus St. Pölten, 1650 Kürschner aus Krems, s. die Aufstellung bei Radlberger, Wallfahrten 136f.

bezogen¹⁰³. Als „civitas Mutarensis“ wurde Mautern, neben Linz und Ybbs einer der bedeutendsten Orte der Donaugrafschaft des karolingischen Markgrafen Arbo und seines Sohnes Isanric, zum Jahr 899 in den *Annales Fuldenses* als Fluchtort Isanrics im Aufstand gegen Kaiser Arnulf erstmals erwähnt, in der Raffelstetter Zollordnung vom Beginn des 10. Jahrhunderts begegnet die Zollstätte „ad Mutarun“¹⁰⁴. In den folgenden Jahrhunderten kam der Siedlung immer wieder Bedeutung als Verhandlungsort im passauischen Ostland zu: etwa bei der Regelung der Zehentzuständigkeit zwischen Enns und Wienerwald auf einer Synode Bischof Pilgrims von Passau zwischen 985 und 991 oder der Verhandlung des für die hochmittelalterliche Geschichte Wiens bedeutenden „Mauterner Tauschvertrags“ von 1137¹⁰⁵. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde das bereits früher als „civitas“ und „forum“ bezeichnete und als Schauplatz von Landtaidingen fungierende Mautern formal zur Stadt: 1276 erhielt der Passauer Bischof von König Rudolf I. das Recht, seine in Österreich unter und ob der Enns gelegenen Orte, darunter auch Mautern, mit Mauern zu befestigen, 1279 bestätigte Rudolf den Mauterner Bürgern auf Bitte des Bischofs die gleichen Rechte, wie sie die Bürger des am linken Donauufer gegenüberliegenden Krems/Stein zu Wasser und zu Land besaßen. 1467 stellte Kaiser Friedrich III. der Stadt auf Bitte des Stadtherren, Bischof Ulrich Nußdorfer von Passau, einen Wappenbrief mit dem noch heute gültigen Wappenbild aus¹⁰⁶. 1481 verpfändeten der Passauer Elekt Friedrich Mauerkircher und das Domkapitel unter den österreichischen Herrschaften neben St. Pölten auch Mautern auf Wiederkauf an König Matthias Corvinus, die Rückgabe von Mautern und St. Pölten nach dessen Tod erfolgte erst 1494 durch König Maximilian. 1734 verkaufte der Passauer Bischof Johann Dominik Graf Lamberg Schloß und Herrschaft Mautern und den damals zugehörigen Markt Amstetten mit allem Zubehör an den Bamberger und Würzburger Bischof Friedrich Karl Graf Schönborn, dessen Familie bis ins frühe 20. Jahrhundert im Besitz des Mauterner Schlosses verblieb¹⁰⁷.

Die bereits zur Zeit Bischof Egilberts von Passau (1045–1065) errichtete Stephanspfarre Mautern, eine der Altmannschen Gründungspertinenzen des Klosters Göttweig, wurde wahrscheinlich in der Mitte des 12. Jahrhunderts durch Neugründung der Pfarren Obritzberg, Oberwöbling, Gansbach und Arnsdorf und 1386 durch Errichtung der Filiale Rossatz aufgesplittert. Seit 1443 wurde die Pfarre, dem Kloster 1388 simpliciter, 1398 *pleno iure* inkorporiert, überwiegend von Konventualen als Pfarrvikare versehen, nachdem jahrelange Streitigkeiten mit verschiedenen, offenbar vom Passauer Bischof unterstützten Bewerbern um die Pfarre geherrscht hatten¹⁰⁸.

¹⁰³ Vgl. zur archäologischen Befundung knapp Cech, Mautern. Zu Favianis als politischem und monastischem Ereignisort im Rahmen der *Vita Severini* s. zuletzt die Beiträge im Sammelband Pohl/Diesemberger, Eugippius, bes. Pohl, Einleitung 10f., 20 und 22, Wood, *Frontiers* 46f. und Diesemberger, *Topographie* 77–79, 84–89 und 96. Im Detail revisionsbedürftige Überblicke zur Stadtgeschichte s. bei Thiel/Dungl, Mautern *passim*, Feigl/Kainz, Mautern *passim* und Schweiger, Zaubler 317–325, *Regesten zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte von Mautern* s. bei Plessner, *Kirchengeschichte* (1998) 140–163.

¹⁰⁴ Vgl. Böhmer, *RI I*, Nr. 1955a und 2015a (903–905), Feigl/Kainz, Mautern 243 und Corradini, *Erstnennung bzw. Pohl-Resl, Zollweistum*.

¹⁰⁵ Vgl. Pohl-Resl, *Synode*, und Ertl, *Tauschvertrag*.

¹⁰⁶ S. Böhmer, *RI VI/1*, Nr. 637 und 1079 (1276 Dezember 13, Wien und 1279 April 2, Wien), vgl. Thiel/Dungl, Mautern 310; zum Wappenbrief s. Rally, *Materialien II*, 518–520, mit Auszügen aus der Urkunde bzw. Fuchs, *Urkunden* (1901) Nr. 1718 (1467 April 8, Wiener Neustadt) und Feigl/Kainz, Mautern 248.

¹⁰⁷ Hinweise zu diesen Episoden der Mauterner Stadtgeschichte lieferte freundlicherweise Dr. Gerd Maroli, Mautern, mit Schreiben vom 18. Jänner 2006. Zur Verpfändung von Mautern und St. Pölten vgl. auch Fuchs, *Urkunden* (1902) Nr. 1973 ([1481 nach August 27, Göttweig]) und 1975–1977 (1481 September 14 und 1481 Oktober 1, Passau) und Flatschart, *Geschichte* 59–66, bes. 61f., und 89.

¹⁰⁸ S. Fuchs, *Urkunden* (1901) Nr. 782 (1386 November 26, Genua), 796 (1388 Mai 27, Wien), 869 (1398 März 30, Rom), 903 (1401 März 31, Rom), 909 (1401 November 16, Wien), 912 (1402 April 13, Rom), 942 (1404 Mai 15, Rom), 950 (1405 Juli 31, Rom), 960 (1406 November [recte: September] 27, Stein), 1015f. (vor 1413 Jänner 13 bzw. 1413 Jänner 13, Rom), 1018 (1413 März 12, Wien), 1020f. (1413 März 28, Passau bzw. 1413 April 5, Wien), 1033 (1413 Dezember 11, Bologna), 1037 (1414 Dezember 22, Konstanz), 1039 (1415 Mai 17, Konstanz), 1041 (1415 Mai 24, Konstanz), 1042f. (1415 Mai 27, Konstanz), 1044 (1415 Juni 26, Konstanz), 1045 (1415 Juli 20, Mautern), 1046 (1415 August 12, Passau), 1049 (1415 September 20, Passau), 1062 (1416 Juni 17, Konstanz), 1063 (1416 Juni 26, Konstanz), 1064 (1416 Juli 10, Passau), 1065 (1416 Juli 23, Passau), 1068 (1416 August 14, Göttweig) und 1069 (1416 August 17, Mautern), Zedinek, *Das alte Göttweig* 66, Hödl, *Göttweig* 77, 111 und 113–116 zur Inkorporation bzw. zu Streitigkeiten um die Pfarre mit dem Passauer Bischof als *Ordinarius* und Stadtherren bzw. den jeweiligen Pfarrvikaren. Bei Hödl, *Göttweig* 156, der Hinweis auf eine Protestaktion der Mauterner Bürger gegen den Pfarrer Fr. Martin 1521.

Die Funktion des im Schloß Mautern (gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch sogenannter „Gerichtshof“ oder „Dechanthof“, vgl. zu einer Umgestaltung von 1551 Kat.-Nr. 244) residierenden Passauer Pflegers und Amtmanns versahen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit häufig bayerische Niederadelige (vgl. Kat.-Nr. 258), die in Klientelbeziehungen zu den jeweiligen Bischöfen bzw. dem Domkapitel standen.

Rossatz-Arnsdorf, Gemeinde

Das vermutlich schon seit dem frühen 9. Jahrhundert in Salzburger Besitz befindliche Gebiet in und um Oberloiben und Weißenkirchen wurde dem Erzstift formal von König Ludwig dem Deutschen 860 in Form von 24 Königshöfen geschenkt. Der Salzburger Hofmeister und Richter als Verwalter dieser und der südlich der Donau gelegenen Besitzungen (später die Ortschaften Ober-, Hof-, Bach- und Mitterarnsdorf sowie St. Johann im Mauerthale), von denen im 11. bis 13. Jahrhundert mehrfache Schenkungen der Salzburger Erzbischöfe an die Erzabtei St. Peter, das Kloster am Nonnberg und an Admont ergingen, saß bis zur Säkularisation 1803 im nach Erzbischof Arn benannten (Hof-)Arnsdorf. Unter dem Hofmeister und Richter fungierten seit wenigstens 1324 namentlich bekannte Schreiber als Salzburger Amtleute. Zwischen 1219 und 1234 ist in Arnsdorf ein Leutpriester („plebanus“) Wipoto belegt, 1236 beanspruchte jedoch offenbar der Pfarrer von Mautern die dem Salzburger Domkapitel als Patronatsinhaber unterstehenden Kirchen Hofarnsdorf und Oberwöbling als seine Filialkirchen. Auch in Arnsdorf traten in der Mitte des 16. Jahrhunderts die allgemein zu konstatierenden Schwierigkeiten der auswärtigen geistlichen Patronatsinhaber auf, die Pfarren mit geeigneten (katholischen) Seelsorgern zu besetzen¹⁰⁹.

In der 1240 erstmals genannten und zur Pfarre Hl. Rupert in Hofarnsdorf gehörigen Fk. St. Johann im Mauerthale bestand bis zum Abbruch 1862 unter Pfarrer Johann Hametner ein in seiner Entstehungszeit nicht näher datierbares Memoriengrabmal des Hl. „Albin“/Adalwin. Nach der von Hartmann Dückelmann (s. unten Kap. 4.1.) wiedergegebenen älteren Beschreibung des Grabmals und der mit der Heiligenstatue in Zusammenhang gebrachten Mirakelaufzeichnungen von 1637 durch den damaligen Salzburger Pflieger und Hofmeister von Arnsdorf, Michael Stubbenvoll¹¹⁰, und Dückelmanns Federzeichnungen von 1777 befand sich in der Mitte der Kirche eine auf bloßem Erdboden aufgemauerte Tumba, nach Süden (Kirche genordet!) zu geöffnet, jedoch mit einem schmiedeeisernen Gitter versehen. An den Längswänden befanden sich kleine Blindfenster, am Nordende der Tumba stand in einer hohen Rundbogennische die angeblich wundertätige Statue eines Pilgers in rotem Kleid und blauem Mantel mit schwarzem Hut und schwarzen Stiefeln, die als Darstellung Adalwins verstanden wurde. Die spätgotische Statue befindet sich heute als einzig sichtbarer Rest des Grabmals in einer mit dem wohl ebenfalls vom Grabmal stammenden Barockgitter verschlossenen Rundbogennische unter der Orgelempore, Reste der Mauern des Grabmals, das offenbar über einer kleinen leeren Gruft oder eher einem Grabschacht gestanden hatte, wurden 1970 ergraben¹¹¹. Die sehr dünne Arnsdorfer Überlieferung bezeichnet das Grab abwechselnd als das des Hl. Albin (Bischof von Angers) bzw. passender als das des „Hl.“ Adalwin, also des seit 859 regierenden, 873 verstorbenen Salzburger Erzbischofs Adalwin¹¹², der jedoch niemals kanonisiert wurde. Die Darstellung als Pilger passt jedenfalls ikonographisch zu keiner der beiden Personen. Zumindest seit 1332 bestand in St. Johann aber offensichtlich eine lokale Verehrung eines „Hl.“ Adalwin (s. Kat.-Nr. 18†). Noch 1637 waren auch teils wächserne, teils eiserne Votivgaben (u. a. Hufeisen) von Besuchern des Leonhardaltars an der Kirchennordseite erhalten, die auf eine bescheidene Wallfahrt zum Altar des populären Viehpatrons schließen lassen.

¹⁰⁹ S. zur Geschichte von Arnsdorf und St. Johann im Mauerthale die Regesten bei Plesser, Kirchengeschichte (1955) 147–167 und 566–568.

¹¹⁰ „Kurzer bericht oder relation etc. de anno 1637“; StB Göttweig, Cod. rot 895 (Dückelmann), fol. 75r–77r. Federzeichnungen Dückelmanns ebd. fol. 72v–74v. Vgl. auch Heller, Sagen 209f., ÖKT 1, 74f., Zotti, Kunst 1, 126 und 128 sowie Dehio Süd 1927.

¹¹¹ S. Keiblinger, Filialkirche passim und Stiglitz, Oberarnsdorf.

¹¹² Zu Adalwin, Verfasser oder wenigstens Auftraggeber der *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* s. Dopsch, Zeit 178–189. 1835 war die Tradition hinsichtlich des Memoriengrabs bereits soweit ausgedünnt, daß Schmidl, Umgebungen 1, 413 eine völlig abwegige Beschreibung lieferte: „Mitten in der Kirche ist eine kleine niedere Kapelle, in Form eines Sarges, über der Gruft der hl. Rosalia [!], um derentwillen hieher auch Wallfahrten geschehen.“

Der Ort bzw. die Herrschaft Rossatz, zu 985/91 in den Passauer Traditionen erstmals erwähnt, seit 1280 als landesfürstliches Lehen im Besitz der Kuenringer, befand sich nach dem Aussterben der Dürnsteiner Linie des Geschlechts 1355 auf dem Erbweg im Besitz der Herren von Wallsee¹¹³. 1462 erlangte der Ort das Marktrecht unter Wolfgang (V.) von Wallsee, der Herrschaft und Markt bereits zwei Jahre später an Matthäus (Matthias) von Spaur verkaufte. Von seinem Sohn Christoph von Spaur gelangte Rossatz an Ludwig Kirchberger und später an dessen Erben, schließlich 1581 ungeteilt an den mit der Kirchberger Erbin Elisabeth von Mam(m)ing verheirateten Hans Christoph Geymann¹¹⁴.

Die Pfarre zum Hl. Jakob in Rossatz war als Filiale von Mautern seit 1386/88 dem Kloster Göttweig (pleno iure) inkorporiert, die Seelsorge versahen bis in die 1540er Jahre hinein überwiegend Göttweiger Konventualen. Die Vogtei über die Pfarruntertanen übte meist der jeweilige Inhaber der Herrschaft Rossatz aus. Dieses Verhältnis führte wie an vielen anderen Orten auch in Rossatz während der Reformation zu Spannungsverhältnissen, zumal im 16. Jahrhundert das Patronat als Pertinenz der Herrschaft seit den Zeiten Wolfgangs (V.) von Wallsee (vor 1464) angesehen wurde¹¹⁵. Vor 1598 hatte Hans Christoph Geymann im Schloßhof Rossatz (s. Kat.-Nr. 353) einen Predigtstuhl errichten und ein Scheunengebäude adaptieren lassen, in dem die protestantische Bevölkerung der Rossatzer Umgebung unter Ausnutzung der frei interpretierten Religionskonzession von 1568 von Geymanns Schloßprediger mit dem Gottesdienst versehen wurde, im Herbst 1598 sogar einen evangelischen Kirchenneubau in Rossatzbach begonnen¹¹⁶. Nach Beilegung des Patronatsstreits 1599 dauerte die Konsolidierung der Göttweiger Seelsorge in Rossatz, mitbedingt durch den Mangel an geeigneten Priestern aus dem Konvent, jedoch noch drei Jahrzehnte an. Erst im Jahr 1630 führte Abt Georg Falb zusammen mit dem Melker Dechanten Weinberger und Hieronymus von Montecuccoli als Reformationskommissare gegenreformatorische Maßnahmen im Bereich des Dekanates Melk im heutigen Bezirk Krems südlich der Donau durch. Die Arnsdorfer und Langegger Untertanen hatten sich dabei im Gurhof, dem Verwaltungszentrum der Göttweiger Herrschaft Wolfstein, die Rossatzer Untertanen – wohl auch zum Zeichen der Anerkennung des Göttweiger Patronats – in Göttweig einzufinden und mußten zwangsweise zum Katholizismus konvertieren¹¹⁷.

Der ursprüngliche Chor der im östlichen Kern des Langhauses noch aus dem 12. Jahrhundert stammenden Rossatzer Pfarrkirche wurde um 1290/1320 zu einem gotischen Rechteckchor erweitert, während das Langhaus erst im 15. Jahrhundert nach Westen erweitert und umgebaut wurde (vgl. Kat. Nr. 74). Eine basilikale Gestaltung erhielt das Langhaus erst im 17. und 18. Jahrhundert¹¹⁸.

St. Michael, Fk. (und ehem. Pfk.) Hl. Michael

Der Ort St. Michael, am nördlichen Donauufer nordöstlich von Spitz gelegen, wird im ganzen Mittelalter in Urkunden fast immer mit dem Zusatz „in der Wachau“ genannt. Als ältester und räumlich ausgedehntester Kirch- bzw. Pfarrort der Wachau, vielleicht schon um 987 nach wahrscheinlichen Bruch der karolingischen Tradition in dieser Funktion existierend, gelangte St. Michael (samt der Filiale Niederranna) 1159 im Tausch mit Bischof Konrad von Passau gegen 14 Hufen nahe der Passauischen Herrschaft Ebelsberg unter Propst Heinrich Castor (Piber) an das

¹¹³ S. Dobliger, Herren passim. Bereits 1350 hatte Friedrich (II.) von Wallsee-Enns den Passauer Wein- und Getreidezehent in Rossatz von denen von Wald angekauft, s. ebd. 73 und 297. Die Witwe Leutolds (III.) von Kuenring, Agnes von Wallsee, war 1356 noch selbst mit Rossatz belehnt worden, verkaufte die Herrschaft jedoch 1358 an ihren Verwandten Reinprecht (I.) von Wallsee-Enns, s. ebd. 146.

¹¹⁴ S. NÖLA, Herrenstand Kt. XXV (Nr. 2; Prandau) pag. 43f., Winter, Göttweig passim, vgl. auch Plessner, Kirchengeschichte (1998) 585–594. NÖLA, Hs. 78/3, pag. 827 nennt als Ehefrau Hans Christoph Geymanns jedoch Juliana, Tochter des Georg von Mam(m)ing und der Katharina Enekel, als Hochzeitstag den 4. Mai 1567. Zur Mauterner Filiale Rossatz vgl. Fuchs, Urkunden (1901) Nr. 798 (1388 August 20, Wien).

¹¹⁵ Zu einem bis 1599 andauernden, ältere Auseinandersetzungen fortsetzenden Streit vor der NÖ Regierung und dem NÖ Klosterrat um das Patronat der Rossatzer Pfarrkirche zwischen Abt Michael Herrlich und Hans Christoph Geymann zu Gallspach als Nachbesitzer von Rossatz nach Ludwig Kirchberger s. ausführlich Winter, Göttweig passim, vgl. auch Schönfellner, Krems 152, Anm. 72f.

¹¹⁶ S. Winter, Göttweig 225 und 229.

¹¹⁷ Roßmann, Geschichte 221.

¹¹⁸ S. Aichinger-Rosenberger, Kunigundenkirche 95, Anm. 32 und Aichinger-Rosenberger/Woldron, Rossatz (unpag.).

Kloster St. Florian. Obwohl seit damals die 1220 von Bischof Ulrich (II.) von Passau bestätigte Möglichkeit bestand, die Seelsorge durch eigene Chorherren versehen zu lassen, scheinen bis wenigstens 1299, dem Datum einer neuerlichen bischöflichen Bestätigung dieses Rechts, Weltpriester als Vikare neben mehreren Gesellpriestern – 1290 wird ein „dominus Eberhardus sacerdos, socius apud sanctum Michaelem“ genannt – zu dominieren. Seit 1303 präsentierte St. Florian Chorherren auf die Pfarre. Zusammen mit den später eigenständigeren Orten Weißenkirchen (bis ins Spätmittelalter auch alleine: „Wachau“), Wösendorf und Joching bildete St. Michael mit seit etwa 1367 marktartigen Zügen eine bis 1848 bestehende Gemeinde Tal Wachau, die zeitweise auch mit eigenen Repräsentanten auf dem Landtag vertreten war. 1493 stellte König Maximilian I. den Bürgern von Wachau einen Wappenbrief aus, in dem als Grenzen des Gerichts Wachau im Osten der Watstein nordwestlich von Dürnstein, im Westen der Mieslingbach östlich von Spitz, im Süden die Strommitte der Donau und im Norden die Kleine Krems und der Simbach genannt werden.

Bereits seit den frühen 1540er Jahren hatte das Kloster St. Florian andauernde Schwierigkeiten, die Pfarre St. Michael mit einer ausreichenden Anzahl von katholischen Priestern zu versehen. 1568 berief Reichard Streun von Schwarzenau als Inhaber der Herrschaft Wachau und Vogt von St. Michael einen lutherischen Prädikanten, Christoph Täbinger, der die Pfarre anstelle des von St. Florian eingesetzten religiös indifferenten und verheirateten Chorherren und Pfarrers Wolfgang Kuttner (1570–78) versah. Auf Täbinger folgten mehrere protestantisch gesinnte oder konfessionell indifferente Seelsorger, erst 1597 wurde wieder katholischer Gottesdienst in St. Michael gefeiert, noch Anfang 1605 sollten aber die nach dem Tod Streuns unter Albrecht Enekel von Albrechtsberg verbliebenen Prädikanten in Weißenkirchen und Wösendorf entfernt werden, und 1624 hatte Christoph Wilhelm von Zelking als Inhaber von Dürnstein und Tal Wachau immer noch zwei Prädikanten und einen evangelischen Schulmeister in Weißenkirchen unterhalten.

Die Kirche Mariä Himmelfahrt in Weißenkirchen, offenbar wenigstens seit 1188 bestehend, gelangte 1258 durch Verzicht Alberos von Kuenring auf die strittigen Patronatsrechte als Filiale von St. Michael an St. Florian. 1346 verpflichtete sich das Kloster, gegen 10 lb. den. Widerlegung in Weißenkirchen von St. Michael aus regelmäßigen Gottesdienst halten zu lassen, spätestens 1451 besetzte Propst Lukas die Filialkirche mit einem eigenen, nun im Weißenkirchener Zechhaus („Pfarrhof“, ehemals Weißenkirchen [Bachg.] Nr. 83) zusammen mit drei Kaplänen residierenden Quasi-Pfarrer. Auch in Weißenkirchen als Filiale von St. Michael entstanden spätestens ab den 1540er Jahren Probleme mit der Besetzung der Seelsorgerstellen mit qualifizierten Geistlichen durch den Propst von St. Florian.

Aus dem Herrschaftsgebiet in der Wachau stammten im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit zahlreiche Chorherren des Klosters, etwa der Wösendorfer Wolfgang Habermann (gest. 1534), der 1519 seine Primiz in St. Florian feierte, der aus dem Tal Wachau gebürtige Wolfgang Wieser, der seine Profesz 1532 ablegte oder der im selben Jahr verstorbene Valentin Schopperl. Der Sitz der St. Florianer Pfarre St. Michael wurde schließlich 1784 nach Wösendorf verlegt¹¹⁹.

Die seit dem 19. Jahrhundert in zahlreichen Aquarellen, Stichen und Radierungen wiedergegebene heutige Filialkirche Hl. Michael in St. Michael mit dem daneben liegenden, 1395 von Seifried Freitl von Wösendorf und seiner Frau Margarete bestifteten Karner zur Hl. Dreifaltigkeit, zur Hl. Katharina und zum Hl. Paulus, stammt als relativ geschlossen erhaltene Wehranlage nach einem Brandschaden aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts (vgl. dazu die Bauzahlen Kat.-Nr. 162 und 163), lediglich in der Langhaussüdwand sind eine Säulenbasis vom Vorgängerbau des 12. Jahrhunderts und einige Reliefköpfe als Spolien erhalten geblieben. Ein Brand des Westturms 1532 vernichtete das Geläute. Nach einem neuerlichen Brand von 1630 wurde die spätgotische Staffelhalle mit mächtigem, wehrhaftem Westturm (das Glockengeschoß erst 1544 vom Kremser Steinmetzmeister Lienhard [Leonhard] aufgesetzt) vom Kremser Baumeister Cipriano Biasino 1631–34 neu eingewölbt, die spätgotischen Pfeiler wurden ummantelt¹²⁰.

¹¹⁹ S. StiB Göttweig, Cod. rot 895 (Dückelmann), fol. 128v (Wappenbrief; aquarellierte Federzeichnung des Wappens), Pscharr, *Catalogus* pag. 28, 57–59, 81 und 104 bzw. Burger, *Urkunden* Nr. LV (1290 September 24, Dürnstein), Goll, *Michael, St., Plessner, Kirchengeschichte* (1911) 281, Ders., *Kirchengeschichte* (1932) 475–493, Ders., *Kirchengeschichte* (1939) 653–655, Ders., *Kirchengeschichte* (1951) 516–596, Ders., *Kirchengeschichte* (1954) 69–79 und Erkens, *Niederkirchenwesen* 58f. Zum Wappenbrief von 1493 s. zuletzt aus kunsthistorischer Sicht Zolda, *Wappenbriefe*, Kat.-Nr. 45.

¹²⁰ S. ÖKT 1, 20 und 562f., ausführlich Kafka, *Wehrkirchen* 2, 48–57 und knapp Madritsch, *St. Michael* 312f. mit Abb. 364, vgl. auch Plessner, *Kirchengeschichte* (1911) 185, Ders., *Kirchengeschichte* (1932) 486f. und 489 sowie Ders., *Kirchengeschichte* (1951) 545.

Spitz, Marktgemeinde

Spätestens 1111 wurde vom bayerischen Benediktinerkloster Niederalteich eine Kirche zum Hl. Mauritius in Spitz, also im Bereich der dem Kloster wenigstens 830 von König Ludwig dem Deutschen geschenkten Gebiete in der Wachau, erbaut, die zunächst im alten passauischen Pfarrverband von St. Michael verblieb. Mit dem zunehmenden Einfluß des Klosters St. Florian in St. Michael und der Inkorporation der Pfarre zugunsten der Chorherren 1159/63 bemühte sich Niederalteich um die Loslösung der Spitzer Kirche aus der älteren Pfarre¹²¹. Die durch entsprechenden Verzicht von St. Florian 1220/25 selbständige Pfarre Spitz wurde Niederalteich unter Bischof Rüdiger von Passau 1238 inkorporiert. Bischof Bernhard von Passau erteilte 1299 dem Kloster das Privileg, die niederösterreichische Pfarre auch mit eigenen Konventualen besetzen zu können¹²². Spätestens seit dem frühen 18. Jahrhundert führte die Pfarre Spitz den auch seitens des Passauer Offizialats unbeanstandeten Titel einer Propstei, der möglicherweise auf zwei resignierte Niederalteicher Äbte (Johann Grünwald und Placidus Krammer) zurückzuführen ist, die im 17. Jahrhundert die Pfarre Spitz innehatten und als Vikare von ihrem früheren äbtlichen Recht zum Tragen der Pontifikalien Gebrauch gemacht hatten¹²³.

Die Pfarrkirche zum Hl. Mauritius in Spitz¹²⁴ befindet sich im östlichen Teil des Markts auf einer Geländestufe des etwa 50 m über Donau gelegenen Kirchenplatzes. Die bis ins frühe 19. Jahrhundert vom mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Friedhof umgebene Kirche bestand aus dem um 1260 an das romanische, zwischen 1360 und 1390 durch einen gotischen Neubau ersetzte Langhaus angebauten quadratischen Westturm, an dessen Südseite im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts eine von Wolfhard von Au und seiner Frau Anna, geb. Hülber (s. Kat.-Nr. 32 und 46), gestiftete Marienkapelle (heute Antoniuskapelle), an das südliche Seitenschiff im Osten anschließend und das Turmerdgeschöß im Westen überragend, angebaut wurde, sowie ursprünglich einem um 1350/60 errichteten gotischen Chor mit zwei von einem älteren, nach 1300 errichteten Chorbau übriggebliebenen Seitenkapellen. Mit dem Bau des heute bestehenden spätgotischen Chors wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts begonnen¹²⁵, das Mittelschiff wurde ab 1511, die Seitenschiffe wurden wohl ab 1514/15 eingewölbt (vgl. Kat.-Nr. 156). Der bemerkenswert starke Achsenknick von etwa 22° zwischen Langhaus und Chor erklärt sich nicht aus Gegebenheiten des Baugeländes, da auch für die so gewählte Position bedeutende Substruktionen für den Chorbau aufgeführt werden mußten, sondern dürfte von zwei Faktoren bestimmt sein: einerseits scheint der an der Schnittstelle von altem Chor und Langhaus in den spätgotischen Triumphbogen einbezogene nördliche Chorstrebebfeiler einen Knick bedingt zu haben, andererseits entspricht die starke Abweichung der Chororientierung von Osten einer an allen nahe der Donau stehenden Wachauer Kirchen zu beobachtenden Ausrichtung der Gesamt- oder wenigstens der Chorachse parallel zur landschaftsgliedernden Fließrichtung der Donau. Auf diese Art entstanden Abweichungen von der gewohnten Ostung um bis zu 75°. Hinsichtlich der ursprünglich in der Pfarrkirche vorhandenen Grabplatten ist mit einem zahlenmäßig nicht abschätzbaren Verlust der Originale zu rechnen, da 1735 der Kirchenboden aufgeschüttet und mit einem neuen Fußboden aus Solnhöfer Steinplatten gepflastert wurde (vgl. Kat.-Nr. 312†)¹²⁶.

¹²¹ S. knapp Fidler, Geschichte 23f., Kerschbaumer, Beiträge (1890a) 254–256 und Goll, St. Michael 538f. Zur hinsichtlich ihrer Echtheit umstrittenen Urkunde von 1163 Oktober 18 vgl. Erkens, Niederkirchenwesen 67.

¹²² S. BayHStA München, Klosterliteralien Niederalteich 16, fol. 54f. und 55v–57v und vgl. Kerschbaumer, Beiträge (1890a) 256 und Plesser, Kirchengeschichte (1951) 244f. (Druck der Urkunde von 1238 nach kopialer Überlieferung des 18. Jh. in Spitz) und 252. Der 1270 amtierende Spitzer Pfarrer Eberhard erscheint in der Zeugenreihe einer in Spitz ausgestellten Niederalteicher Urkunde tatsächlich klar von den drei Spitzenzeugen aus dem Kloster getrennt, s. Chmel, Urkunden 165f. (Nr. 43; 1270).

¹²³ Vgl. Fidler, Geschichte 23 („sogenannte Probstei und pfarr bey St. Moritz“) und s. Kerschbaumer, Beiträge (1890a) 270.

¹²⁴ Zur Baugeschichte der Kirche s. vor allem Aichinger-Rosenberger, Studien (1999 und 2006) passim.

¹²⁵ Vgl. auch die Sammelindulgenz mehrerer Kardinäle für die Spitzer Pfarrkirche von 1494, s. Plesser, Kirchengeschichte (1951) 293 (1494 Mai 29, Rom).

¹²⁶ S. Kerschbaumer, Beiträge (1890a) 259.

Unterranna, ehem. Paulinerkloster

Das Paulinerkloster in Unterranna¹²⁷, westlich von Spitz im hügeligen Ötzbachtal gelegen, wurde 1414 unter der Regierung des 14. Ordensgenerals, Gregorius de Ete, von Hans (III.) von Neidegg zu Ranna und seiner Frau Kunigunde von Lasberg am Fuß des Burgbergs von Oberanna anstelle einer älteren Kirche Hll. Maria und Stephan unter Übernahme von deren Patrozinium gegründet und für eine Zahl von zwölf Konventualen dotiert. Im Folgejahr wurde die zunächst noch unzureichend abgesicherte Stiftung durch Zustimmung und Bestätigung des Passauer Bischofs Georg von Hohenlohe vollzogen, 1416 erfolgte eine Privilegierung Herzog Albrechts V. über den Bezug und mautfreien Transport von drei Schilling Fuder Salz aus Hallstatt für den Konvent¹²⁸. Von Anfang an scheint die Klosterkirche als Gegenpol zu der dem Kloster St. Florian inkorporierten nahen Pfarrkirche Hl. Margarete in Niederranna zur Übernahme der bis dahin an der baugeschichtlich bedeutenden romanischen Burgkirche Hl. Georg¹²⁹ liegenden Pfarrechte für die Burgbewohner und die in Unterranna wohnenden Untertanen vorgesehen gewesen zu sein. Schon 1416 wurden mit bischöflicher Erlaubnis die Bestattungen am Friedhof um die Burgkirche eingestellt und der Platz um die in Bau befindliche Klosterkirche belegt. Die Weihe der Klosterkirche erfolgte noch im selben Jahr, die Übertragung der pfarrlichen Rechte jedoch erst 1424, wohl nach Beendigung der Bauarbeiten. Im Chor der Klosterkirche wurden das Stifterehepaar 1424 und 1425 (s. Kat.-Nr. 50†), deren Sohn und dessen Frau 1457 und 1459 (s. Kat.-Nr. 80) im von ihnen mit Altären ausgestatteten Kreuzgang beigesetzt. Die Kirche des im 15. Jahrhundert von zahlreichen lokalen Stiftern mit Zuwendungen bedachten Klosters¹³⁰ blieb wenigstens bis ins frühe 16. Jahrhundert Grablege der spätestens unter Roland von Neidegg zu Ranna zum Protestantismus übergetretenen Herrschaftsinhaber. 1728 ließ sich der letzte männliche Vertreter der Familie, der NÖ Oberkommissar, Raitherr und Herrenstandsverordnete Ferdinand Raimund von Neidegg aus der alleine noch bestehenden Wildegger Linie des Geschlechts, in der Klosterkirche bestatten¹³¹.

Im 16. Jahrhundert traten auch in Unterranna die in allen niederösterreichischen Klöstern zu konstatierenden wirtschaftlichen und monastischen Verfallserscheinungen auf, die das Kloster, in

¹²⁷ S. zur Klostergeschichte aus der älteren Literatur Leipolt, *Epitome* 62f. und 71f. (mit teils fehlerhaften Daten), Fidler, *Geschichte* 21–23 (meist korrekt) und Reil, *Donauländchen* 392–410, Plesser, *Kirchengeschichte* (1932) 602–604, Hausmann, *Neudegger* 57f. und 61f., Plesser, *Kirchengeschichte* (1951) 44f., an neueren Beiträgen Seebach, *Studien* 176–181 und Sarbak, *Bibliothek* 258–262, knappe Hinweise auch bei Zajic, „Zu ewiger gedächtnis aufgericht“ 44f. Zu Aufhebung und Weiterverwendung des Klosters s. Fuchs, *Klöster* 114–120 (zur älteren Klostergeschichte stark fehlerhaft), zur Geschichte der Bibliothek die Hinweise bei Tropper, *Schicksale* 106, 125 (Anm. 140) und 147, Sarbak, *Buch- und Bibliothekswesen* bzw. ausführlich Ders., *Bibliothek* *passim*, die Geschichte knapp zusammenfassend Zotti, *Kirchen* 115f. Zu den vor dem 19. Jahrhundert spärlichen historischen Ansichten des Klosters vgl. *Andraschek-Holzer, Bild Kat.-Nr. 77–79*. Eine schematische Ansicht der Klosteranlage unterhalb der Burg Oberanna, flankiert vom Klostermeierhof mit dem bergwärts führenden Kalvarienberg am linken und der Pfarrkirche Niederranna am rechten Bildrand, findet sich als kleine Vedute unter der Darstellung des Rannaer Gnadenbildes in einem von Benedikt Leipolt gezeichneten und von Johann Jakob Hoffmann ausgeführten Kupferstich von 1679 in *Leipolt, Epitome, Taf. nach 74*.

¹²⁸ S. HHStA, AUR 1415 V 11, Wien (Zustimmung und Bestätigung des Passauer Bischofs Georg von Hohenlohe; die Pfarrkirche [Ober-]Ranna hier ohne Patrozinium, jedoch der darin befindliche Fronleichnam-altar explizit genannt), AUR 1460 I 1 (1460 Jänner 1, Linz; enthält als Insert 1416 März 22, Wien), vgl. auch Plesser, *Kirchengeschichte* (1911) 230. 1416 stiftete Hans (III.) von Neidegg auf Bitte des Konvents, der eine unzureichende finanzielle Versorgung mit „gewant, liecht, chösten und anderr notürfften“ beklagte, weitere 50 lb. den. jährlicher Gülten an die Pauliner, s. HHStA, AUR 1416 IV 29.

¹²⁹ Zur in zwei Bauphasen (mutmaßlich vor 1108 und zwischen 1120 und 1138) mit zwei Querhäusern und zwei Vierungstürmen ausgestatteten einschiffigen romanischen Burgkirche Hl. Georg s. *Donin, Kirche, Plesser, Kirchengeschichte* (1951) 38–42 und zuletzt mit Anführung der älteren Literatur *Fillitz/Telesko, Früh- und Hochmittelalter, Kat.-Nr. 55* (Mario Schwarz) und 104 (Friedrich Simader).

¹³⁰ Aus HHStA, AUR 1444 XII 4 (Stiftung zweier Weingärten „an dem Aichperig“ bei Vießling auf den Sterbfall für vier Jahrtage durch Stephan und Margarete Habrucker von Vießling) und 1449 IV 23 (Stiftung eines Weingartens im „Muethstall“ auf den Sterbfall Peter Kaysers von Elsarn) geht hervor, daß der Rannaer Konvent auch Verbrüderungsbriefe namens des gesamten Paulinerordens ausstellte, die damals sehr begehrt waren, vgl. auch Plesser, *Kirchengeschichte* (1911) 232. Zu weiteren Stiftungen aus der Jahrhundertmitte vgl. HHStA, AUR 1448 V 19 (Stiftung eines Weingartens „am Aychperkch“ auf den Sterbfall durch Pfarrer Konrad von Ottenschlag und den dortigen Kaplan Hans).

¹³¹ S. NÖLA, Hs. 236/5, pag. 34 und Zajic, „Zu ewiger gedächtnis aufgericht“ 119f. Die beschädigte Grabplatte, im 19. Jahrhundert in der Wiener Sammlung Widter, befindet sich heute im Depot des NÖ Landesmuseums in der Alten Tabakfabrik in Hainburg.

dem sich seit der Gründung immer wieder auch ungarische Mönche aufhielten, zum fast völligen Zusammenbruch führten. 1561 befanden sich außer dem Prior Fr. Michael zwei Konventualen und ein Konverse, alle Ungarn, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, mit zwei Frauen und einem Kind im Kloster. 1580 ließ der aus Agram/Zagreb stammende Prior Stephan im Anschluß an die erst wenige Jahre zurückliegende Restitution der entfremdeten Stiftungsgüter durch die Neidegger die Urkunden des Klosters sammeln und ein neues Grundbuch anlegen. Ein unter Prior Oswald Winseck angelegtes Kopialbuch wurde im Wiener Neustädter Paulinerkloster aufbewahrt. 1619 hatte das Kloster schwere Plünderungen im Zuge der böhmischen Unruhen hinzunehmen (vgl. Kat.-Nr. 66†). Durch die Bemühungen der Ordensgenerale Martin Borkowich (Márton Borkovics, ab 1644) und Paul Ivanovic (Pál Ivanovics, ab 1650) (gezielte Forcierung von lokalen Wallfahrten etc.) erlangte das Kloster in der Mitte des 17. Jahrhunderts wieder einige seelsorgliche Bedeutung. 1664 wurde unter dem seit dem Vorjahr regierenden gebürtigen Linzer Prior Benedikt Leipolt ein neuer Friedhof angelegt und dem besonders in Ungarn bedeutenden Schulwesen des Ordens durch Einrichtung einer Lehrstätte Rechnung getragen. Die stark frequentierte Wallfahrt und die Zunahme des Konvents erforderten in der Folge eine bauliche Umgestaltung des Klosters, die durch Zuwendungen Kaiser Leopolds I., der NÖ Stände, vor allem aber durch eine Stiftung der Inhaberin von Oberranna, Elisabeth Forest, geb. Blumberger, Witwe nach Johannes Chrysostomus Wening von Greiffenfels bzw. aus zweiter Ehe nach Franz Melchior Forest zu Schwallenbach, in der Höhe von 6000 fl. durchgeführt werden konnte. 1677 wurden vier neue Altäre angeschafft (Hochaltar: Hl. Maria, Hl. Paulus d. Einsiedler, Hl. Sebastian und Hl. Kreuz) und geweiht, 1678 ein Kalvarienberg angelegt. Im Jahr 1680 wurde unter dem 1669 kurzzeitig nach Böhmisches Krumau/Český Krumlov postulierten Prior Benedikt Leipolt die als wundertätig verehrte spätgotische Marienstatue im Hochaltar aufgestellt. 1685 wurden die Kirchenfassade barockisiert und der Kircheninnenraum neu gestaltet. Im Juli 1783 wurde das Hofdekret über die Aufhebung des mit 17 Priestern und zwei Laienbrüdern unter Prior Alois Winter besetzten Klosters in Unterranna erlassen, die mit 25. Oktober wirksam wurde. Der Auszug des Konvents erfolgte ab dem Weihnachtstag des Jahres. Die Klostergebäude und die zur Klosterherrschaft gehörenden Wälder wurden 1786 an die Grafen Herberstein verkauft, während die Klosterherrschaft bis 1792 beim Religionsfonds verblieb, dann an die Familie Stieber versteigert wurde und im Anschluß rasch wechselnde Besitzer erlebte (1823 k. k. Familiengüterdirektion, 1829 Johann Weidmann). 28 mittelalterliche Handschriften der insgesamt zwischen 1500 und 4000 Bände zählenden Klosterbibliothek, teils vom namentlich bekannten Konventualen Nikolaus von Ranna geschrieben, gelangten schließlich in die Klosterbibliothek Göttweig. Um 1827/30 wurde ein Teil der noch bis 1797 als Lokalkaplanei bzw. Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt fungierenden Klosterkirche sowie Kreuzgang und Süd- und Ostrakt der Konventsgebäude demoliert. Im Jahr 1813 befand sich in den aufrechten Baulichkeiten ein kurzlebiges Graphitwerk des Anton Martin Thym, der nach dessen Schließung eine Klavierproduktion im ehemaligen Kloster betrieb. 1831 wurde die Graphitverarbeitung in den Baulichkeiten vom Wiener Kaufmann Anton Kersa neu aufgenommen. Im 20. Jahrhundert wurden die Baulichkeiten als Fremdenpension bzw. schließlich als Wohnhaus (Unterranna Nr. 91) adaptiert¹³².

3. DER PERSONENKREIS UND SEINE SOZIALE GLIEDERUNG

Als Auftraggeber von Inschriften aller Art begegnet zunächst vorwiegend der Adel der Region. Zwar liefert die älteste Inskription, die Weiheinschrift der ehemaligen Margaretenkapelle in Mautern (Kat.-Nr. 1), einen gewichtigen Hinweis auf die zentrale Bedeutung der hochmittelalterlichen Kirchenorganisation im bayerischen, im engeren Sinn passauischen Osten, an der Bischof Altmann nicht zuletzt auch durch die Gründung des Klosters Göttweig bedeutenden Anteil hat. Doch schon die erste namentlich bezeichnete Grabplatte erinnert an einen in Spitz sitzenden Niederadeligen (Kat.-Nr. 4), und die meisten Grabdenkmäler des früheren 14. Jahrhunderts dürften Adelligen angehören (Kat.-Nr. 8, 11, 16, 25). Als bedeutendste Grundherren und Herrschaftsträger, ja als größter mit unmittelbarer Handlungsfähigkeit ausgestatteter Machtfaktor erscheinen in der Wachau im 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Dürnsteiner Kuenringer (vgl. zum bedeutendsten Angehörigen des Geschlechts, Leutold [I.], Kat.-Nr. 12), die

¹³² Vgl. Rally, Beiträge E, 201 und Mühlberger, Industrien 263f., zur kurzlebigen Lokalkaplanei Unterranna s. Krückel, Klosterregulierung 106.

als eine der mit Abstand begütertesten und politisch einflußreichsten Landherrenfamilien Österreichs den gesamten Niederadel der Region in tragfähige Klientelverhältnisse zu ziehen verstanden. Diese weitverzweigte Personengruppe bildete in der Folge ein durch Konnubium bzw. Frauentausch im engen Kreis, Kollegialität in den zahlreichen, regelmäßig (meist im Zweijahresrhythmus) ihre Inhaber wechselnden kuenringischen Ämtern (Burggrafen, Pfleger und Richter) und permanente wirtschaftliche Interaktion extrem dichtes Netzwerk. Diesem gehörten selbst die in den geistlichen Stand getretenen und anderswo mit Pfarrpfünden ausgestatteten Familienangehörigen an. Der dem Niederadel des Bearbeitungsgebiets entstammende und in Verbindung zu den Kuenringern stehende Staatzer Pfarrer Georg von Wachau ließ sich so in der mutmaßlichen Grablege seiner Familie in St. Michael bestatten (Kat.-Nr. 26).

Das Aussterben der Dürnsteiner Kuenringer ließ die bis dahin in deren Schatten stehenden Maissauer als Haupterben in deren Fußstapfen treten. Erst der Abgang auch dieses Geschlechts 1440 eröffnete dem regionalen und lokalen Ritteradel (vgl. zu dessen Angehörigen etwa Kat.-Nr. 32, 44, 45, 46, 49, 67 und 68) günstigere Entwicklungsmöglichkeiten, da ihre ehemals kuenringischen, dann Maissauer Lehen nun von den österreichischen Landesfürsten ausgegeben wurden, die an einer realen Einmischung in die Mikrostrukturen des Wachauer Herrschaftsgefüges kaum interessiert waren. Die neuen Lehens- und Dienstbeziehungen (vormals kuenringische und Maissauer Pflegerämter bzw. das Richteramt in der Wachau und das Gföhler Forstmeisteramt waren zu Funktionen im herzoglichen bzw. königlichen Dienst geworden) eröffneten dem gegenüber dem alten, teils vormals ministerialischen und nun im sich entwickelnden Herrenstand aufgehenden Hochadel wirtschaftlich flexibleren Ritteradel einen Aufstieg zu ökonomischen und politischen Spitzenpositionen im Land. Zu den Eliten dieser Aufsteiger der ersten Jahrhunderthälfte zählten neben den aus Steyr stammenden ritteradeligen Scheck von Wald (vgl. Kat.-Nr. 65) die ritterlichen Neidegger, die aufgrund günstiger Erbgänge und dank planmäßigem Wirtschaften mit mehreren Herrschaftssitzen im Bearbeitungsgebiet von einer soliden Basis an Grundbesitz ausgehen konnten und in landesfürstlichen Verwaltungsämtern bedeutendes weiteres Barkapital und Sozialprestige lukrierten. In den unter ihrem Patronat stehenden und ihren Herrschaftssitzen benachbarten bzw. mit jenen unmittelbar baulich verbundenen Pfarrkirchen, etwa in Albrechtsberg a. d. Gr. Krems, richteten sie Erbgrablegen ein, deren Grabdenkmäler zum Teil noch erhalten geblieben sind (Kat.-Nr. 31 und 62). Den Höhepunkt des Zuwachses an Macht und symbolischem Kapital markierte jedoch die 1414 erfolgte Stiftung eines als Erbgrablege des Rannaer Zweigs der Familie fungierenden Paulinerklosters in Unterranna (s. Kat.-Nr. 50†, 66†, 80, 161, 256).

Zahlreiche Niederadelige mit schwacher ökonomischer Ausstattung traten dagegen besonders im 16. Jahrhundert als Pfleger oder Inhaber anderer Ämter in die finanziell abgesicherten und fallweise auch einen Prestigegewinn bedeutenden Dienste Hochadeliger und landfremder Grundherren. Für diese beamtete Personengruppe ist eine gewisse funktionsbedingte und auch vom Fehlen eines eigenen bedeutenderen Adels- oder Herrschaftssitzes abhängige Mobilität und mangelnde Traditionsbildung in der Wahl der Bestattungsorte zu konstatieren (vgl. etwa Kat.-Nr. 279 und 282).

Die gegenteilige Entwicklung, den Ausbau zentraler Herrschaftssitze und die Ergänzung dieser durch prestigeträchtige und als Beisetzungsorte innerhalb des Geschlechts möglichst verbindlicher Erbgrablegen, verfolgten im bearbeiteten Bestand am konsequentesten die Freiherren von Kuefstein, die eine Umgestaltung des Schlosses Zeißing mit der Einrichtung einer neuen Gruftanlage in der nahen Pfarrkirche Maria Laach verbanden (vgl. Kat.-Nr. 359, 360†, 368, 369†, 377, 386, 395, 408, 421 und 449).

Große und im Unterschied zu den Pfarrkirchen überlokale und überregionale Bedeutung als Begräbnisstätten besaßen die Klöster des Untersuchungsraums. Das junge Augustiner-Chorherrenkloster Dürnstein zog in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens offenbar mehrere Familiaren an, also Personen, die oft gegen eine entsprechende Stiftung bzw. Schenkung auf den Sterbfall lebenslanges Wohnrecht im Kloster und Anspruch auf den Genuß einer „Herrenpfünde“ hatten. Unter den dem Kloster so Vergesellschafteten befanden sich Weltpriester ebenso wie Laien, die auch den Ort ihrer Beisetzung im Kloster wählten. Auf diesem Weg konnten ein Kaplan aus Ravelsbach, (Kat.-Nr. 57†), ein Wiener Universitätsangehöriger (Kat.-Nr. 58†) und ein Salzburger Pfarrer (Kat.-Nr. 60) ihre Gräber im Kloster gefunden haben.

In Göttweig ließen sich in der Frühen Neuzeit einzelne Adelige aus der Umgebung des Klosters (s. etwa Kat.-Nr. 370†), vor allem aber nicht wenige Verwandte der jeweils regierenden Äbte bestatten, die ihrer im Laienstand verbliebenen „Freundschaft“ bedeutende Positionen in der

Klosterverwaltung verschafften (s. etwa Kat.-Nr. 355, 415†, 416†, 420†, 478 und 498). Ein Dürnsteiner Propst geriet wegen dieses verbreiteten Nepotismus jedoch in Bedrängnis (Kat.-Nr. 447 und 448).

Im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert entstanden zahlreiche malerische Ausstattungen von Kirchenräumen, deren Auftraggeber nicht greifbar sind und ebensogut unter den die Seelsorge vor Ort verrichtenden Geistlichen wie unter den die Vogtei wahrnehmenden Adligen zu suchen sein können (Kat.-Nr. 14, 15, 16, 21, 22). Wahrscheinlich von einem adeligen Auftraggeber bestimmt sind die besonders auf die detaillierte Darstellung wappentragender Ritter Wert legenden Wandmalereien aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts in der Filialkirche St. Lorenz (Kat.-Nr. 5). Die Ausstattung des Chors der Drosser Burgkapelle mit Wandmalereien (vor 1316?) dürfte dagegen in einer naheliegenden Kooperation von Priester und Burgherr erfolgt sein (Kat.-Nr. 15).

Inhomogen stellt sich die Zusammensetzung des Klerus der Region dar. Der im Dürnsteiner Klarissenkloster residierende Steiner Minorit Michael von Wiener Neustadt erhielt 1306 ein gemaltes Epitaph im Mönchschor der Klarissenkirche (Kat.-Nr. 13). Mehrere Grabdenkmäler für Kleriker in ranghohen bzw. gut befründeten Positionen stammen aus dem letzten Drittel des 14. und dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 27, 28, 36† und 40). Benefizien und Kaplanstellen wurden dagegen meist mit Angehörigen der lokalen Bürgerschaft besetzt (s. Kat.-Nr. 38†). Die Abbatiate des Klosters Göttweig hatten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts gleichermaßen Söhne überwiegend einheimischer adeliger wie bürgerlicher Familien inne (Kat.-Nr. 28, 55, 59, 138, 204, 208 und 252), danach glich das Kloster ebenso wie schon zuvor die Dürnsteiner Chorherren seine Reihen mit Österreichern im modernen geographischen Sinn (Kat.-Nr. 328, 448 und 468) bzw. mit Südwestdeutschen oder Schlesiern bürgerlicher Abstammung aus (vgl. Kat.-Nr. 388 und 481).

Der Dürnsteiner Klarissenkonvent rekrutierte sich dagegen im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts nach Ausweis einer Gedenkschrift (Kat.-Nr. 173†) fast ausschließlich aus dem landständischen Adel.

Eine Grabplatte aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts in Unterloiben (Kat.-Nr. 20) scheint den ersten Beleg für das Grabdenkmal eines jedoch offenbar landfremden Bürgers darzustellen. Nicht wenige Bürger auswärtiger Städte fanden im Verlauf des gesamten Untersuchungszeitraums im Bezirk Krems ihre letzte Ruhestätte (Kat.-Nr. 51, 99, 172, 213, 385).

Der Errichter einer durch eine verlorene Inschrift belegten Kerzenstiftung und Auftraggeber eines Bildfensters in der Filialkirche St. Johann im Mauerthale (Kat.-Nr. 18† und 19†) dürfte ebenso wie der verstorbene Salzburger Hofmeister von Arnsdorf, der 1381 unter einer Wappengrabplatte (Kat.-Nr. 30) bestattet wurde, nicht dem Adel angehört haben. Unklar ist die standesmäßige Einordnung der im Rahmen einer Wandmalerei in Droß bzw. eines Ölbergreliefs in Unterloiben abgebildeten Stifterfiguren (Kat.-Nr. 53 und 75).

Prestigeträchtige, mit Kunstgegenständen verknüpfte Stiftungen des Bürgertums der Region sind auch aus dem 15. Jahrhundert belegt. Der Langenloiser Bürger Hans Drosendorfer ließ 1415 eine Schmerzensmannskulptur an der Außenseite der Pfarrkirche aufstellen, die mit einem vierzig-tägigen Ablaß des Passauer Bischofs begabt wurde (Kat.-Nr. 42). Dagegen gehört der Stifter eines Bildfensters mit den Figuren der Heiligen Petrus und Paulus in Langenlois aus dem dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 54) einer in der Region sitzenden Niederadelsfamilie an.

Eine konzertierte Aktion der Bürgerschaft des Marktes Arnsdorf und seines Salzburger Pflegers war um 1605/10 die Ausstattung der Pfarrkirche Hofarnsdorf mit Wandmalereien samt Stifterinschriften (Kat.-Nr. 372, 412 und 413).

Eine Art Zwischenschicht oder besser Bindeglied zwischen Adel und Nicht-Adel bildeten die im späteren 16. Jahrhundert vielfach aus alteingesessenen Ratsfamilien der größeren landesfürstlichen Städte und Märkte hervorgegangenen Nobilitierten (vgl. Kat.-Nr. 399 und 442), die durch den Erwerb rittermäßiger Güter zwar für die Zugehörigkeit zum landständischen Adel qualifizierenden Besitz vorweisen konnten, aber von den in Reaktion auf ihre zunehmende politische Marginalisierung starke Abschließungstendenzen nach unten aufweisenden Ständen nicht sofort aufgenommen wurden. Viele wohlhabende Bürger benützten die neuen Adelsitze und Freihöfe (s. Kat.-Nr. 303) eher als Vorwand, um ihre alten Funktionen in der Stadtverwaltung und im Rat in aufgrund des Konfessionenstreits schwieriger Zeit aufzugeben und innerhalb der Stadt die Privilegien des Adels geltend machen zu können (Kat.-Nr. 338).

Hinweise auf bäuerliches Leben sind in den Inschriften nicht überliefert. Ein Sühnekreuz (?) von 1489 (Kat.-Nr. 94) berichtet immerhin offenbar von einem Totschlag zwischen zwei Bewohnern einer ländlichen Siedlung.

Der Personenkreis, der zum Aufschwung der Wallfahrt in Maria Langegg beitrug, überschritt die Grenzen sozialer Differenzierung: der eigentliche Initiator war ein aus Tirol eingewanderter Salzburger Pfleger (s. Kat.-Nr. 371) gewesen, die aufgrund des zunehmenden Pilgerstroms notwendigen Baumaßnahmen fanden rasch Unterstützung durch die Äbte und Pröpste der umliegenden Ordensgemeinschaften und als Stifter und Einbringer von Votivgaben traten schließlich Bürgersfrau und Abt nebeneinander (Kat.-Nr. 495, 496†, 511).

4. DIE NICHT-ORIGINALE ÜBERLIEFERUNG DER INSCRIFTEN

131 der 528 Katalognummern, also ziemlich genau ein Viertel des Bestands, liegen nicht mehr im Original vor. Abgesehen von mehreren Bauzahlen, die durch eine spätere „Erneuerung“ der Jahreszahl zwar verloren, durch die „Neufassung“ aber unmittelbar auf dem ursprünglichen Inschriftenträger gewissermaßen als Kopie in situ überliefert sind, handelt es sich um vollständig verlorene Inschriften, die nach unterschiedlichen kopialem Quellen ediert wurden.

4.1. Die handschriftliche Überlieferung¹³³

Die absolut höchste Zahl an ausschließlich kopialem überlieferten Objekten des Bestands an einem einzelnen Standort stellt mit 30 Kat.-Nr. (von insgesamt 70, das sind über 40 %) das Kloster Göttweig, für dessen in dieser Hinsicht günstige Quellenlage vor allem zwei Einzelpersonen verantwortlich sind. Der Göttweiger Subprior und Novizenmeister (1712–1716) bzw. Prior P. Gregor Schenggl (1684–1750) führte über die vom Konvent des Klosters nicht zuletzt aus finanziellen Gründen mißtrauisch verfolgten Abbruch- und kostspieligen Neubauarbeiten Abt Gottfried Bessels an der durch den Großbrand von 1718 schwer beschädigten Klosteranlage akribische Aufsicht und vermerkte alle ihm bedeutsam erscheinenden Tätigkeiten und Fortschritte in seinen entsprechenden Diarien¹³⁴. Seine Aufzeichnungen im Klosterarchiv sind damit nicht nur herausragende Quelle zum barocken Bauvorhaben Bessels, sondern ebenso unschätzbare Dokumentation für alle Objekte im Klosterbereich, die dem Brand und den anschließenden Umgestaltungen zum Opfer fielen, Veränderungen erfuhren oder lediglich transferiert wurden. Die in der Regel vollständig und sorgfältig, freilich aber nicht buchstabengetreu, transkribierten Inschriften werden hinsichtlich ihrer früheren Standorte präzise eingeordnet, meist weniger genau beschrieben und – Zeichen des hohen Arbeitsethos der Göttweiger Historikerschule des 18. Jahrhunderts – mitunter auch umgehend als Quelle zur Hausgeschichtsschreibung interpretiert, was Schenggl wiederholt Anlaß zu weitschweifigen Exkursen im Rahmen seines diaristisch strukturierten Berichts gab. Die spärliche bildliche Überlieferung betrifft keine Inschriftenträger, doch erweist sich ein Grundrißplan der 1719 abgetragenen Göttweiger Pfarrkirche Hl. Gotthard (Gotthardskirche) als hilfreich bei der Rekonstruktion der ehemals in ihr angebrachten Inschriften des Totengedenkens. Schenggls Angaben lagen alleine oder in Verbindung mit anderen Quellen der Edition von 22 verlorenen oder beschädigten beschrifteten Objekten des Bestands zugrunde.

Offenbar lediglich eine Kompilation aus Schenggls Diarien als Teil einer Quellensammlung zur Göttweiger Hausgeschichte sind die Inschriftenüberlieferungen in einem Sammelband des 18. Jahrhunderts in der Göttweiger Klosterbibliothek¹³⁵.

Der Göttweiger Kämmerer, Archivar und Bibliothekar P. Hartmann Dückelmann (1739–1784) sammelte – wohl im Auftrag des historisch interessierten und eine Fortführung des Chronicon

¹³³ Eine in mehreren Bänden der DI bislang praktizierte extrem verknappte und oberflächliche Handschriftenbeschreibung nach Umfang, Maßen und anderen einzelnen Elementen einer vollständigen Katalogisierung scheint dem Bearbeiter nicht sinnvoll, da sie einerseits wissenschaftlichen kodikologischen Ansprüchen in keiner Weise genügen kann, andererseits über die hier vor allem interessierende Qualität der kopialem Überlieferung und die Arbeitsweise der Sammler nichts aussagt.

¹³⁴ StiA Göttweig, Cod. Ser. nov. 90. Die beiden weiteren Diarienbände Schenggls (Cod. Ser. nov. 92 und 93) enthalten keine für die Inschriften des Klosters relevante kopialem Überlieferung.

¹³⁵ StiB Göttweig, Cod. rot 891, fol. 206–211r: Epitaphia, imagines, inscriptiones lapidum sepulchralium, quae in templo B. Altmanni vulgò dicto, et honoribus S. Gotthardi consecrato post incendium vero monastery nostri Gottwicensis demolito totaliter anno Dni 1719 die 3. July et sequentibus diebus inveniuntur.

Gottwicense Abt Gottfried Bessels planenden Abtes Magnus Klein ebenso wie aus eigenem Interesse – historisches Material und Quellen zur Hausgeschichte seines Konvents. Als herausragende und in sich geschlossene Leistung entstanden dabei die beiden Handschriften StiB Göttweig, Cod. rot 895 und 896. Cod. rot 895 sollte seinem programmatischen und titelartigen Incipit¹³⁶ zufolge bei Beginn der Anlage im Jahr 1776 zunächst bloß eine Zusammenstellung der Gebetsverbrüderungen oder Konföderationen des Klosters in chronologischer Reihe bringen, erweiterte sich aber offenbar während der Arbeit sehr rasch zu einer losen Sammlung von Regesten und präzisen Nachzeichnungen der bearbeiteten Urkunden des Göttweiger Archivs, von Siegelabzeichnungen und schließlich auch anderen Realien zur Klostergeschichte, nicht zuletzt Inschriften¹³⁷. Der größte Teil der beiden Handschriften dürfte im Jahr 1776 und in der ersten Jahreshälfte 1777 geschrieben bzw. gezeichnet worden sein, also zu einer Zeit, als vor allem für die Fertigstellung des Südtrakts der spätbarocken Klosteranlage diejenigen älteren Bauteile, die den ersten Abbruchschwung der Jahre 1719/21 überdauert hatten, demoliert wurden. An nicht wenigen Stellen mußte Dückelmann zu einer früher gemachten Zeichnung und Standortangabe schon knapp darauf den Abbruch des entsprechenden Gebäudes nachtragen. Es steht anzunehmen, daß Dückelmann hinsichtlich der Inschriften des Klosterareals von Abt Magnus Klein den Auftrag bekommen oder aus eigenem Antrieb begonnen hatte, eine Dokumentation der Inskriptionen aus dem alten Baubestand anzulegen. Die aus dem Bauschutt geretteten Steine wurden schließlich im alten Kreuzgangflügel, dem sogenannten Apothekegang, gesammelt.

Das dokumentarisch-antiquarische, in Ansätzen auch schon konservatorische Interesse vor allem an Grabdenkmälern verselbständigte sich schließlich soweit, daß Dückelmann, oft in wechselnder Begleitung, Wanderungen in die nähere und weitere Umgebung des Klosters unternahm, um Grabdenkmäler und andere Inschriften gezielt abzuzeichnen¹³⁸. Die routinierten, überwiegend sehr präzise kopierenden Federzeichnungen, oft laviert und aquarelliert, stammen offenbar von Dückelmanns eigener Hand und lassen – soweit erhaltene Denkmäler den Vergleich erlauben – ohne weiters auch auf die originale Schriftart bei verlorenen Inskriptionen schließen. Einzelne seiner Zeichnungen finden sich in Kupfer gestochen (?) zusammen mit den gezeichneten Vorlagen nachträglich in die Handschrift eingeklebt. Als Stecher könnte hypothetisch der Lambacher Konventuale und Kupferstecher P. Kolomann Fellner (1750–1818) in Anspruch genommen werden, der von August bis Dezember 1778 bei Martin Johann Schmidt in Krems seine Fertigkeiten schulte¹³⁹. Dückelmann ist der alleinige Gewährsmann für 13 verschwundene Inschriften des Katalogs (Kat.-Nr. 18†, 19†, 50†, 196†, 207†, 215†, 362†, 363†, 364†, 375†, 440†, 504†, 521†).

Ähnliches historisch-antiquarisches Interesse an den durch aktuelle Bauvorhaben gefährdeten Inschriften, wie es in Göttweig Gregor Schenggl demonstrierte, beweist eine eigens vor dem Umbau der Kirche der Dürnsteiner Augustiner-Chorherren 1721 von einem anonymen Schreiber, vermutlich einem Chorherren des Klosters, angelegte „Descriptio Monumentorum, quae ante renovationem ecclesiae Tyrnsteinensis Can. Reg. S. P. Augustini ibidem habebantur“¹⁴⁰. Die

¹³⁶ StiB Göttweig, Cod. rot 895 (Incipit): SYNOPSIS CONFOEDERATIONUM monasteriorum variorum cum conventu Gottwicensi factarum, desumpta ex originalibus instrumentis desuper confectis et in archivo servatis, cum sigillis pendulis hic pro posse designatis per P. Hartmannum Dückelmann ascetery huius professum et pro tempore cammerarium anno post Christum natum MDCCCLXXVI. Item collectio quorundam diplomatum ex originalibus accurate desumptorum et variorum sigillorum et testium in variis instrumentis donationis, consentionis, emptionis et venditionis occurrentium.

¹³⁷ Vgl. zur Arbeit Dückelmanns knapp Fuchs, Urkunden (1901) XI f.

¹³⁸ Vgl. StiB Göttweig, Cod. rot 895, fol. 104r (Beschreibung der Wanderung auf den Jauerling am 28. April 1777), 110 (Besuch im Servitenkloster und Schloß Schönbüchel in Begleitung des Priors von Schönbüchel und des Syndikus von Maria Langegg am 11. Juni 1777) und 113v: Dückelmann besuchte am 14. Juli 1777 die Pfarrkirche St. Michael in der Wachau und besichtigte mit Erlaubnis des Pfarrers eingehend die Grabdenkmäler. Mit Bezug auf die Fragmente einer Grabplatte des 14. Jahrhunderts, die als Stufen zum Chor sekundär verwendet wurden (s. Kat.-Nr. 26), klagte er: „Marmora haec quae, ut ex literis apparet, insignia fuerunt monumenta sepulchralia ex vilipensione, ut saepius contigit, secata sunt et ex ipsis praedicta presbytery scala confecta est“.

¹³⁹ Grund zu dieser bloßen Vermutung bietet die Tatsache, daß sich unter den Kupferstichen Fellners in Lambach auch zwei unkommentierte Darstellungen der Wappengrabplatten Heidenreichs und Leutolds (I.) von Maissau (gest. 1381 und 1383) bzw. Ottos (IV.) von Maissau (gest. 1440) und der Agnes von Pottendorf, beide in der damals noch aufrechten Kartause Aggbach (Dorf), befinden. Die Vorlage dazu scheinen tatsächlich die entsprechenden Federzeichnungen Dückelmanns gewesen zu sein. Eine Verbindung Dückelmanns und Fellners läßt sich jedoch nicht nachweisen. Zu Fellner s. im übrigen Achleitner, Fellner.

¹⁴⁰ StiA Herzogenburg, Archiv Dürnstein o. Sign.: Gebundene Fragmentensammlung (1. H. 18. Jh.), unfol., 2 Dbl.

wertvolle Aufstellung umfaßt 20 Inschriften des Totengedenkens, nur fünf Objekte sind im Original erhalten geblieben. Die Inschriften werden im wesentlichen nach ihren Standorten in Klosterkirche, Kreuzgang und Krypta zu kleineren Gruppen zusammengefaßt, die Texte sind zum überwiegenden Teil, jedoch offenbar in unterschiedlichem Ausmaß gekürzt. Von mehreren Sterbeinschriften wurde nur wenig mehr als Namen und Daten aufgenommen, Segenswünsche und andere zu erwartende Formulareile blieben oft völlig unberücksichtigt. Die Texttreue ist daher allgemein nicht allzu hoch zu veranschlagen, wozu weitere orthographische Aktualisierungen kommen. Detailliert und genau wird dagegen meist die originale Lage der Denkmäler angegeben, die so in den historischen Anbringungszusammenhang gestellt werden können.

Zwei verlorene Grabinschriften aus der Pfarrkirche Maria Laach am Jauerling (Kat.-Nr. 360† und 369†) überliefert eine in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts angelegte anonyme Handschrift¹⁴¹, die Inskriptionen auf Grabdenkmälern aus den beiden österreichischen Erzherzogtümern sammelt. Während die Texte offenbar überwiegend ungekürzt kopiert wurden, sind die Standortangaben in der ganzen Handschrift oft sehr vage und gestatten nur vorsichtige Mutmaßungen. Denkmalbeschreibungen sind mit Ausnahme knapper Nennungen des Inschriftenträgers kaum anzutreffen.

Zwei verlorene Dürnsteiner Inschriften (Kat.-Nr. 91† und 203†) finden sich ausschließlich in dem aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts stammenden Manuskript mit Grabinschriften vor allem aus den beiden österreichischen Erzherzogtümern, das der adelige Genealoge Johann Georg Adam von Hoheneck als Vorbereitung seiner ab 1727 in drei Bänden im Druck erschienenen großen Arbeit „Die lobliche Herren Herren Stände deß Ertz-Hertzogtumb Oesterreich ob der Ennß (...)“ angelegt hatte¹⁴². Die sehr übersichtlich angelegte Handschrift mit historisch-antiquarischem ebenso wie frühem konservatorischen Interesse referiert besonders für inschriftenreiche Denkmalkomplexe nach nicht klar ersichtlichen Kriterien ausgewählte Inschriften, versammelt diese jedoch ohne weiteren Kommentar und ohne Beschreibung der Inschriftenträger unter der vorangestellten Standortbezeichnung.

Die Gedenkinschrift auf mehrere Angehörige des Dürnsteiner Klarissenkonvents (Kat.-Nr. 173†) wird im vorliegenden Katalog nach der ältesten dazu vorliegenden handschriftlichen Überlieferung, den Notizen des untriebigsten adeligen Genealogen und Historikers Job Hartmann Enenkel von Albrechtsberg (zur Familie vgl. Kat.-Nr. 283), geboten. Seine als *Collectanea* bezeichnete dreibändige Materialsammlung im Niederösterreichischen Landesarchiv St. Pölten¹⁴³, hauptsächlich als Vorarbeiten zu einer österreichischen Adels- und Landesgeschichte um 1600 angelegte Regesten zu Privaturkunden aus österreichischen Adelsarchiven und Abschriften aus Handschriften unterschiedlichsten Inhalts und weitgestreuter Provenienz, enthalten auch zahlreiche Hinweise auf Inschriften. Die nicht selten im Wortlaut aufgenommenen Texte werden offenbar überwiegend wenig oder nicht gekürzt wiedergegeben, oft ist aber nicht restlos klar, ob es sich tatsächlich um Inschriften handelt (vgl. Kat.-Nr. 148†).

Die Rekonstruktion zweier ohne erkennbaren Bezug zueinander erhaltener Steinfragmente in der Pfarrkirche Albrechtsberg zur ehemaligen Gruftplatte der Elisabeth von Peukham von 1591 (Kat.-Nr. 320) erlaubt eine skizzenartige kolorierte Federzeichnung eines handschriftlichen adeligen Hausbuchs bzw. einer Familienchronik der niederadeligen Familie Velderndorfer aus dem 17. Jahrhundert¹⁴⁴, die sich auch besonders für Grabdenkmäler als heraldisch-genealogische Quellen interessiert und die Texte der zahlreichen aufgesuchten niederösterreichischen Inschriftenträger sehr präzise abschriftlich, die Wappen abbildlich überliefert.

Die Überlieferung zu einem bereits 1619 abgenommenen Kelch von 1448 aus der Klosterkirche Unterranna (Kat.-Nr. 66†) konnte der Abschrift eines Berichts des Priors in einem Sammelband der Klosterbibliothek Göttweig¹⁴⁵ mit diversen Aktenabschriften des 18. Jahrhunderts entnommen werden.

Als engagierter und qualifizierter Inschriftensammler betätigte sich in fast allen Pfarren der Diözese St. Pölten in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts der Professor an der theologischen Diözesanlehranstalt St. Pölten und Gründer des St. Pöltener Diözesanmuseums, Johann(es) (Ev.) Fahrngruber (1845–1901)¹⁴⁶. Anders als seine 1894 im Druck erschienene *Glockenkunde* der

¹⁴¹ ÖNB, Cod. 9221; zur Handschrift vgl. DI 48, XL.

¹⁴² NÖLA, Hs. 428.

¹⁴³ NÖLA, Hs. 78.

¹⁴⁴ NÖLA, Hs. 82.

¹⁴⁵ StiB Göttweig, Cod. rot 894.

¹⁴⁶ DASP, Nachlässe 5: Johann(es) (Ev.) Fahrngruber (1845–1901).

Diözese St. Pölten konnte er jedoch seine umfangreichen, nach Standorten gegliederten und mit „Epitaphia“ überschriebenen Notizen (aufgenommen wurden von ihm jedoch alle Inschriftenträger und noch vieles andere mehr) nicht mehr publizieren. Die in seinem Nachlaß im Diözesanarchiv St. Pölten befindlichen Handschriften, ein umfangreiches Notizbuch und mehrere Quartefte, enthalten viele Hundert Inschriftennachweise. Nicht immer sind die gebotenen Transkriptionen korrekt bzw. vollständig, zahlreiche Zeichnungen und Skizzen erlauben dagegen fallweise auch Rückschlüsse auf Schriftarten und einzelne Schriftedetails. Zwar fand sich nur eine verlorene Inschrift des Katalogs ausschließlich bei ihm überliefert (Kat.-Nr. 273†), doch geben seine Notizen für zahlreiche Objekte wertvolle Informationen über Standorte und Erhaltungszustand am Ende des 19. Jahrhunderts.

4.2. Gedruckte Überlieferung

In der opulent mit Kupferstichansichten ausgestatteten *Cosmographia Austriaco-Franciscana* des Placidus Herzog von 1740¹⁴⁷, einer beschreibenden Zusammenstellung der Franziskanerklöster der österreichischen Ordensprovinz, fand sich offenbar singuläre Überlieferung zu drei verlorenen Grabinschriften aus der Langenloiser Franziskanerkirche (Kat.-Nr. 98†, 131† und 202†). Die Texte scheinen vollständig aufgenommen zu sein, eine buchstabengetreue Wiedergabe ist dagegen auszuschließen. Angaben zur Gestaltung der Inschriftenträger fehlen.

Die 1894 im Druck erschienene Glockenkunde des bereits oben erwähnten Johann(es) (Ev.) Fahrngruber¹⁴⁸ stellt die wohl vollständigste Überlieferung des noch vor dem Ersten Weltkrieg und seinen Metallablieferungen existierenden Bestands historischer Glocken der Diözese St. Pölten dar. Neun heute verlorene Instrumente hat er noch gesehen, beschrieben und ihre Inschriften vermutlich recht zuverlässig transkribiert (Kat.-Nr. 35†, 39†, 48†, 90†, 104†, 116†, 123†, 293†, 510†). Seine Vorschläge zur zeitlichen Einordnung nichtdatierter Glockeninschriften dürften relativ stichhaltig sein, da Fahrngruber in einem einleitenden knappen Kapitel auf die verwendeten Schriftarten in einer Weise eingeht, die einige Sensibilität für paläographische Details erkennen läßt.

Der dem Bezirk Krems gewidmete erste Band der 1907 eröffneten offizösen Reihe der Österreichischen Kunsttopographie bietet ebenfalls relativ große Teile des Bestands umfassende Hinweise auf Inschriftenträger bzw. deren Inschriften. Für einige wenige Inschriften stellt die Publikation den jeweils einzigen Nachweis dar. Besonders bemerkenswert muß aufgrund der ungewöhnlichen formalen Gattung und der kuriosen Minuskelmischschrift des Objekts ein Epitaph für eine Bürgersfrau (?) aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts gewesen sein, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts offenbar noch einigermaßen gut erkenn- und lesbar am Karner der ehemaligen Dürnsteiner Pfarrkirche Hl. Kunigunde aufgemalt war (Kat.-Nr. 185†). Leider ist das abgedruckte Foto zu klein und zu stark gerastert, um anhand der Abbildung nähere Aussagen treffen zu können. Die Inschriften der zum allergrößten Teil verlorenen Kacheln eines repräsentativen Ofens aus Weißenkirchen (Kat.-Nr. 240) sind ebenfalls nur hier recht eingehend in Textabdruck und Abbildungen überliefert, hinsichtlich des Inschriftentexts gilt dies auch für ein Horologium aus den Göttweiger Sammlungen (Kat.-Nr. 333†), eine Bauzahl von Schloß Zeibing (Kat.-Nr. 398†) und ein Lavabo (?) aus Dürnstein (Kat.-Nr. 469†). Die 1910 als vierter Band der Reihe erschienene Kunsttopographie des damals noch unter Einschluß von heute zu Krems gehöriem Gebiet selbständigen Bezirks Pöggstall ermöglicht durch die einzige fotografische Abbildung eines interessanten Kelchs aus Schloß Albrechtsberg (Kat.-Nr. 446†) die Korrektur und Ergänzung älterer auf das Objekt bezogener Angaben Fahrngrubers.

4.3. Bildliche Überlieferung

Als jüngste ungedruckte kopiale Überlieferung mußten in 15 Fällen die für den Bezirk Krems vorliegenden handschriftlichen Notizen und maschinschriftlichen Inschriften-Aufnahmeblätter Herwig Hans Hornungs (und Herbert Tatzreiters bzw. Gerhard Lindbichlers) aus den späten 1950er und 1960er Jahren, in Verwahrung an der Arbeitsgruppe Inschriften des Instituts für Mittelalterforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, herangezogen werden. Besonders hilfreich waren oft die dem Material beiliegenden Schwarzweiß-Kleinbild-Aufnahmen

¹⁴⁷ Herzog, *Cosmographia*.

¹⁴⁸ Fahrngruber, *Hosanna*.

Hornungs bzw. das ihm teilweise von Auskunftspersonen vor Ort (vor allem Erich Schöner, Spitz: Kat.-Nr. 24†, 183†, 410†) zugesandte Fotomaterial und Abzüge von Aufnahmen des Bundesdenkmalamts. Ältere Aufnahmen dieser Institution ermöglichen außerdem die Edition einer heute unter Kirchengestühl verborgenen Grabplatte in Schwallenbach (Kat.-Nr. 49). Ein zunächst wie eine Parodie wirkendes Ölgemälde des 18. Jahrhunderts dürfte vermutlich ein älteres echtes Vorbild reproduzieren (Kat.-Nr. 88†).

5. DIE SCHRIFTFORMEN¹⁴⁹

5.1. Romanische und Gotische Majuskel (vgl. die umseitigen Nachzeichnungen)

Belege Romanischer Majuskel sind im vorliegenden Material dünn gesät und weisen jeweils beträchtliche zeitliche Distanz zueinander auf, Umstände, die den Entwurf einer überblicksweisen Schriftentwicklung kaum erlauben. Zudem sind gerade die ältesten Inschriften hinsichtlich der den jeweils unterschiedlichen Medien entsprechenden Ausführungstechnik kaum vergleichbar.

Die mittels mäßig breitem Pinsel in rotbrauner Farbe aufgemalte Weiheinschrift der ehemaligen Mauterner Margaretenkapelle von 1078 (Kat.-Nr. 1) weist einen rein kapitalen Buchstabenkanon auf, dessen monumentalen Eindruck ein leichtes Schwanken des Duktus, teils unregelmäßige Buchstabenproportionen und eine stellenweise weniger sorgfältige Spationierung etwas beeinträchtigen. Die von wenigen breiten Einzelformen und den fetten Schattenlinien in ihrem Gesamteindruck bestimmte Inschrift weist eine hohe Zahl an Nexus litterarum auf. Freie Schaft- und Bogenenden werden entweder keil- oder spachtelförmig ausgeführt bzw. an Ober- und Unterlinie stumpf abgeschnitten und mit oft feinen, aber breiten Deck- und Abschlußstrichen versehen.

Die geringen Buchstabenreste der Namensbeischrift zu einer Wandmalerei aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 2) zeigen trotz überwiegend einheitlich fetter Striche Ansätze zu einer Differenzierung: unziales *E* wird mit kräftiger Bogeninnenschwellung versehen und mit leicht durchgebogenem Haarstrich geschlossen, die durchgebogene Cauda des offenbar mit *A* in Nexus litterarum befindlichen *R* kräftig geschwellt. *A* ist trapezförmig und weist breite Deck- und Basisstriche auf, *G* zeigt eingerollte Form, *T* mit breitem Basisstrich hat stark ausgezogene serifenartige Balkenenden.

A und *T* auf einer Scheibenkreuzgrabplatte der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 3) sind ziemlich linear ausgeführt, besitzen aber breite, leicht dreieckig ausgeführte Deck- und Basisstriche bzw. Sporen an den Balkenenden.

Die Grabinschrift des Konrad von Praitenloh aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 4) ist vom kapitalen Kanon der Mauterner Weiheinschrift bereits merklich entfernt und zeigt in der Schriftgestaltung für die Entwicklung hin zur Gotischen Majuskel trotz an sich noch sehr linearer Bildung der Buchstaben produktive Merkmale wie etwa eine durch kräftige dreieckige Sporen bzw. ansatzweise gegabelte Schaftenden angedeutete optische Einschnürung der Schaftmitten. Dem konservativen trapezförmigen *A* mit beiderseits weit überstehenden Deckstrich, den kapitalen *N*, *T* und *V* stehen das mittels geradem Strich geschlossene unziale *E* mit angedeuteter Bogenschwellung (diese auch an *P* zu beobachten) und unziales *H* mit stark geschwungenem und leicht einwärts gekrümmten Bogen sowie *C* mit beginnender Schließung der Bogenlinie durch weit ausgezogene Sporen gegenüber.

Der als Beischrift zu einer Wandmalerei desselben Zeitraums ausgeführte Heiligename (Kat.-Nr. 5) bedeutet einen weiteren Entwicklungsschritt, den schwungvoller Auftrag und ausgeprägte Flächigkeit des Pinselstrichs begünstigen. Fast alle Buchstaben zeigen nun kräftige Bogenschwellungen und Schaftverstärkungen, freie Schaft- und Bogenenden werden mit leicht durchgebogenen, breiten Haarstrichen besetzt, nur *S* weist kräftige dreieckige Serifen auf. *C* ist mit leicht durchgebogenem Haarstrich geschlossen, der Haarstrich am Balken von *L* zieht dagegen noch nicht gegen die Buchstabenmitte. *A* erscheint hier erstmals in pseudounzialer Form mit mächtiger Bogenschwellung des linken Schrägschafts und zeigt einen mit Bogenschwellung versehenen beidseitig überstehenden Deckbalken.

¹⁴⁹ Die Benennung der Schriftarten entspricht der in den Bänden der DI übereinstimmend angewendeten Terminologie; vgl. auch Deutsche Inschriften passim.

Romanische Majuskel – Kat.-Nr.

1	2	3	4	5
A ^A	A	À	Ä	Å
C			Ç	Ɔ
D				
E	Ǝ		Ǝ	
G	Ɔ			
H			h	
I			I	
L			L	Ł
M				
N			N	Ń
O			O	Ó
P			P	
Q				
R			R	
S				S
T	Ƨ	T	T	
V			V	V
				Ƨ

Der Schrifttyp der aufgemalten Evangelistennamen auf den Schlußsteinen im Langhaus der ehemaligen Imbacher Klosterkirche (Ende 13. Jahrhundert, Kat.-Nr. 6) ist erstmals als Gotische Majuskel anzusprechen. Alle Buchstaben besitzen durchwegs relativ fette Bogenschwellungen, *A* begegnet in pseudounzialer Ausprägung mit annähernd senkrecht gestelltem linken Schrägschaft. Während unzialer *M* links geschlossen ist, weist *S* zwar fette und andeutungsweise gegabelte Sporen, jedoch keine Tendenz zur Schließung der Bögen auf. Die wohl ebenfalls an das Jahrhundertende zu setzende, mit breitem Pinsel rasch ausgeführte Namensinschrift eines Priesters Johannes (Kat.-Nr. 7) ist wenig stilisiert und in manchen Einzelformen recht konservativ, aber aufgrund der Doppelformen für *A* und des ersten Belegs für unziales *D* bemerkenswert.

Eine vermutlich um 1300 ausgeführte Grabinschrift in Stein (Kat.-Nr. 8) zeigt sich dagegen in der überwiegend linearen Ausführung noch eher den Gestaltungsprinzipien und mit den fast ausschließlich kapitalen Formen dem Kanon der späten Romanischen Majuskel von Kat.-Nr. 4 verhaftet. Ein schriftgestalterisches Detail bei *R* unterstreicht angesichts niederösterreichischen Vergleichsmaterials ebenfalls eher konservative Tendenzen.

Für die weitere Entwicklung der Gotischen Majuskel in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist an der Mehrzahl des Materials die Verschiebung der Buchstabenproportionen von überwiegend eher quadratischen hin zu tendenziell hochrechteckigen Grundformen einschreibbaren Buchstaben zu konstatieren. Bogenschwellungen werden bei häufig gerader Innenkontur verstärkt und die Schließung von offenen Buchstabenbestandteilen mit zunächst meist feinen Haarstrichen oder durch Verlängerung und Einrollen von freien Bogenenden fortgesetzt, besonders oft findet sich so etwa rundes, rechts fast vollständig geschlossenes *T*. Regelmäßig werden variantenreiche Doppelformen („runde“ bzw. unziale und „eckige“ bzw. kapitale Ausprägungen) mehrerer Buchstaben eingesetzt. Vor allem, aber nicht nur bei gemalten Inschriften äußert sich das Bemühen um dekorative Zierelemente mitunter in der Ausführung kräftiger (Halb-) Nodi in halber Höhe des Schriftbands bzw. von Zierpunkten an den Scheiteln der Bogeninnenkontur (vgl. etwa Kat.-Nr. 14 und 22) oder im Einstellen von senkrechten bzw. die Bogenlinie begleitenden Haarstrichen in den Buchstabenbinnenraum. Freie Schaft-, Balken- und Bogenenden werden keilförmig verbreitert oder mit Dreiecken versehen, vereinzelt auch ansatzweise gegabelt, bzw. als Haarstriche ausgeführt und am Ende tropfenförmig verbreitert. Überstehende feine Schlußstriche (etwa an *C* und *E*) werden gegen die Jahrhundertmitte zu oft eingerollt, teilweise auch mit kleinen angesetzten Dreiecken versehen. Nach der Mitte des 14. Jahrhunderts werden keine neuen Wege der Schriftgestaltung in Gotischer Majuskel mehr beschritten. Zwei offenbar aus derselben Werkstatt stammende Grabplatten (Kat.-Nr. 27 und 28) zeigen eine charakteristische spitze oder dreieckige Außenkontur der Bogenschwellung (v. a. an *C* und *E*).

Der Übergang zur Gotischen Minuskel als alleiniger Schrift für die Haupttexte eines Inschriftenträgers erfolgt übergangslos um 1370/80. An der Schwelle des Umbruchs stehen die Grabplatten des Priesters Engelhard von 1363 und des Göttweiger Abtes Ulrich Totzenbacher von 1370 (Kat.-Nr. 27 und 28), bei denen einerseits innerhalb der Umschrift in Gotischer Majuskel

Gotische Majuskel - Kat.-Nr.

6	7	10	11	12	13	14	15	17	20	21	23	24†	25	27	28
A	AR	A		A	A ^R	A ^R	A ^R	A	A	A ^R	A ^R		A	A ^R	A ^R
		B				B			B ^R			B	B	B	B
	C	C	Ca	C	C	C	C	O	C		C	C	C	C	C
	D	D	D	D	D				D			D	D	D	D
E	E	E	E			E	E ^E		E	E ^E		e ^E		E	E
					F				F						
					G				G					G	
	H				h	H ^H			h					h	
	I	I	I	I	I	I	I		I	I	I			I	I
	K														K
			L	L		L	L	L	L		L	L		L	LL
O		M		M	M	M	M	M	M ^M					M	M
	N	N ^N	N	N ^N	N ^N	N			N ^N	N	N	N ^N	N	N	N
	O	O	O	O	O	O	O		O	O			O	O	O
			P						P	P		P			P
					R ^R	R	R	R	R ^B	R				R	R
S	S	SS		S	S	S	S	S	S _S		S _S	S ^S	S	S	S
		T	T	T		T		T	T		T		T	T	T
	V		V	V	V	V	V	V	V	V		UV			U
												X		X	X
		Z	Z												

153	190	220†

eine wenig auffällige verkleinert hochgestellte gekürzte Kasusendung im Rahmen der Jahresangabe in Gotischer Minuskel bzw. andererseits die Umschrift mit dem Sterbevermerk noch in Gotischer Majuskel, der Geschlechtsname des Verstorbenen auf dem Spruchband über dem Kopf der Figur als unepigraphischem und genuin buchschriftlichem Schriftträger jedoch schon in Gotischer Minuskel ausgeführt sind.

In einzelnen Anwendungsbereichen lebt die Gotische Majuskel jedoch auch noch in der Frühen Neuzeit weiter. Der Kreuzestitulus einer ansonsten in Gotischer Minuskel beschrifteten Glocke von 1504 (Kat.-Nr. 132) ist in dieser Schriftart gestaltet, eine große Glocke von 1515 (Kat.-Nr. 153) gibt zwei längere Texte in Gotischer Majuskel wieder. Noch eine Tischglocke von 1544 (Kat.-Nr. 220†) kombinierte Frühhumanistische Kapitalis und eine allerdings durch sehr lineare Ausführung trotz Perlsporen als Zierelemente leblos und starr wirkende Gotische Majuskel für zwei unabhängige Texte.

5.2. Gotische Minuskel (vgl. die umseitigen Nachzeichnungen)

Von den Erstbelegen in sehr spezifischen Anwendungszusammenhängen von 1363 und 1370 (Kat.-Nr. 27 und 28, s. auch oben) bzw. dem ersten Einsatz für einen längeren Text, die Grabinschrift des Peter Echinger von 1381 (Kat.-Nr. 30), an stellt die Gotische Minuskel für etwa eineinhalb Jahrhunderte die einzige quantitativ relevante epigraphische Schriftart des bearbeiteten Bestands dar.

Eine konsequente Entwicklung innerhalb dieses Zeitraums nachzuzeichnen fällt schwer. Die jeweilige Ausformung des Grundkanons scheint weniger von wechselnden Moden der Schriftgestaltung abhängig als vielmehr dem Vermögen der Ausführenden geschuldet, die im Grunde feststehenden Stilierungsprinzipien der vorbildhaften buchschriftlichen Textura höchsten Anspruchs konsequent und mit entsprechendem epigraphisch-kalligraphischem Niveau umzusetzen.

Immerhin lassen sich gewisse grobe Tendenzen, die an der Mehrzahl des Materials abzulesen sind, wie folgt zusammenfassen.

Vom letzten Viertel des 14. bis etwa ins erste Viertel des 15. Jahrhunderts sind Inschriften in Gotischer Minuskel überwiegend relativ breit proportioniert und eher locker gesetzt. Der Abstand zwischen zwei nebeneinanderstehenden Schäften ist in der Regel deutlich größer als die Schaftstärke bemessen. Die Höhenausdehnung der Gemeinen ist tendenziell oder vollständig auf das Mittelband beschränkt, wodurch bei jenen Buchstaben, die Unterlängen besitzen, die eigentlich im Mittelband des Vierlinienschemas stehenden Bestandteile auf die oberen zwei Drittel desselben reduziert werden müssen (vgl. besonders *g* und *p* in Kat.-Nr. 30), auch der Balken von *f* und *t* kann aus diesem Grund gegen die Mittellinie zu nach unten rutschen. Die Hervorhebung des Mittelbands wird auch durch eine meist sehr geringe Zahl an Versalien – mitunter nur das der Gotischen Majuskel entnommene *A* eines einleitenden *Anno domini* – gefördert. Über das breite Formenrepertoire bei der Gestaltung der Versalien zu Inschriften in Gotischer Minuskel geben die Nachzeichnungen besseren Aufschluß als eine verbale Beschreibung.

Vereinzelt bevorzugten Inschriften dieses Zeitabschnitts und bis etwa zur Mitte des 15. Jahrhunderts *v* gegenüber *u* auch im Wortinneren und für den vokalischen Lautwert. Haarzierstriche etwa am oberen Bogen des *a*, an *e*, am Balken von *t* und dem Bogen des *r* sind mit Ausnahme gemalter Inschriften eher selten, *i* wird kaum mit Punkt oder Quadrangel über dem Schaft markiert. Bogenverbindungen (etwa bei *pp*, *de* u. a.) sind häufiger als in späteren Inschriften zu beobachten.

Zu Beobachtungen über mutmaßliche Werkstattzusammenhänge einzelner Grabdenkmäler und anderer Inschriftenträger dieses Zeitraums vgl. an-

Gotische Minuskel, Versalien – Kat.-Nr.

30	31	32	40	41	43	45	46	51	53	54	55	59	60	62	63
H	I	A	A	A	A	A	A	A			A	A	A		A
					B									L	
					C									C	E
F				F											
						f	f								
				G	G								G		
													h	h	h
													i	i	
								J	T						
													l		
M									m						
n															l
					D	W	D						Q	Q	
P													p		
S			S		S					S		S		S	

Gotische Minuskel, Versalien – Kat.-Nr.

64	65	67	71	73	74	82	83	94	97	99	102	105	111	130	138

Gotische Minuskel, Versalien – Kat.-Nr.

141 145 149 171 172 176 177 186 199 200 204 256 303

	Ɑ	Ɱ		Ɱ		Ɱ	Ɱ	
		Ɱ				Ɱ		
			Ɱ	Ɱ Ɱ		Ɱ		
		Ɱ	Ɱ			Ɱ		
				Ɱ			Ɱ	
Ɱ	Ɱ			Ɱ		Ɱ	Ɱ	
Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ			Ɱ	Ɱ
				Ɱ				Ɱ
				Ɱ				Ɱ
	Ɱ	Ɱ					Ɱ	Ɱ
Ɱ		Ɱ					Ɱ	
	Ɱ			Ɱ				
	Ɱ			Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ
				Ɱ	Ɱ			Ɱ
	Ɱ						Ɱ	
Ɱ	Ɱ							
Ɱ	Ɱ							

hand inschriftenpaläographischer und stilistischer Detailmerkmale ausführlich Kat.-Nr. 40, 41, 43, 44, 46, 49, 55 und 59, wonach offenbar zwei verschiedene Werkstätten – eine davon vielleicht mit Sitz in Göttweig – im Bearbeitungsgebiet besonders produktiv waren.

Ab dem zweiten Drittel und besonders der Mitte des 15. Jahrhunderts lassen sich häufiger Tendenzen erkennen, Schaftstärken und Schaftabstände einander anzunähern, wodurch ein vergleichsweise dichteres, einförmigeres, gitterartiges Schriftbild mit überwiegend schlankeren, schmälere Proportionen entsteht. Gleichzeitig nützen nun fast immer die Gemeinen Ober- und Unterlängenbereich mehr aus, wodurch etwa der Bogen des *g* nicht nur das Mittelband durchbricht, sondern im Unterlängenbereich auch nicht selten nach rechts ausholt, die Zahl der zunehmend komplizierter aufgebauten und zierlicheren Versalien wird größer und tritt ebenso wie die reichere Verwendung von oft tropfenförmig auslaufenden Haarzierstrichen einem monotonen werdenden Schriftcharakter entgegen.

Zu den Arbeiten einer um die Mitte des 15. Jahrhunderts vor allem in Oberösterreich außerordentlich produktiven Werkstatt gehören im Bearbeitungsgebiet die Grabplatte des Hans Sulzberger (Kat.-Nr. 63) und die Wappengrabplatte des Hans (VI.) und der Anna von Neidegg (Kat.-Nr. 80). Die dort angedeuteten gestalterischen Charakteristika der Wappendarstellungen (wobei die Konturen des vertieften Wappenfelds oft in unregelmäßigem Verlauf dem Umriß des Vollwappens folgen) bzw. weit überwiegend übereinstimmende Schriftformen einschließlich der charakteristischen Versalien (*A, E, G, H, O, S* u. a.) zeigen neben zahlreichen anderen u. a. die Wappengrabplatte des Wolfgang und der Elisabeth von Ahaim (1450) in der Pfk. Alkoven¹⁵⁰, die beschädigte Wappengrabplatte eines Angehörigen der Jörger (um 1450) an der Pfk. St. Georgen bei Grieskirchen, die Wappengrabplatten der Marichstain in der Pfk. Lorch und des Hans Hohenfelder von Aistersheim in der Pfk. Aistersheim (beide um 1450), die Wappengrabplatte des Jörg Perkheimer (um 1450) in der Pfk. Schöndorf, zwei Fragmente der Priestergrabplatten des Lambert Werktag (gest. 1456) und des NN. (gest. 1454) bzw. das Fragment der Wappengrabplatte des Stephan Hutstock, seiner Frauen Elisabeth und Katharina und eines Sohnes Andreas in der Pfk. Lorch, die Wappengrabplatten des Kaspar Albrechtsheimer (gest. 1457) in Waldkirchen am Wesen und des Valentin Perkhaimer (gest. 1457) in der Heiligkreuzkirche in Burghausen¹⁵¹, die Wappengrabplatten des Ennsers Stadtrichters Matthäus Seidenschwanz (gest. 1458) im Museum Lauriacum Enns¹⁵² und des Kaspar und des Balthasar Schallenberg (1457) in der Pfk. Niederwaldkirchen¹⁵³. Alle Charakteristika der genannten Arbeiten dieser Werkstatt zeigen die Wappengrabplatten des Friedrich Egker (gest. 1388) an der Eferdinger Stadtpfarrkirche und der Elisabeth von Starhemberg (gest. 1418) in der Pfk. Hellmonsödt, die demnach erst in den 1440er oder 1450er Jahren entstanden sein dürften¹⁵⁴. Auch die jüngeren Wappengrabplatten des Pankraz Cziner (gest. 1460) in der Klosterkirche Engelszell, des Ulrich Prandstetter (gest. 1461) in der Pfk. Pischelsdorf am Engelbach und des Erasmus und des Ulrich U(e)tzinger (1464) in der Nord- bzw. Heiliggrab- oder Grundemannkapelle in Wilhering weisen ebenso wie die undatierte Wappengrabplatte für die Mühlwanger in der Pfk. Altmünster noch alle charakteristischen Merkmale der Werkstatt auf¹⁵⁵. Übereinstimmende Schriftformen zeigen die Grabplatte des Ulrich Seidenschwanz (gest. 1444) und die fragmentierte Grabplatte der Elisabeth Choian (gest. 1449) in der Pfk. Lorch, die Priestergrabplatte des Hermann Poll (um 1450) in der Klosterkirche Pulgarn¹⁵⁶, die Wappengrabplatte der Tattenbacher (um 1450) im Kreuzgang von Raitenhaslach¹⁵⁷, die Wappengrabplatte der Elisabeth Stetheimer (gest. 1453) in der Pfk. Arbing, die Priestergrabplatte des Pfarrers Markward (gest. 1454) in der ehem. Pfarr-, jetzt Friedhofskirche Puchenau, die Wappengrabplatte des Simon

¹⁵⁰ Vgl. in Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding.

¹⁵¹ S. Dorner, Inschriften 1, 25f. (Kat.-Nr. 17) und 171 (Abb. 11).

¹⁵² S. Koppensteiner, Grabdenkmale 93 (Nr. 2).

¹⁵³ S. Dehio Mühlviertel 513 und vgl. in Zukunft den von Rainer Schraml für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften der PB Rohrbach und Urfahr-Umgebung.

¹⁵⁴ Vgl. in Zukunft die von Roland Forster bzw. Rainer Schraml für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Bände mit den Inschriften des PB Eferding bzw. der PB Rohrbach und Urfahr-Umgebung.

¹⁵⁵ S. Schraml, Stift 5, 21f. und 42 (Bild 12), Dehio Mühlviertel 626 und vgl. in Zukunft den von Rainer Schraml für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften der PB Rohrbach und Urfahr-Umgebung.

¹⁵⁶ Vgl. in Zukunft den von Rainer Schraml für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften der PB Rohrbach und Urfahr-Umgebung.

¹⁵⁷ S. Dorner, Inschriften 2, 44f. (Kat.-Nr. 56) und 164 (Abb. 30).

Rieder von Scharfenfeld (gest. 1454) in Baumgartenberg¹⁵⁸, die beschädigte Wappengrabplatte des Martin Steinberger (um 1450) aus der Pfk. Pergkirchen, heute in der Schloßkapelle Auhof, und die stark abgetretene Grabplatte des Thomas Leroch in der Klosterkirche Lambach¹⁵⁹. Ebenfalls zu dieser Gruppe gehört angesichts der Charakteristika der Wappengestaltung die stark abgetretene Grabplatte eines Angehörigen der Stetheimer an der Eferdinger Stadtpfk. Eine teilweise unter einem Altarsockel verborgene Wappengrabplatte in Baumgartenberg trägt die für einen späteren Nachtrag vorgesehene unvollständige Jahresangabe 1430, muß jedoch nach dem zeitlichen Ansatz der oben genannten Denkmäler später entstanden sein.

Eine Gruppe von drei weitgehend einheitlich gestalteten Priestergrabplatten aus der Mitte des 15. Jahrhunderts in Stift Ardagger, die Denkmäler des Kanonikers Peter von Steinakirchen (M. 15. Jh.), des Pfarrers von Behamberg, Paul Weiß (gest. 1452), und des Dekans von Ardagger und Pfarrers von Wartberg, Thomas Strabhofer (gest. 1453), weist auch in der Schriftgestaltung ebenso wie die am selben Standort befindliche Wappengrabplatte des Thomas und der Martha Erhart (1457) verbindende Merkmale auf, die denen der genannten Arbeiten entsprechen¹⁶⁰. Die Grabplatte des Eferdinger Priesters Stephan Kropf (gest. 1450)¹⁶¹ zeigt in der Inschrift zwar lediglich den einleitenden Versal *R* mit Zackenleiste, das auf dem Wappenschild unterhalb des Kelchs dargestellte *S* in Gotischer Majuskel entspricht aber in der stark linksschräg geneigten Längsachse des Buchstabens eindeutig der signifikanten Usance der Werkstatt.

Die Priestergrabplatte des Eferdinger Pfarrers Ulrich Deinsdorfer (gest. 1465)¹⁶² benützt unverkennbar die gewohnten Grundformen der Versalien *A*, *G* und *H*, an deren spezifischer Ausprägung aber bereits kleine Veränderungen abzulesen sind. Konservativer sind dagegen die Inschriften der Wappengrabplatten des Raitenhaslacher Klosterrichters Erasmus Wiels von Raining (gest. 1466) im Kreuzgang von Raitenhaslach¹⁶³ und des Kirchberger Vikars Stephan Loser (um 1460) in Mining. Einzelne deutlich spätere Denkmäler wie die Wappengrabplatten des Jörg (d. Ä.) von Seisenegg (1470?) in Baumgartenberg¹⁶⁴, des Stephan Handschuster (gest. 1471) in der Pfk. Stein¹⁶⁵ und des Wolfgang Chlötzl (gest. 1478) in der Stadtpfk. Braunau a. I. zeigen in der Gestaltung des Wappenfelds noch spürbare Anklänge an die Usancen der älteren Werkstatt.

Die bislang einzigen dem Verfasser bekannten figürlichen Grabplatten aus dieser Werkstatt sind das Denkmal der Zaurüid im Raitenhaslacher Kreuzgang (um 1450)¹⁶⁶ und die stark abgetretene Grabplatte des Abtes Stephan von Dornach (gest. 1454) in Baumgartenberg mit der graphisch-linear eingehauenen Figur des Verstorbenen in Pontifikalgewändern¹⁶⁷. Die jeweiligen Umschriften weisen in ihren Schriftformen sämtliche Merkmale der vorgenannten Steine auf. Ob die figürliche Tumbendeckplatte vom Memoriengrab des Otto von Machland in Baumgartenberg¹⁶⁸ angesichts mehrerer Parallelen in der Schriftgestaltung möglicherweise ebenfalls aus demselben Werkstattverband stammt, ist noch zu klären.

Auffällig ist der etwa die Hälfte ausmachende Anteil an Denkmälern dieser Werkstatt, die entgegen dem ansonsten noch überwiegenden Usus der Jahrhundertmitte eine zeilenweise Beschriftung aufweisen. Nicht selten finden sich unterhalb eines größeren Vollwappens zwei oder mehr kleinere, oft aneinandergelehnte Beiwappen. Beiwappen, Bilddevisen von Ritterorden und Spruchbänder füllen mitunter auch die Zwickel am Oberrand eines Wappenfelds aus.

Eine Gruppe von vier fragmentierten Grabplatten und einer Wappengrabplatte aus Eferding (Stephan Schuthauptl und Ehefrauen, 1460, Erhard Schneider, 1460, Hans Prantner und Ursula

¹⁵⁸ S. Dehio Mühlviertel 88.

¹⁵⁹ S. Dehio Mühlviertel 36 und 588 und vgl. in Zukunft den von Rainer Schraml für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften der PB Rohrbach und Urfahr-Umgebung.

¹⁶⁰ S. DI 10, Kat.-Nr. 17–20.

¹⁶¹ Vgl. in Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding.

¹⁶² Vgl. in Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding.

¹⁶³ S. Dorner, Inschriften 2, 33f. (Kat.-Nr. 39) und 154 (Abb. 19).

¹⁶⁴ S. Dehio Mühlviertel 88.

¹⁶⁵ Vgl. in Zukunft den vom Bearbeiter vorbereiteten Band mit den Inschriften der Statutarstadt Krems a. d. Donau.

¹⁶⁶ S. Dorner, Inschriften 2, 43 (Kat.-Nr. 54) und 162 (Abb. 28).

¹⁶⁷ S. Dehio Mühlviertel 88 (fälschlich 1451).

¹⁶⁸ S. Mühlviertel Kat.-Nr. 11.02 (Siegfried Haider; Abb.) und Dehio Mühlviertel 88.

Paidler)¹⁶⁹ zeigt nicht nur untereinander klare Übereinstimmungen im inschriftlichen Formenbestand, sondern auch deutliche Nähe zu den Schriftformen der beschriebenen Werkstatt. Auffällig ist jedoch das von allen vorgenannten Steinen (Rotmarmor) abweichende Material, hier ein offenbar lokal gewonnenes grobkörniges und relativ stark sandendes Gestein.

Auch die Gruftplatte (?) des Albrecht Puschinger (Kat.-Nr. 67) und die Wappengrabplatten Christophs (d. J.) von Hohenfeld (Kat.-Nr. 97) und des Achaz Vindinger (Kat.-Nr. 145) konnten jeweils aufgrund ihrer Schrift- und Wappenformen in einen größeren Werkstattzusammenhang gestellt werden.

Eine bescheiden stilisierte Gotische Minuskel von 1489 (Kat.-Nr. 94) ahmt offenbar eine Bandminuskel nach, die früheste erhabene gearbeitete Inschrift stammt von 1495 und trägt einigen schriftgestalterischen Anspruch vor (Kat.-Nr. 99). Da aus technischen Gründen bei erhabenen ausgeführten Inschriften die Schaftstärken üblicherweise größer bemessen sind als bei eingehauenen, rücken die Quadrangeln benachbarter Schaftenden so eng zusammen, daß sie eine besonders an der Basislinie auffallende, durchlaufende sägezahnartige Linie ausbilden (vgl. auch Kat.-Nr. 181).

Um bzw. nach 1500 werden die zuletzt referierten grundlegenden Gestaltungsprinzipien bei allerdings wieder etwas breiteren Buchstabenproportionen und weniger gedrängter Spationierung meist weitergeführt, als zusätzliche Ziermöglichkeiten wird die Einkerbung und Gabelung freier Schaftenden und das Einrollen von Haarzierstrichen öfter angewendet (vgl. etwa Kat.-Nr. 105). Noch deutlicher als früher überwiegt bei Betrachtung der Einzelformen nun ein *a*, bei dem der obere gebrochene Bogen gegenüber dem unteren stark verkleinert ist, Kasten-*a* bleibt zwar selten, der Anteil der Belege am Gesamtbestand nimmt jedoch zu. Bogenverbindungen sind mittlerweile praktisch völlig verschwunden. Die große Mehrzahl der Versalien ist nun vorbildhaften Gestaltungen buchschriftlicher Anwendungsgebiete (Cadellen) entlehnt, vergrößerte Minuskelformen oder Buchstaben der Gotischen Majuskel treten nicht völlig, aber weitgehend in den Hintergrund, sofern sie nicht mit Haarzierlinien entsprechend adaptiert werden. Neu treten jedoch Buchstaben aus dem Kapitalis-Alphabet in geringer Zahl als Versalien hinzu.

Die Tätigkeit spezialisierter und für den überregionalen Bedarf produzierender leistungsfähiger Werkstätten läßt sich durch Kombination stilistischer und inschriftenpaläographischer Merkmale besonders für die rotmarmornen Grabplatten des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts mehrfach nachweisen (vgl. etwa Kat.-Nr. 128 und 145). Unter den spätgotischen Grabdenkmälern des Bearbeitungsgebiets ragt im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts eine Gruppe von mehreren Objekten (Kat.-Nr. 128, 144, 158, 161, 165, 169, 170, 181, 184, 201) heraus, die durch die meist sehr offensichtlichen Parallelen im inschriftlichen Formenbestand, für den u. a. eine Reihe von „kanonisierten“ Versalien (s. die unseitigen Nachzeichnungen) kennzeichnend ist, und analoge Gestaltungsmerkmale im Bereich der Vollwappen bzw. der Figurenzeichnung und ornamentaler Details als Arbeiten einer gemeinsamen, überaus produktiven Werkstatt erscheinen. Arbeiten dieses Betriebs finden sich nach dem derzeitigen Kenntnisstand in weiten Teilen Niederösterreichs, vor allem aber in Oberösterreich. Karl Friedrich Leonhardt, der den Leiter der Werkstatt mit dem angeblichen Burghausener Steinmetzen bzw. Bildhauer Sigmund Rueder identifizierte, erschloß den Namen des Künstlers jedoch anhand eines Grabdenkmals im Bearbeitungsgebiet, nämlich der figürlichen Grabplatte des Fr. Viktor Lauser in Spitz (Kat.-Nr. 181), bei der Leonhardt das unmittelbar neben die kleine Figur des Hundes zu Füßen des dargestellten Geistlichen gesetzte *fec(it)* als „chiffrierte“ Künstlersignatur Rueders (Rüde!) deutete. Aus stilistischen Analogien zu diesem niederösterreichischen Denkmal entwickelte Leonhardt dann eine Reihe von Denkmälern¹⁷⁰, die er Rueder zuzuschreiben können glaubte und schlug vor, in Rueder einen ehemaligen Gesellen der Burghausener Werkstatt Franz Sickingers zu sehen¹⁷¹, was Ähnlichkeiten in der Wappengestaltung der älteren Sickinger- und der jüngeren Rueder-Steine durchaus auch stilistisch nahelegen. Ob der Leiter dieser extrem produktiven Werkstatt tatsächlich Sigmund Rueder hieß, woran sich berechtigte Zweifel knüpfen, ist unerheblich. Seine Name wird hier in der Folge, da

¹⁶⁹ Vgl. in Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding.

¹⁷⁰ Vgl. auch die richtige Zuordnung mehrerer Denkmäler des Bearbeitungsgebiets zu einer gemeinsamen „Rueder“-Werkstatt bei Adamek, Grabdenkmäler (1968) 19–28, bzw. Dems., Grabdenkmäler (1969) 42–47. Adamek übersah jedoch die übergroße Zahl erhaltener Arbeiten des Betriebs in Oberösterreich und nahm fälschlich an, daß die Werkstatt nach 1520 an Kirchenbauten in der Wachau tätig gewesen sei und die Grabdenkmäler des Gebiets vor Ort angefertigt habe.

¹⁷¹ S. Leonhardt, Grabdenkmäler 90–110.

Versalien der Werkstatt des „Sigmund Rueder“ – Kat.-Nr.

128	144	158	161	165	169	170	181	184	201

in der Literatur eingeführt, vorerst benützt, jedoch lediglich unter Anführungszeichen und im Bewußtsein, daß es sich um nicht wesentlich mehr als einen (durchaus willkürlichen) Notnamen handelt¹⁷².

Signifikant für die Kontinuität in der bereits angesprochenen feststehenden Versalienverwendung der „Rueder“-Werkstatt ist die Überlieferung von Zweitformen neben den ganz klar zahlenmäßig überwiegenden „Leitformen“. Neben dem „genuinen“ Versal A mit zwei Schrägbalken findet sich etwa ebenso nur wenig variiert ein aus der Verfremdung des Gotischen Minuskel-a geschaffener Versal.

In Österreich lassen sich außerhalb des Bearbeitungsgebiets jeweils anhand der Schriftformen (v. a. der charakteristischen Versalien), signifikanter ornamentaler Details (etwa das Traubenornament und der Astwerkbogen), der Wappengestaltung und der Figurenzeichnung – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – folgende Denkmäler mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit der „Rueder“-Werkstatt zuweisen: die undatierte Wappengrabplatte des Braunauer Zöllners Ruprecht Tenngkh und seiner Frau Elisabeth an der Stadtpfk. Braunau a. Inn, die Wappengrabplatte des Wolfgang Winter (gest. 1479) in der Pfk. Gmunden, die Priestergrabplatte des Erhard Stettner (gest. 1503) in der Stadtpfk. Braunau a. Inn, die figürliche Grab- (oder Tumbendeck-)Platte des Hans und der Elisabeth von Starhemberg (nach 1494), das Epitaph der Hedwig

¹⁷² Die Zuschreibung einer richtig zusammengestellten Gruppe von Denkmälern aus der oben skizzierten Werkstatt an einen in Enns urkundlich nachweisbaren und mutmaßlich in der Werkstatt Hans Valkenauers geschulten Steinmetzmeister Andreas Kärling ist ebenso willkürlich und nicht abgesichert, s. Schmidl, Kärling passim.

von Starhemberg (geb. von Rosenberg, gest. 1520) und die figürliche Grabplatte des Bartholomäus und der Magdalena von Starhemberg (vor 1531) an bzw. in der Pfk. Hellmonsödt¹⁷³, das Epitaph des Blasius Rosenstingl (gest. 1504?) in der ehem. Kloster-, jetzt Pfk. Ranshofen, das Epitaph des Vikars Gregor Reiter (gest. 1519) in der Pfk. Ried i. Innkreis, die mit dem Relief eines Transi gestalteten Tumbendeckplatten des Bernhard von Polheim (gest. 1504) in der Welser Stadtpfk.¹⁷⁴ bzw. des Bernhard von Scherffenberg (gest. 1513) in der Pfk. Lorch¹⁷⁵, das ebenfalls mit Relief eines Transi (und einer Kreuzigungsgruppe) gestaltete epitaphartige Denkmal des Benefiziaten Johannes Gletvischer in der Pfk. Lorch (um 1521?) und die fragmentierte Wappengrabplatte der Barbara Reitwalder (gest. 1526) im Museum Lauriacum Enns¹⁷⁶, die Wappengrabplatte des Kanonikers Johannes Vreisanschnech (Vreisanschuech?, gest. 1508) an bzw. in der ehem. Kollegiatstifts-, jetzt Pfk. Mattighofen¹⁷⁷, die zentrale Relieftafel eines wohl ursprünglich gerahmten und mit Sterbeinschriften des unterhalb einer Dornenkrönung dargestellten anonymen Stifterehepaars versehenen Epitaphs aus Braunau (?) im Hof des Linzer Schloßmuseums (1510)¹⁷⁸, das undatierte Epitaph des Schneiders Jörg Pärt (?) in der Pfk. Uttendorf, das Epitaph des Ulrich Kainacher und seiner beiden Frauen Barbara und Walpurga (1518) in der Liebfrauenkirche in Freistadt¹⁷⁹ und die unter Verwendung des oben genannten Bildvorwurfs (Kreuzigungsgruppe und liegender Transi) gestalteten Epitaphien des Abtes Heinrich (II.) Kern in Baumgartenberg (1528) und des Benefiziaten Wolfgang Kreuzer in der Pfk. Münzbach¹⁸⁰, die Wappengrabplatte des Christoph und der Magdalena Greisenecker (nach 1519) in der Nord- bzw. Heiliggrab- oder Grundemannkapelle in Wilhering und die Wappengrabplatten des Christoph und der Apollonia Steinpeck (1505) bzw. der Margarete Kirchberger (gest. 1509) sowie die figürliche Grabplatte des Sebastian Kirchberger (gest. 1511) im Kreuzgang von Wilhering¹⁸¹, die Wappengrabplatte des Ulrich und der Barbara von Pessnitz (1521) in der Pfk. Aspach und die Wappengrabplatte des Hans und der Amalia Eggenfelder (vor 1532) in der Pfk. Mauthausen, die figürliche Grabplatte des Gregor von Starhemberg (gest. 1522) und eine wohl etwa gleichzeitige Gruftplatte mit Relief eines Transi sowie die ursprünglich in der unmittelbaren Umgebung aufgestellten gleichzeitigen Kreuzwegtafeln in der Pfk. Steinbruch¹⁸², die Wappengrabplatte des Wolfgang und der Apollonia Spiegel (gest. 1512) in der Pfk. Traismauer, der epitaphartige „Pestgedenkstein“ des Pfarrers Johannes Hertting am Pfarrhof Hartkirchen (zwischen 1522 und 1527)¹⁸³, die Wappengrabplatte der Margarete Aspan zu Lichtenhag (vor 1519), die Priestergrabplatte des Gregor Zändl (gest. 1519), die Wappengrabplatte der Ehrentraud Tegernseer, geb. Dörfl (gest. 1521) und ein Relief Anna Selbdritt des Sebastian Reintaler (undat.) an bzw. in der Stadtpfk. Eferding¹⁸⁴, die Wappengrabplatte des Stephan und der Magdalena Peck (gest. 1521) in der Pfk. Grieskirchen, die Priestergrabplatte des Koope-

¹⁷³ S. Dehio Mühlviertel 285f. und vgl. in Zukunft den von Rainer Schraml für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften der PB Rohrbach und Urfahr-Umgebung.

¹⁷⁴ S. Aspernig u. a., Inschriften 52f. (Abb.) und vgl. in Zukunft den von Walter Aspernig für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften der Statutarstadt Wels und des PB Wels.

¹⁷⁵ S. Ortmayr, „Allhernach“ 19f. und Schmidl, Kärling 33 und 35 (Abb. 2).

¹⁷⁶ S. Koppensteiner, Grabdenkmale 90 (Nr. 40 und 42) und Schmidl, Kärling 33 und 36 (Abb. 4).

¹⁷⁷ S. Dehio OÖ 194 (der Oben[e]jiner-Stein hier als Arbeit der Burghausener Werkstatt Franz Sickingers gewertet).

¹⁷⁸ S. Ulm, Grabsteine 190. Die Tafel, deren kniende männliche Beterfigur allergrößte Ähnlichkeit mit der Figur des Niklas Zallinger (Kat.-Nr. 201) aufweist, trägt kurioserweise auf dem gefältnen Spruchband über den Köpfen des Stifterpaars einen auf den Tag genau datierten Fertigstellungsvermerk: *A(m)no 1510 · an // sant // Apolonia // tag // ist volent dise // figur.*

¹⁷⁹ S. Dehio Mühlviertel 147 (hier fälschlich Andreas Kärling zugeschrieben) und Schmidl, Kärling 33 und 36 (Abb. 3).

¹⁸⁰ S. Ortmayr, „Allhernach“ 18f. (Abb.) Schmidl, Kärling 33 und 38 (Abb. 7 und 8).

¹⁸¹ S. Leonhardt, Grabdenkmäler 90f. (Abb. 57), Schraml, Stift 7, 23, 25 und 43 (Bild 16) sowie Titelbild (Bild 14).

¹⁸² S. Dehio Mühlviertel 484 (alle genannten Steine hier dem Umkreis des Andreas Kärling zugeordnet), Aspernig u. a., Inschriften 18f. (Abb.), Schmidl, Kärling 33 und 37 (Abb. 5) und vgl. in Zukunft den von Rainer Schraml für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften der PB Rohrbach und Urfahr-Umgebung.

¹⁸³ S. Forster, Grabdenkmäler, Kat.-Nr. 14, Aspernig u. a., Inschriften 8f. (Abb.) und vgl. in Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding.

¹⁸⁴ Vgl. in Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding.

rators Martin Veldpacher in Pischelsdorf a. Engelbach (gest. 1521), die Teile von der Tumba des Wolfgang und der Johanna von Polheim (gest. 1509 bzw. 1512) in der Pfk. Oberthalheim, die figürliche Grabplatte der Vorster zu Hehenberg von 1519 in der Pfk. Vöcklamarkt, die figürlichen Grabplatten des Andreas (Krabat) von Lappitz (vor 1506) an der Stadtpfarrkirche Amstetten, des Wolfgang Meilersdorfer (um 1500?) in der Pfk. Wolfsbach und des Dekans Anton Engeygl (vor 1511) in der ehem. Kollegiatstifts-, jetzt Pfarrkirche Ardagger, die Wappengrabplatte des Chorherren Hans Rambperger (vor 1534) am selben Standort, das Epitaph der Schrott von Streitwiesen (1523) in der Pfk. Wieselburg¹⁸⁵, die figürlichen Grabplatten des Pfarrers Paul Hackl (vor 1519) in der Pfk. Gottsdorf¹⁸⁶, des Schönauer Pfarrers Johannes Lichtenberger (1528?) in der Pfk. Münzbach und des Vikars Hans Grünwald (gest. 1510) in St. Laurenz bei Altheim, das Epitaph des Benefiziaten Peter Engelberger (vor 1532) in der Pfk. Aspach und die Priestergrabplatte des Benefiziaten Wolfgang Fabri in der Pfk. Ried i. Innkreis (vor 1536). In der Klosterkirche Frauenchiemsee befindet sich mit der Wappengrabplatte der Dechantin Ursula Hintzenhauser (nach 1500) ein Stein mit den charakteristischen Schriftformen der Werkstatt, dem die Wappengrabplatte der Konventualin Katharina Trauner (gest. 1521) im Klosterkreuzgang verwandt ist¹⁸⁷. Das Epitaph des Hans Herzheimer (gest. 1532) in der Klosterkirche¹⁸⁸ bietet in den knappen Wappenbeischriften wenig signifikante Vergleichsmöglichkeiten, ähnelt aber in der Gestaltung einer halbfigurigen Maria mit Kind bzw. der des im Gebet knienden gerüsteten Verstorbenen und den Details der Helmdecken dem überwiegenden Teil der Ruederschen Produktion. Den charakteristischen Schnitt der Helmdecken und einzelne der gewohnten Versalien (etwa *M*) zeigt noch die Wappengrabplatte des Heinrich Wydmann (gest. 1531) auf dem Salzburger St. Petersfriedhof¹⁸⁹, einzelne signifikante Versalien und der ältere Figurenstil begegnen auch noch auf den figürlichen Grabplatten des Alexander Schifer von Freiling (gest. 1530) in der Eferdinger Spitalkirche und des Wilboldt (Willibald) von Pirching (gest. 1536) an der Stadtpfk. Eferding¹⁹⁰ sowie des Vikars Wolfgang Hochh(...) (gest. 1503) in Pischelsdorf a. Engelbach. Die charakteristischen Versalien der „Rueder“-Werkstatt zeigen die Priestergrabplatte des Stephan Aunpacher (gest. 1521), das Fragment der Grabplatte des Balthasar Winzerer (gest. 1521) und die Grabplatte der Margarete Hertting (gest. 1499) in der Stadtpfk. Eferding¹⁹¹. Die Inschrift des Grabplattenfragments der Kunigunde Moshamer und der Margarete Span in der Fk. Altenburg ist aus dem typischen Formenkanon der Werkstatt zusammengesetzt¹⁹².

Die figürliche Grabplatte (vor 1522) des Priesters Ambros Mittermayr in Annaberg¹⁹³ trägt in der Gestaltung der Figur die typischen Züge eines Teils der Grabdenkmäler der „Rueder“-Werkstatt, die Schriftformen zeigen jedoch fast keine Berührungspunkte. Starke Anklänge an die Mehrzahl der Wappengrabplatten der „Rueder“-Werkstatt zeigt die Wappengrabplatte des Georg Aspan zu Haag (vor 1515) in Annaberg¹⁹⁴ in der Gestaltung des Wappenfelds, die Schriftformen weisen jedoch eine größere Distanz auf. Dagegen erinnern die Schriftformen der Wappengrabplatte des Wolfgang Mauerkircher (gest. 1511) in der Stadtpfk. Braunau a. I. und die der Wappengrabplatte des Wolfgang von Elriching (gest. 1521) in Mining stark an die der „Rueder“-Werkstatt, während die Gestaltung des Wappenfelds keine engeren Parallelen zeigt. Die in derselben Kirche angebrachte figürliche Grabplatte des Wolfgang von Elriching entspricht dagegen auch in der Figurenzeichnung dem gewohnten Kanon. Die Schriftformen, besonders mehrere Versalienformen, aber auch Merkmale der Helmdecke der Vollwappen bzw. der Figurenzeichnung der qualitätvollen Epitaphien des Wolfgang Pischelsdorfer (gest. 1520) in Braunau, des Kanonikers Thomas Obeneiner (vor 1512) in der ehem. Kollegiatkirche Mattighofen bzw. des Wolfgang Tenk

¹⁸⁵ S. DI 10, Kat.-Nr. 3 (Abb. 4), 25f. (Abb. 11f.), 284 (Abb. 100) und 468 (Abb. 147).

¹⁸⁶ S. Zajic, *Aeternae Memoriae Sacrum*, Kat.-Nr. 54.

¹⁸⁷ S. Düll, *Grabmalplastik* 212 (Abb. 105f.) und 233.

¹⁸⁸ S. Düll, *Grabmalplastik* 222 (Abb. 125) und 240f. mit Verweis auf andere stilistische Bezüge.

¹⁸⁹ S. Walz, *Grabdenkmäler* 3, Nr. 147 (fälschlich Hanns Wydmann).

¹⁹⁰ Vgl. in *Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding*.

¹⁹¹ Vgl. in *Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding*.

¹⁹² S. Dehio *Mühlviertel* 973.

¹⁹³ Vgl. in *Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding*.

¹⁹⁴ Vgl. in *Zukunft den von Roland Forster für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften des PB Eferding*.

(gest. 1507) an der Stadtpfk. Braunau a. Inn, des epitaphartigen Denkmals des Höglwörther Propstes Christoph von Trenbach (vor 1522), der Wappengrabplatten des Tittmoninger Pfarrers Wiguleius Fürst (nach 1520), des Nonnberger Kaplans Leonhard Nagwein (gest. 1526) und der Äbtissin Ursula Trauner (gest. 1539) sowie der figürlichen Grabplatte der Äbtissin N. Pfeffinger (gest. 1517) am Salzburger Nonnberg verweisen auf die „Rueder“-Werkstatt, ohne jedoch alle gestalterischen Merkmale des weit überwiegenden Teils der Denkmäler aufzuweisen.

In den Schriftformen der Grabbezeugung, einer Gotischen Minuskel samt charakteristischer Gestaltung der „kanonisierten“ Versalien, verweist das qualitätvolle, ungewöhnlich viele Versatzstücke von Renaissance-Ornamentik aufnehmende, sekundär (?) polychromierte Rotmarmor-Epitaph des Pfarrvikars Wolfgang Mairhofer in der Pfk. Hohenzell (vor 1533?) ebenfalls eindeutig auf die „Rueder“-Werkstatt. Die oberen zwei Drittel der Platte nimmt jedoch eine in den vorgenannten „Rueder“-Arbeiten beispiellose, sehr plastisch ausgeführte Darstellung des vor einer thronenden Madonna mit Kind knienden Verstorbenen ein, die in eine von Pilastern mit Akanthusdekor an den Kapitellen aufgespannte Rundbogennische mit Muschelsegmentbogen eingestellt ist. Die mit vegetabilem Ornament gefüllten Zwickel zeigen links einen Wappenschild mit dem verschränkten Monogramm des Verstorbenen, rechts ein Buch. Der Rundbogen über der Madonna weist die Fürbittheische *MARIA VIRGO VIRGINVM ORA PRO NOBIS* in einer bis auf einzelne verfremdete Formen, die der Frühhumanistischen Kapitalis entlehnt sind (*A* mit senkrecht gestelltem rechten Schängschaft und links überstehendem Deckbalken und *N* mit Siculus am Schrägschaft), als erhaben gearbeitete Renaissance-Kapitalis, wenn auch mit schmalen Proportionen, anzusprechende Schriftart auf, die ebenfalls ohne Parallele in den sonstigen Arbeiten der Werkstätte bleibt. Die Kapitalis der Wappenbeischriften auf dem Denkmal für Wilbolt (Willibald) von Pirching zeigt dagegen breitere Proportionen und abweichende Einzelformen (etwa *R*). Ebenfalls aus der „Rueder“-Werkstatt stammt zweifellos das Tympanon der ehem. Klosterkirche Baumgartenberg mit Gedenkinschrift auf Otto von Machland, heute im OÖ Landesmuseum¹⁹⁵.

Deutlich seltener finden sich Arbeiten der Werkstatt außerhalb der donauösterreichischen Länder. Immerhin sind in der Steiermark die Wappengrabplatte (bzw. das Epitaph) des Ernst von Trauttmansdorff (gest. 1517) in Trauttmansdorf und ein Kreuzigungsrelief (um 1510) in Gnas sowie das äußerst qualitätvolle figürliche Grabdenkmal des Achaz von Magknitz (gest. 1526) in Metnitz zu nennen. Vereinzelt lassen sich entsprechende Arbeiten auch in Südböhmen nachweisen, wie etwa die vor 1520 entstandene Wappengrabplatte des Kaspar Gobmhapp von Suche (?) im ehem. Dominikanerkloster Budweis.

Gegen Ende des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts lassen sich in den Inschriften des Bearbeitungsgebiets vereinzelt Auflösungserscheinungen in Bezug auf die strengen Stilisierungsmerkmale der Gotischen Minuskel feststellen, wie ein Zug zur Durchbiegung von Schäften, zur Umsetzung von Bögen als Schwellzüge und zu einer runderen Auflösung gebrochener Bögen (vgl. Kat.-Nr. 171, 177 und 204). Der Schaft des *t* ragt nun mitunter deutlich in den Oberlängenbereich, das Setzen von *i*-Punkten stellt den Normalfall, das von Häkchen über *u* keine Seltenheit dar.

Den Zeitpunkt, an dem die Gotische Minuskel wenigstens von anspruchsvollen Auftraggebern für konservativ bis veraltet und als jedenfalls einer lateinischen Bildungssprache (pseudo-)humanistischen Zuschnitts nicht mehr adäquat erachtet wurde, markiert das 1532 entstandene Epitaph des Göttweiger Abtes Matthias von Znaim (Kat.-Nr. 204). Der deutschsprachige Sterbevermerk wurde zwar noch in Gotischer Minuskel eingehauen, der versifizierte lateinische Text steht jedoch bereits in Renaissance-Kapitalis. Mit Ausnahme zweier Nachzügler von 1553 und 1559 – vielleicht nicht nur zufällig, sondern in bewußtem schriftgestalterischen Konservativismus die Grabinschriften auf die letzten Angehörigen ihrer adeligen Geschlechter bzw. Familienzweige (Kat.-Nr. 247 und 256) – stellt dieses Denkmal den letzten Beleg der langlebigsten epigraphischen Schriftart des Bestands dar, die ebenso unvermittelt von der inschriftenpaläographischen Bildfläche verschwand, wie sie auf ihr erschienen war.

¹⁹⁵ Inv.-Nr. 820-1-S 558, vgl. Gotik Schätze Oberösterreich, Kat.-Nr. I/14/18 (Lothar Schultes, Abb.).

5.3. Frühhumanistische Kapitalis und von ihr abgeleitete Majuskelmischschriften (vgl. die umseitigen Nachzeichnungen)

Neben einer schlecht datierbaren Verwendung für das Jesugramm auf einer museal aufbewahrten Altarpredella (Kat.-Nr. 109) bietet der Flügelaltar von Maria Laach a. Jauerling aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 110) den ersten leidlich gut zeitlich einzuordnenden Beleg für die Frühhumanistische Kapitalis im vorliegenden Bestand. Schon dieses erste Auftauchen weist auf jene „Sonder“-Anwendungsbereiche hin, in denen der offensichtlich als dekorativ, vielleicht aber auch als letztlich artifiziell und unorganisch empfundene Schrifttyp gegen Ende des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts als Modeschrift überwiegend zum Einsatz kam: kurze Inschriften auf gewissermaßen peripheren zu beschriftenden Objekten bzw. Schriftfeldern, oft in einem in weiterem Sinn kunsthandwerklichen Kontext und aufgemalt, kaum aber für längere Texte herangezogen und in Stein gehauen.

Auf dem Maria Laacher Altar tritt sie, vielleicht als Produkt einer Passauer Werkstatt, einerseits auf dem Gewandsaum Christi mit einem stärker linearen Eindruck auf: Haar- und Schattenlinien sind kaum differenziert, freie Schaft-, Balken- und Bogenenden stumpf abgeschnitten. Das verwendete Alphabet ist mit Ausnahme einiger weniger Buchstaben (*A* mit beidseitig überstehendem Deckbalken, epsilonförmiges *E*, retrogrades *N*) und abgesehen von den spärlichen für den Schrifttyp charakteristischen Zierelementen (etwa der Siculus am Balken von *H*) jenes der Kapitalis. Deutlicher gehören die schmalen Proportionen und die fast gelängt wirkenden Buchstaben zum Schriftbild der Frühhumanistischen Kapitalis. Andererseits begegnet eine deutlich abweichende Ausprägung auf dem Armausschnitt im Gewand eines Schergen und in den Namensbeischriften der weiblichen Heiligen auf der Predella. Deren Einzelformen sind weniger schmal und zeigen Gestaltungsmerkmale, die den Rahmen reiner Kapitalis sprengen: trapezförmiges *A* mit beidseitig überstehendem Deck- und teilweise gebrochenem Mittelbalken sowie unziales *D*. Freie Schaft- und Bogenenden sind hier nicht selten dreieckig gestaltet, mitunter eingekerbt, gegabelt oder gespalten.

Die gedrängt angeordneten, sehr dünnstrichigen Buchstaben der Bauinschrift des steinernen Kanzelkorbs vom Ende des 15. Jahrhunderts in Hofarnsdorf (Kat.-Nr. 112) sind fast durchwegs schmal und schlank proportioniert. Freie Schaft-, Balken- und Bogenenden tragen kleine Dreiecke oder erhalten Einkerbungen. *A* zeigt beiderseits überstehenden Deckstrich und gebrochenen Balken, das unziale *D* hat ebenso wie *O* einen moderat spitzovalen Bogen, *E* ist epsilonförmig. Am Balken von *H* sitzt ein nach unten geöffneter Siculus, ein nach rechts geöffneter befindet sich in der Schaftmitte von *I*. Der sehr kleine Bogen des *R* ist am oberen Berührungspunkt mit dem Schaft etwas eingedrückt, auf der geraden Cauda sitzt unterhalb der Mittellinie ein stachelartiger Sporn.

Gewisse charakteristische Formbildungen Frühhumanistischer Kapitalis, etwa die spitzovale Form des *O* und der Nodus am Schaft des *I* waren um 1500 offenbar soweit epigraphisches Gemeingut, daß sie auf die formal entsprechenden Ziffern übertragen werden konnten (Kat.-Nr. 126).

Auf dem Haitzendorfer Epitaph von 1511 steht der Kreuzestitel in durchaus typischer Frühhumanistischer Kapitalis (Kat.-Nr. 144). Eine Glocke von 1521 (Kat.-Nr. 174) weist die charakteristischen Einzelformen von *A* mit kräftigem Deckstrich, aus Nodus am Berührungspunkt der beiden Schrägschäfte und nach beiden Seiten ausgehenden kurzen dreieckigen Balken zusammengesetzt, und „byzantinisches“ *M* auf, Nodi in den Schaftmitten und kräftige Perlsporen an freien Schaftenden ergänzen das Bild. Retrogrades *N* und schmale, lineare Buchstaben zeigt eine möglicherweise zu 1526 zu datierende kurze an die Wand gemalte Inschrift in Göttweig (Kat.-Nr. 195). Die in Kombination mit Gotischer Majuskel für einen zweiten Text auf einer Tischglocke von 1544 (Kat.-Nr. 220†) angebrachte Inschrift in Frühhumanistischer Kapitalis verwendet *A* mit beidseitig überstehendem Deck- und gebrochenem Mittelbalken und epsilonförmiges *E*.

Elemente der Frühhumanistischen Kapitalis haben bedeutenden Anteil an der aus unterschiedlichen Schrifttraditionen amalgamierten Majuskelmischschrift einer Beckenschlägerschüssel in Göttweig, die wohl am Beginn des 16. Jahrhunderts in Nürnberg hergestellt wurde (Kat.-Nr. 121). Substrat der Frühhumanistischen Kapitalis bildet die wichtigste Zutat einer in zahlreichen Varianten bis etwa in die späten 1540er Jahre und teilweise noch länger im Bearbeitungsgebiet und darüber hinaus im niederösterreichischen Waldviertel in Verwendung stehenden Majuskelmischschrift auf im wesentlichen kapitaler Grundlage mit einzelnen markanten und dekorativen

oder zahlreicheren, den Gesamteindruck bestimmenden Verfremdungen (vgl. Kat.-Nr. 152, 228 und 274).

Die schlanken Proportionen und einzelne Leitbuchstaben der Frühhumanistischen Kapitalis übernehmen auch die Kapitalis-Inschriften der Kacheln eines aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammenden Objekts (Kat.-Nr. 240).

5.4. Gotico-Antiqua (vgl. die umseitigen Nachzeichnungen)

Dieser Schrifttyp ist im Bezirk Krems lediglich durch fünf Inschriftenträger vertreten, für die eine Anfertigung durch auswärtige Kräfte angenommen oder wenigstens nicht ausgeschlossen werden kann. Bezeichnenderweise scheint in vier Fällen mehr oder weniger direkt faßbarer Einfluß aus Passau, offenbar dem eigentlichen Kerngebiet der inschriftlichen Gotico-Antiqua in Süddeutschland¹⁹⁶, vorzuliegen. Der wohl noch gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit dem Namen des Bauherren bzw. Besitzers Erhard Kobolt beschriftete Konsolstein vom Erker eines Hauses in der bischöflich-passauischen Stadt Mautern (Kat.-Nr. 113) zeigt eine sehr dünnstrichig ausgeführte Gotico-Antiqua. Reminiszenzen an Gotische Minuskel sind vielleicht noch an der Einzelform eines *t* mit sehr kurzem Schaft feststellbar, Brechungen sind nicht mehr vorhanden. An der Basislinie werden die freien Schaftenden nach rechts, im Oberlängenbereich nach links umgebogen oder rechtsschräg abgeschnitten.

Die Wappengrabplatte des Jörg Heidelberger von Heinrichschlag von 1502 (Kat.-Nr. 127) und die nach 1506 entstandene figürliche Grabplatte seines Brudes Wolfgang (Kat.-Nr. 137) wurden bereits früher als Arbeiten aus der Passauer Werkstatt Jörg Gartners identifiziert. Zur ausführlichen Schriftbeschreibung beider Steine vgl. den Katalog an der zuletzt genannten Stelle.

Die dem von Ramona Epp sogenannten „Dertertyp“¹⁹⁷ einer Passauer Werkstatt entsprechende Inschrift auf der Grabplatte des 1540 in Unterloiben verstorbenen und beigesetzten Passauer Bürgers Wolfgang Rothofer (Kat.-Nr. 213) weist im Formenbestand und den Stilisierungsmerkmalen starke Residuen der Gotischen Minuskel auf, die einzelnen für die Gotico-Antiqua charakteristischeren Buchstaben und der allgemeinen Neigung zu spitzovalen Bögen gegenüberstehen. Freie Schaftenden mehrschäftiger Buchstaben werden an der Basislinie stumpf abgeschnitten. Die Gestaltung eines *P*-Versals verrät zudem Beeinflussung durch zeitgleiche Fraktur.

¹⁹⁶ S. allgemein Epp, Minuskel und DI 67, XLV–LI.

¹⁹⁷ S. Epp, Minuskel 194f. und DI 67, LI.

Frühhumanistische Kapitalis – Kat.-Nr.						
110	112	144	152	174	195	220†
Ä	Ä		Ä	Ä	Ä	Ä
	B					
C	C		C			C
Ɔ	Ɔ					
Ɔ	Ɔ		Ɔ	Ɔ		Ɔ
	F		F		F	
H	H		H	H		
I	I	I	I	I	I	I
K						
L	L					L
M			M	M		
N	N	N	N			N
O	O					
P	P		P			P
R	R	R	R			
S	S		S		S	
T	T				T	
V			V			V
W						

	113	127	137	184a	213	113	127	137	184a	213
		Ḃ	ḂḂḂḂḂ			ḂḂ				
b	b	b		b						
	Ḅ	Ḅ	Ḅ	Ḅ					Ḅ	
	Ḋ	ḊḊ	ḊḊ	Ḋ				Ḋ		
	Ḕ	Ḕ	Ḕ	Ḕ	Ḕ	Ḕ	Ḕ	Ḕ		Ḕ
		Ḟ		Ḟ					Ḟ	
g	g	g		g						
	Ḡ	Ḡ	Ḡ	Ḡ					Ḡ	Ḡ
	Ḣ	Ḣ	Ḣ	Ḣ						
i	i	i	i	i		Ḧ	Ḧ			
k		k								
l	l	l	l	l						
	m	m	m	m				Ḟ		
	n	n	n	n						
o	o	o	o	o						
		p	p							Ḟ
	Ṛ	Ṛ	Ṛ	Ṛ						Ṛ
	Ṝ	Ṝ	Ṝ	Ṝ						
t	t	t	t	t						
	Ṱ	Ṱ	Ṱ	Ṱ						
		w	w	Ṳ						
			Ṵ							
	Ṷ	Ṷ		Ṷ						

Die Gotico-Antiqua einer singulären gemalten Weiheinschrift (Kat.-Nr. 184a), wohl aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, erinnert in Duktus und bestimmten Einzelformen (etwa a) an Traditionen der Gotico-Antiqua des Buchdrucks bzw. an deren mittelbares handschriftliches Vorbild, die italienische Rotunda des mittleren 15. Jahrhunderts.

5.5. Kapitalis

Nach einem mutmaßlich 1511 mit dem Kreuzestitus beschrifteten Schlußstein in der Pfarrkirche Engabrunn (Kat.-Nr. 147), zu dem jedoch aufgrund von dessen Anbringungshöhe und wegen einer sekundären Polychromierung keine inschriftenpaläographischen Angaben gemacht werden können, überliefert erst das Epitaph des Göttweiger Abtes Matthias von Znaim von 1532 (Kat.-Nr. 204) den ersten sicheren Nachweis einer (Renaissance-) Kapitalis im Bestand. Die Schrift, von einer Werkstatt ausgeführt, die auf demselben Stein auch eine Gotische Minuskel ansprechender, aber nicht überdurchschnittlicher Qualität angebracht hat, ist bereits bei ihrem ersten Auftreten voll entwickelt und wurde mit zwar gutem Niveau der Schriftgestaltung, aber mangelhaftem Layout ausgeführt. Die Buchstaben sind überwiegend relativ schmal ausgefallen, der Wechsel von Haar- und Schattenstrichen ist bei kräftigem Strich nur schwach ausgeprägt, an freien Schaft-, Balken- und Bogenenden sitzen dreieckige Sporen. Das spitze Zusammentreffen zweier Schrägschäfte bzw. von Schaft und Schrägschäft an Ober- und Basislinie bereitet Schwierigkeiten, sodaß etwa A einen kräftigen dreieckigen Sporn an der Oberlinie zeigt. B zeigt zwei gleich große Bögen, das schmale C läuft am oberen Bogenende spitz aus, das untere Ende ist mit rechts-schräg abgeschnittenem Sporn versehen, die drei Balken des E

sind gleich lang, *G* hat eine kurze senkrechte Cauda, *I* einen Dreispitz als i-Punkt. Der Mittelteil des konischen *M* reicht tendenziell bis zur Basislinie, *O* hat schmale, teils beinahe spitzovale Form, *R* und *Q* haben stachelförmige Cauden, *V* weist ein redundantes Häkchen als diakritisches Zeichen auf.

Die zeitlich nächste Kapitalis-Inschrift wurde von der Werkstatt des Wiener Bildhauers Konrad Osterer auf dem figürlichen Grabdenkmal des Göttweiger Abtes Bartholomäus Schönleben (Kat.-Nr. 208) 1537 mit hohem Anspruch eingehauen, doch sind Mängel der nicht immer ganz geglückten Spationierung zu konstatieren. Die Einzelformen sind hier überwiegend relativ breit, der Wechsel von Haar- und Schattenstrichen, fast durchwegs unter Betonung der Senkrechten und der Linksschrägen, ist moderat ausgeprägt. Freie Schaft-, Balken- und Bogenenden sind mit meist sorgfältig ausgeführten Serifen versehen. Am Berührungspunkt der beiden Schrägschäfte des *A* entsteht wieder eine spornartige Abflachung, *B* zeigt dagegen nun einen erheblich größeren unteren Bogen, oberes und unteres Bogenende von *C* enden meist auf gleicher Höhe. *E* besitzt einen verkürzten mittleren Balken, *G* eine bis zur Mittellinie reichende senkrechte Cauda. Das *M* folgt dem konischen Typ, wobei der Mittelteil nur etwa ein Drittel der Höhe des Schriftbands ausmacht, die abwechselnd gerade bzw. stachelförmige *R*-Cauda verläuft steil und nahe am Schaft.

Die Kapitalis setzt sich sehr rasch für Inschriften aller Art sowohl in lateinischer wie in deutscher Sprache ohne erkennbare Schrifthierarchie und ohne erkennbaren Einfluß sozialer Differenzierungen der Auftraggeber (vgl. als erste deutschsprachige Grabinschrift in Kapitalis für adelige Verstorbene Kat.-Nr. 210 von 1539) durch und verdrängt damit schneller als die Fraktur die Gotische Minuskel. Eine kontinuierliche Schriftentwicklung innerhalb des Bestands vermochte der Bearbeiter nicht zu beobachten. Kernpunkt der Bewertung ist die jeweilige Nähe oder Distanz einzelner Inschriften zu den letztlich im Grunde vorbildhaften klassischen Schriftformen und Gestaltungsprinzipien. Wohl läßt sich für die Mehrzahl der Kapitalis-Inschriften des gesamten Katalogs ohne zeitliche Schwerpunkte eine mäßig breite Proportionierung, ein wenig ausgeprägter Wechsel von Haar- und Schattenstrichen (die Schattenachse ungewöhnlicherweise in den Rechtsschrägen bei Kat.-Nr. 352), eine Bevorzugung des *B* mit ungleich großen Bögen, *E* mit kürzerem Mittelbalken (seltener auch mit verlängertem unteren Balken, s. etwa Kat.-Nr. 328), *G* mit senkrechter Cauda (rechtwinkelig geknickt noch häufiger im 16. Jahrhundert, vgl. Kat.-Nr. 218 und 223, seltener im 17. Jahrhundert: Kat.-Nr. 395) und eher gerades als konisches *M* mit meist nicht ganz bis zur Basislinie reichendem Mittelteil beobachten. Versuche, in Adaption klassischer Vorbilder den Bogen von *P* (mitunter auch die von *B* und den von *R*) nicht ganz bis zum Schaft zu schließen, sind selten (vgl. Kat.-Nr. 288, 299 und 323) und noch seltener geglückt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts und noch geraume Zeit danach lassen sich noch *A* mit ein- oder beidseitig überstehendem Deckstrich und gebrochenem Balken (vgl. etwa Kat.-Nr. 223, 224, 274, 377 und 386) und *H* mit Siculus oder Nodus am Balken (Kat.-Nr. 252 und 272) feststellen. Bei *C* werden oberes und unteres Bogenende im 16. Jahrhundert noch häufig auf gleicher Höhe abgeschnitten und mit Serifen oder kleinen Dreiecken versehen, später überwiegt *C* mit spitz zulaufendem unteren Bogenende. Ein oben offenes *D* von 1574 bleibt singulär (Kat.-Nr. 283), aus zwei aneinandergeschobenen *VV* gebildetes *W* taucht nur einmal auf (vgl. die allerdings in lateinischer Sprache abgefaßte Inschrift in Kat.-Nr. 481), zweistöckiges *Z* fand in reinen Kapitalisinschriften ebenso nur einmal Verwendung (Kat.-Nr. 289). Freie Schaft-, Balken- und Bogenenden werden im 16. Jahrhundert noch mitunter dreieckig gestaltet, nach 1600 erscheinen fast ausnahmslos Serifen bzw. rechtsschräge Balkensporen. Im 17. Jahrhundert überwiegt auch *R* mit geschwungener Cauda die Gestaltung mit gerader Cauda noch deutlicher, als dies zuvor zu beobachten war. Stachelförmige Cauden sind nur in überdurchschnittlich gelungenen Inschriften zu finden (vgl. etwa die Glockeninschriften Kat.-Nr. 221 und 382). Das Graphem *Y* wird in einer Inschrift von 1560 (Kat.-Nr. 257) noch von der Kombination *IJ* vertreten, über beiden Schäften sitzt je ein Quadrangel als diakritisches Zeichen. *Z* trägt nach einem Erstbeleg von 1547 (Kat.-Nr. 223) erst nach der Jahrhundertwende häufiger einen meist geschwungenen Mittelbalken. *U* ist – im Wort *JESU* – erstmals 1616 belegt (Kat.-Nr. 411), wobei die Verwendung für die Beschriftung eines Buchdeckels in einem Porträt Zweifel am genuin epigraphischen Charakter des Belegs aufkommen läßt. Der nächste Nachweis stammt erst aus dem Jahr 1637 (Kat.-Nr. 478).

Die Vergrößerung von Anfangsbuchstaben ist erstmals 1539 (Kat.-Nr. 210), allerdings ungewöhnlicherweise in den Zeilenzwischenraum nach unten, belegt. Einzelne vergrößerte Anfangsbuchstaben sind in weiterer Folge ab 1551 (Kat.-Nr. 243) zu finden, häufiger werden die Nachweise ansonsten erst nach 1600.

Zu den Kapitalis-Schriftformen der unten im Abschnitt zur Fraktur näher zu besprechenden Kremser Werkstatt des Kilian Fuchs vgl. die Schriftbeschreibung bei Kat.-Nr. 414 und die im folgenden Abschnitt gebotenen Nachzeichnungen.

5.6. Fraktur

Auch die inschriftliche Fraktur erscheint zum Zeitpunkt ihrer ersten Verwendung im Bearbeitungsgebiet bereits fertig ausgebildet. Den möglicherweise frühesten Beleg stellen die erläuternden Beischriften zu einer in Sgraffitotechnik ausgeführten Fassadendekoration aus der Mitte des 16. Jahrhunderts in Langenlois dar (Kat.-Nr. 241). Wiederholte Restaurierungsmaßnahmen haben den originalen Schriftcharakter beeinträchtigt, doch ermöglichen neben den Einzelformen die überwiegend spitzovalen Bögen von *b* und *d* und einzelne noch feststellbare Schwellzüge trotz mehrerer stärker gebrochener Buchstaben eine Einordnung der Schrift als Fraktur.

Die erste datierte Frakturinschrift bietet das Epitaph des Wolf Rueber von Pixendorf von 1555 in Grafenegg (Kat.-Nr. 249). Der Einsatz der ausschließlich für deutschsprachige Inschriften verwendeten Fraktur erfolgte damit um etwa zwei Jahrzehnte nach dem der Kapitalis.

Die Bögen von *b*, *d* und *o* werden auf dem Grafenegger Denkmal entweder spitzoval wiedergegeben oder an der Oberlinie einfach gebrochen, wobei bei Verbindungsbögen mehrschäftiger Buchstaben der linke Teil als Anstrich am vorhergehenden Schaft ansetzt. Spitz in den Unterlängenbereich auslaufende Schwellstäbe sind ebenso wie Schwellzüge deutlich ausgeprägt. Schaftüberwölbungen in Zeilenzwischenraum wirken ebenso wie die mit Haarzierlinien dekorativ gestalteten Versalien auflockernd.

Das gesamte Repertoire der frakturtypischen Zierelemente benützt die erhabene geätzte Inschrift eines nach 1571 entstandenen Epitaphs in Maria Laach a. Jauerling (Kat.-Nr. 282). Freie obere Schaftenden werden im Zeilenzwischenraum schlingenartig über den Schaft zurückgebogen. Das spitz zulaufende obere Schaftende des *t* wird von einem geschwungenen Haarstrich überschnitten, der mit einer Schaftüberwölbung nach links zurückbiegt. Die Bögen an der Oberlinie des Mittelbands werden zu dünnen, mit Hornansätzen ausgestatteten Anstrichen samt angeetzten Schwellzügen umgeformt. Das *u* trägt weit überwiegend ein geschwungenes diakritisches Zeichen, ein kommaartiges bzw. aus einem Quadrangel mit zwei kurzen Rechtsschrägstrichen zusammengesetztes Zeichen bildet den *i*-Punkt.

Die Umschrift des Epitaphs der Judith von Friedesheim von 1588 (Kat.-Nr. 313) ist in ihrer zwar abschnittsweise unterschiedlich gedrängten, aber insgesamt recht niveaувollen Ausführung die epigraphische Umsetzung der schreibschriftlichen Fraktur, wie sie als Kanzlei-Auszeichnungsschrift gegen Ende des Jahrhunderts verwendet wurde. Zwar werden viele Bögen im Mittelband gebrochen, die senkrechten Teile werden aber nicht schaftartig streng gerade und parallel angeordnet, sondern bewahren jeweils einen leichten Schwung. Zahlreiche Bögen sind überhaupt in feine Anstriche an der Oberlinie des Mittelbands und anschließende Schwellzüge aufgelöst. Feine umgebogene Haarzierlinien, in die die Bögen etwa von *g* und *h* im Unterlängenbereich und zahlreiche Schwellstäbe im Oberlängenbereich auslaufen, verschlungene oder verschnürte Zierstriche und Überwölbungen von Schäften im Oberlängenbereich und Doppelformen bei *a* und *g* (neben der regulären Form mit moderat durchgebogenem Bogen auch eine Ausprägung mit durch Schwellzügen optisch eingeschnürtem Bogen) verleihen der Inschrift bewegten und dekorativen Charakter. Besonders reich sind die Versalien mit Haarlinien ausgestattet, Bogenverbindungen sind bei den Gemeinen nicht selten.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts zeigen manche Frakturinschriften bereits einen Verlust des spannungsreichen Schwungs, der den Schrifttyp seit seinem ersten Auftreten ausgezeichnet hatte (s. Kat.-Nr. 320). Zierelemente wie Hornansätze, Schaftüberwölbungen und „Elefantenrüssel“ bleiben zwar erhalten, doch nimmt das Mittelband unter Aufgabe ausgerundeter Bögen tendenziell den steifen Gittercharakter der Gotischen Minuskel an. Auch Einzelformen der älteren Minuskel-schrift wie zweistöckiges bzw. Kasten-*a* dringen nun vereinzelt in weniger niveaувolle Frakturinschriften ein (s. Kat.-Nr. 336). Selbst qualitativ höherstehende Frakturinschriften weisen starke Ansätze zur Auflösung aller runden Buchstabenbestandteile in lange, das Mittelband dominierende parallele Schäfte mit (Pseudo-)Brechungen an der Basislinie auf (s. Kat.-Nr. 344). Vorerst entziehen sich jedoch ausgezeichnete gemalte und geätzte Frakturinschriften (Kat.-Nr. 359, 371 und 381) noch diesen das Schriftbild im 17. Jahrhundert bestimmenden Entwicklungen.

In den ersten beiden Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts scheint im Bearbeitungsgebiet eine leistungsfähige Werkstatt existiert zu haben, die überwiegend für Auftraggeber aus dem Adel der

Region und das Kloster Göttweig, aber offenbar auch für wohlhabende Bürger gearbeitet hat. Zu den überwiegend durchaus qualitativollen Werken dieses Betriebs zählen alle Formen von Grabdenkmälern in Stein und Holz ebenso wie Altäre, hölzerne Kirchengestaltungen und Bildstöcke. Eine beachtliche Anzahl an erhaltenen Werken, viele davon im Bearbeitungsgebiet, läßt sich nach gestalterischen und stilistischen Kriterien bzw. durch eine inschriftenpaläographische Analyse unterschiedlich eng an einige wenige Werke anschließen, die mit einem konkreten Künstlernamen verknüpft sind.

Gerald Fischer-Colbrie publizierte 1976 an wenig prominenter Stelle Nachrichten zum Künstler des Epitaphs der Anna Kirchberger in Maria Laach a. Jauerling (Kat.-Nr. 408)¹⁹⁸. Das monumentale Epitaph, aus unzureichend argumentierten stilistischen Gründen früher oft gemeinsam mit dem Freigrab Hans Georgs (III.) von Kuefstein (Kat.-Nr. 377) in den Umkreis der Werkstatt Alexander Colins eingeordnet, stammt nach archivalischen Belegen aus der Werkstatt des Kremser Bildhauers Kilian Fuchs, der von den Söhnen der Toten, vor allem Hans Ludwig von Kuefstein, am 5. September 1617 mit der Planung und Ausführung des Denkmals um eine zunächst vereinbarte Summe von 250 fl. beauftragt wurde. Fertiggestellt war das Epitaph erst am 10. Februar 1619¹⁹⁹.

An dieser Stelle ist kein Platz, eine ausführliche Beschreibung der für die Fuchs-Werkstatt typischen Gestaltungsmerkmale, von Fragen der Gesamtkonzeption und des architektonischen Aufbaus der Epitaphen und Altäre bis hin zu stilistischen Charakteristika der Figurenzeichnung und Details der Ornamentik und des Dekors zu bieten. Das Formenrepertoire der Werkstatt war groß, und zwischen den sehr unterschiedlichen Formgelegenheiten wie monumentalen Grabdenkmälern und Bildstöcken sind oft nur schwer taugliche Vergleichsmöglichkeiten zu finden. Zudem zeigen fast alle Arbeiten der Werkstatt auch qualitativ schwächere Teile, sodaß stets von der Beteiligung mehrerer Hände ausgegangen werden muß. 1617/18 beschäftigte Fuchs nachweislich mindestens zwei Gesellen, von denen einer, Kaspar Hoffmann, auch namentlich bekannt ist.

Während der kunsthistorischen Bewertung der möglichen Werke Fuchs' eine eigene Arbeit gewidmet sein müßte, soll hier nur auf die Inschriften an diesen Objekten eingegangen werden. Besonders schmerzlich ist in diesem Zusammenhang der Verlust zweier weiterer archivalischer besonderer Werke Fuchs', Kat.-Nr. 415† und 416†. Die Inschrift des Epitaphs der Anna Kirchberger (Kat.-Nr. 408) hat deshalb bei der Zuschreibung anderer Werke an die Fuchs-Werkstatt, die neben Fraktur für deutschsprachige regelmäßig Kapitalis für lateinische (und deutschsprachige) Texte verwendete, größte Bedeutung. Allerdings handelt es sich beim Epitaph der Anna Kirchberger innerhalb der zu erschließenden Reihe von Arbeiten der Fuchs-Werkstatt, deren Leiter 1621 starb, um ein spätes Werk. Mit den mutmaßlichen früheren Arbeiten des Betriebs lassen sich am besten die in relativ konstanter Form eingesetzten Versalien (s. die unseitigen Nachzeichnungen) vergleichen, während der Gesamteindruck der hier dicht gesetzten und sehr starr wirkenden Gemeinen vom früher und besonders in den gemalten Inschriften viel bewegteren Schreiben abweicht.

Erstaunlicherweise zeigt der Kanon der Versalien in hohem Ausmaß Parallelen zu einer zusammengehörigen Gruppe von drei bzw. vier in Fraktur beschrifteten qualitativollen Grabdenk-

¹⁹⁸ Fischer-Colbrie, Fuchs passim.

¹⁹⁹ S. Fischer-Colbrie, Fuchs passim mit allen verfügbaren biographischen Nachrichten zu Fuchs und dem Nachweis einiger Werke, dessen Ergebnisse zum Kirchberger-Epitaph zuletzt knapp referiert bei Zajic, „Zu ewiger gedächtnis aufgericht“ 159 und 231. 1611 arbeitete Fuchs zusammen mit dem Maler Hans Kobl am Hochaltar der Göttweiger Fk. St. Blasien in Kleinwien, s. Fischer, Atlas 119 (Abb.). Die früher auch am Beispiel des Epitaphs der Anna Kirchberger postulierte Klassifizierung von qualitativoller Skulptur des 16. Jahrhunderts eo ipso als Werk landfremder Künstler ist damit generell zu überdenken. Hans Tietze stellte etwa das Epitaph der Anna Kirchberger als Bindeglied zwischen gesicherten Arbeiten Alexander Colins und dem Hoch- und Freigrab Hans Georgs (III.) von Kuefstein dar, zog es sogar als stilistischen „Beleg“ für die Zugehörigkeit des letztgenannten Denkmals zur Colin-Werkstatt heran und betonte die Ausnahmestellung beider Grabdenkmäler im Rahmen der einheimischen Kunst, „die in ihren provinziellen Erzeugnissen den Zusammenhang mit der Gotik doch niemals verliert“, s. ÖKT 1, 37. Bezeichnenderweise galt ihm auch ein um die Mitte des 16. Jahrhunderts datiertes vollrundes Relief Jüngstes Gericht aus Solnhofen Stein, möglicherweise aus Pyhra und ursprünglich zweifellos vom Aufsatz eines verlorenen Epitaphs stammend, als niederrheinisch/niederländische Arbeit, eine Zuschreibung, gegen die auch in jüngerer Zeit kein Widerspruch erhoben wurde, s. ÖKT 1, 38 und 517 und 519 (Fig. 417) und vgl. 900 Jahre Stift Göttweig, Kat.-Nr. 1319 (Gregor M. Lechner).

338	359	368	391	408	421	449	377 ¹	377 ²	414
A	AA	AA	AA	AA	AA	A	A ^E	AA	A
B		B ^B	B				B	B	B
	C	C	C	C	C	C	C ^C	C	C
D	D		D	D			D	D	D
E			E	E	E	E	E	E	E
F	F	FF	F	FF	F	F		F	F
G	G	G	G	G	G	G	G	G	G
H	H	H	H	H	H	H		H	H
I	I	I		I	I		i	i	I
	K	K		K	K	K		K	
L		L	L	L		L	L	L	L
	M	M	M	M	M	M	M	M	M
	N	N		N	N		N	N	N
	O			O	O		O	O	O
	P			P	P		P	P	
							Q	Q	
	R	R	R		R	R	R	R	R ^R
S	S	S	S	S	S	S	S	S	S
		T		T	T		T	T	T
V	V	V	V	V		V	V	V	V
W	W	W	W	W	W				
								Y	
	Z	Z	Z	Z	Z		Z	Z	Z ^Z

mälern der Jahre 1574 und 1578 in Wiener Neustadt²⁰⁰. Ob Fuchs zu der für jene und wohl auch das Epitaph des Kaspar von Hohberg (Kat.-Nr. 306) verantwortlichen Werkstatt Beziehungen unterhielt, vielleicht sogar seine Ausbildung in jener erfahren hatte, bleibt freilich völlig unklar.

5.7. Minuskelantiqua

Die Minuskelantiqua (Humanistische Minuskel) besitzt als epigraphische Schriftart, zumal für längere Texte, im Bestand nur sehr untergeordnete Bedeutung. Gut erhaltene Originale sind zudem selten, was einen Überblick über die Schriftentwicklung unmöglich macht.

Gewissenhafte kopiale Überlieferung deutet für die lateinische Grabinschrift eines 1541 frühverstorbenen Kindes aus dem slowakisch-ungarischen Adelsgeschlecht der Thurzó in der Nachzeichnung glaubwürdig auf eine originale Ausführung in Minuskelantiqua hin (Kat.-Nr. 215†). Die in Minuskelantiqua gehaltene lateinische Namensbeischrift auf dem fragmentierten Epitaph des

²⁰⁰ Es handelt sich um die figürlichen Grabdenkmäler des Wolf Conrad von Pösnitz und des Wolf Kellner bzw. die Epitaphien der Ursula Inprucker und des Wolf und der Katharina Kellner, s. DI 48, LI und Kat.-Nr. 198–200 und 203. Das figürliche Grabdenkmal Kellners (Kat.-Nr. 203) weicht zwar im Gesamteindruck der Inschrift und einem Teil des Kanons von den drei anderen Arbeiten ab, zeigt aber zum figürlichen Grabdenkmal Pösnitz' (Kat.-Nr. 198) so deutliche Parallelen in Gesamtaufassung und Figurendarstellung, daß die Annahme einer gemeinsamen Werkstatt, wohl jene des damals bereits verstorbenen Hans Saphoy (vgl. Kat.-Nr. 306), zwingend erscheint. In Gesamtaufbau und Formenrepertoire mit den beiden genannten Epitaphien eng verwandt ist das in Kapitalis beschriftete Epitaph des Hans Dörr von Wildungsmauer (gest. 1572) in der Badener Stadtpfarrkirche, s. Dehio Süd 155.

Göttweiger Abtes Michael Herrlich (Kat.-Nr. 304) von 1582 stammt mit größter Wahrscheinlichkeit erst aus dem 18. Jahrhundert. Die Verwendung dieser Schriftart für erklärende lateinische Beischriften zu einer verlorenen Bilderserie vom Ende des 16. Jahrhunderts aus Göttweig ist fraglich (Kat.-Nr. 362†, 363†, 364†).

In sehr spezifischen Anwendungszusammenhängen erscheint Minuskelantiqua innerhalb der Inschriften auf der Rückseite einer spätmittelalterlichen Johannesschüssel (Kat.-Nr. 401). Die 1612 aufgemalte deutschsprachige Restaurierungsinnschrift überliefert den Umstand der Erneuerung und den Namen der Auftragerin in Fraktur, wobei das ihr beigegebene Attribut *uxor* im Sinne einer Auszeichnungsschrift für den fremdsprachigen Einschub in Minuskelantiqua steht. Der Name des ausführenden Malergesellen ist dagegen vollständig diesem Schrifttyp zuzuordnen. In „unepigraphischer“ Verwendung steht die Minuskelantiqua auf dem 1616 (?) entstandenen Porträt des Göttweiger Abtes Georg Falb (Kat.-Nr. 411). Die entsprechenden Vorbildern aus dem zeitgenössischen Buchdruck nachgeahmte Schrift gibt die lateinische Beschriftung eines Buchvorderdeckels wieder. Auszeichnungsfunktion für einzelne Wörter des Texts nimmt hier die Kapitalis wahr.

Die eingravierten durchwegs deutschsprachigen Inschriften einer Sargtafel von 1623 (Kat.-Nr. 434) bevorzugen für die ausführliche Sterbeinschrift eine zeittypische Kapitalis und beschränken den Einsatz einer schrägliegenden Minuskelantiqua mit starken Anregungen schreibschriftlicher Cancellaresca auf die gereimte Beischrift einer emblemartig gestalteten Darstellung sowie auf die Wappenbeischriften der Ahnenprobe. Lediglich die Stellenangabe des Bibelzitats auf einer verlorenen Sargtafel von 1618 (Kat.-Nr. 421a†) dürfte in einer sehr ähnlichen schrägliegenden Minuskelantiqua ausgeführt gewesen sein.

Die kurze Namensinschrift (?) auf einem Totenschild von 1628 in Maria Laach a. Jauerling (Kat.-Nr. 449) erlaubt keine zeitliche Einordnung.

Ein Gemälde mit der Ansicht der Klosters Göttweig unter dem Schutz der Gottesmutter, 1630 Abt Georg Falb als Geburtstagsgeschenk überreicht (Kat.-Nr.459), setzte Minuskelantiqua innerhalb der in Kapitalis umgesetzten lateinischen Inschrift neben einzelnen eher zufällig in Minuskel ausgeführten ganzen Wörtern offenbar regelmäßig für die verkleinert hochgestellten Kasusendungen abgekürzter Wörter ein. Da die originale Beschriftung des Gemäldes heute durch Restaurierungsmaßnahmen verfälscht und teilweise entstellt ist, muß sich der geschilderte Befund auf die Nachzeichnung allerdings äußerst sorgfältiger kopialer Überlieferung des 18. Jahrhunderts stützen.

Das von derselben Quelle tradierte Göttweiger Gemälde mit der Nachricht eines ungewöhnlichen Fischfangs aus dem Jahr 1647 (Kat.-Nr. 505†) brachte den eigentlichen Informationsgehalt in mehreren Kapitalis-Zeilen unter und schloß einen einzeiligen Gebetsspruch in schrägliegender Minuskelantiqua an.

Unter restauratorischen Eingriffen in die ursprüngliche Substanz leidet die lateinische Inschrift eines Motivbilds in Maria Langegg, das der Lilienfelder Abt Cornelius Strauch testamentarisch 1650 verfügt hatte (Kat.-Nr. 511). Neben einer einzelnen Zeile in Kapitalis stehen ein versifiziertes Chronogramm oder Chronodistichon, das auf die bildliche Darstellung Bezug nimmt, und die eigentliche Motivinschrift in Minuskelantiqua. Die Zahlzeichen des Chronogramms und zwei Wörter mit Auszeichnungsfunktion sind in Kapitalis ausgeführt.

Die Aufgabe einer Auszeichnungsschrift erfüllt eine überwiegend leicht schrägliegende Minuskelantiqua für die Inschriften eines umfangreichen religiös-didaktischen typologischen Bildprogramms im Chor der Spitzer Pfarrkirche aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 514). In Minuskelantiqua sind die Stellenangaben zu den bildlich dargestellten Bibeltexten sowohl innerhalb der deutschsprachigen Frakturinschriften als auch der lateinischen Texte (in Kapitalis) abgefaßt.

5.8. Mischschriften und nicht-epigraphische (schreibschriftliche) Schriftarten

Zu den wenigen Majuskelmischschriften des Bestands vgl. die Anmerkungen bzw. Verweise unter Abschnitt 5.3. Für den Nachweis der unterschiedlichen schreibschriftlichen Alphabeten, etwa spätgotischen Kursiven unterschiedlichen Stilisierungsgrads, entstammenden Formen einzelner Miskelmischschriften bzw. die Verwendung von nicht-epigraphischen Schreibschriften vgl. die jeweiligen Stellen im Katalog (Kat.-Nr. 71, 81, 185†, 187, 188, 190, 231, 237, 254, 340).

6.1. Grabdenkmäler und Inschriften des Totengedenkens

Die weitaus größte Gruppe von Inschriftengattungen bzw. Inschriftenträgern des Katalogs stellen mit 197 von 528 Kat.-Nr. bzw. rund 37 % Inschriften bzw. Denkmäler des Totengedenkens im weiteren Sinn dar. Eine tabellarische Aufstellung nach halben Jahrhunderten zeigt ein stetiges Anwachsen der Zahl erhaltener Objekte, wobei Verluste annähernd gleichmäßig über den gesamten Aufnahmezeitraum gestreut sind und insgesamt 41 Inschriften(träger) betreffen.

6.1.1. Äußere Gestaltung

Zu 165 Grabdenkmälern bzw. Trägern von Inschriften des Totengedenkens lassen sich aufgrund des Vorliegens der Objekte im Original oder nach ausreichend detaillierter kopialer Überlieferung Aussagen über die äußere formale Gestaltung machen.

Als ältester Grabmaltyp begegnet auch im bearbeiteten Bestand die Grabplatte, also die Abdeckung des Grabschachts mit einem Monolith von etwa dem menschlichen Körper (bzw. Leichnam) entsprechenden Abmessungen und einem Seitenverhältnis von etwa 2:1. Das älteste beschriftete Grabdenkmal des Bestands ist eine fragmentierte Scheibenkreuzgrabplatte aus Granit in der Pfarrkirche von Spitz, die in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen ist (Kat.-Nr. 3). Neben zwei buchstabenähnlichen Zeichen werden die Arme des auf einen schmalen Schaft aufgesetzten und einer Scheibe eingeschriebenen Kreuzes von den beiden Buchstaben *A* und *T* bewinkelt, deren Bedeutung unklar ist.

Das erste Grabdenkmal mit einer auf den Verstorbenen bezogenen Inschrift ist eine Granitgrabplatte aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts, ebenfalls in der Spitzer Pfarrkirche (Kat.-Nr. 4). Die mit einem Kreuzzeichen eingeleitete Inschrift ist winkelförmig an zwei Seiten des Steins angebracht, eine Positionierung, die auch zwei weitere Platten aus lokal bzw. regional vorkommendem Gestein aus dem frühen 14. Jahrhundert aufweisen (Kat.-Nr. 8 und 16). Das Fragment einer Granitgrabplatte in St. Michael aus derselben Zeitstellung (Kat.-Nr. 11) läßt dagegen bereits auf eine ursprünglich vorhandene Umschrift schließen, die gegen das Mittelfeld hin mit einer einfachen seichten Linie abgegrenzt war. Mit einer Unterloibener Grabplatte aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 20) ist der zeitliche Übergang zur in der Regel an allen vier Seiten des Steins umlaufenden und zwischen zwei seichten Linien eingegrenzten Umschrift vollzogen. Gleichzeitig tritt nun die Verwendung von rotem Marmor (so schon der übliche spätmittelalterliche Ausdruck), also polierfähigem Knollenkalk meist Salzburger Provenienz, für steinerne Grabdenkmäler quantitativ in den Vordergrund, eine Bevorzugung dieses gegenüber Sandstein als repräsentativer geltenden Materials für monolithische Grabdenkmäler hält bis zum Ende des Aufnahmezeitraums an.

Nur mit (zeilenweise ausgeführter) Inschrift versehene, ansonsten schmucklose Grab- und Gruftplatten bzw. Epitaphien tauchen erst nach 1600 wieder in bewußter Schlichtheit auf (Kat.-Nr. 355, 463, 464, 468, 473, 479, 481).

Die erste figürliche Grabplatte des Bestands gilt dem 1363 verstorbenen Salzburger Kleriker Engelhard, der als tonsurierte, mit Alba und Kasel bekleidete Figur frontal stehend in graphisch-linear eingehauener Darstellung im Binnenfeld der Umschrift abgebildet ist (Kat.-Nr. 27). Dieselben Gestaltungsmittel weist die wohl aus derselben Werkstatt stammende Grabplatte des Göttweiger Abtes Ulrich Totzenbacher von 1370 auf (Kat.-Nr. 28). Die Grabplatte des Göttweiger Abtes Petrus von St. Pölten von 1432 (Kat.-Nr. 55) kombiniert seichtes Relief der Ganzfigur mit graphisch-linear eingehauener Binnenzeichnung, die noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts zugunsten plastischerer Relieferung aufgegeben wird. Gerade bei Welt- und Ordenspriestern in gehobenen Funktionen erfreut sich diese Bildtradition der ganzfigurigen Repräsentation in liturgischen Gewändern oder seltener dem monastischen Habit auf Grab- oder Gruftplatten mit geringen Schwankungen und einzelnen Innovationen des Darstellungsmodus vor allem im Bereich der beigestellten Attribute (v. a. Buch und Kelch) bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts anhaltender Beliebtheit (vgl. etwa Kat.-Nr. 40, 59, 73, 102, 138, 181, 328, 384, 391).

Einen Einzelfall stellt die figürliche Grabplatte der niederadeligen Gertraud Schad von 1499 dar, die die Verstorbene zwar in Ganzfigur, von den Knien abwärts jedoch durch einen Wappenschild verdeckt, in zeitmodischer Kleidung präsentiert (Kat.-Nr. 105). Hier verweist erstmals eine als Attribut abgebildete Paternoster-Schnur auf individuelle religiöse Devotion und zeitgemäßen materiellen Luxus zugleich (vgl. Rosenkränze in Kat.-Nr. 201).

Figürliche Grabplatten für männliche Adelige zeigen den Verstorbenen in gerüsteter Ganzfigur, meist auch mit Helm auf dem Kopf, wobei das aufschlächtige Visier den Blick auf das Gesicht freigibt. Fast immer ergänzen eine Fahnenlanze und ein oder mehrere Wappen die bildliche Selbstdarstellung. Das einzige Objekt des Typs ist mit einer hochwertigen Arbeit der Werkstätte Jörg Gartners nach 1506 (Kat.-Nr. 137) erhalten geblieben.

Etwa zeitgleich mit der figürlichen Grabplatte tritt im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts – und damit im überregionalen Vergleich spät – die Wappengrabplatte auf. Daß die sich rasch durchsetzende Denkmalgattung zunächst einen deutlichen innovativen Charakter gegenüber der reinen Umschriftgrabplatte mit leerem Mittelfeld besitzt, zeigt die Tatsache, daß das erste Objekt dieses Typs (Kat.-Nr. 30) auch die älteste vollständige Beschriftung eines Grabdenkmals in Gotischer Minuskel aufweist. Mit Ausnahme dieses Denkmals, das an einen vermutlich nicht-adeligen Salzburger Hofmeister in Arnsdorf erinnert, und der Grabplatten für einen Freisinger Bürger von 1425 (Kat.-Nr. 51) bzw. einen Melker Hofmeister von 1456 (Kat.-Nr. 79) bleibt die Wappengrabplatte bis ins späte 15. Jahrhundert hinein exklusive Ausdrucksform des Adels (vgl. die nur mit Umschrift bzw. Inschriftzeilen versehenen Grabplatten für nicht-adelige Verstorbene in Kat.-Nr. 63, 68, 69, 95, 149). Ab dem frühen 16. Jahrhundert gehören Vollwappen auch zum Standardrepertoire für Grabdenkmäler nicht-adeliger Verstorbener (Kat.-Nr. 158, 165, 169). Analog zur gleichzeitigen Figurenzeichnung sind auch die Wappen vor dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts zunächst lediglich graphisch-linear eingehauen (Kat.-Nr. 31f., 44, 46, 49), wobei der Schild eines einzelnen Wappens stets gelehnt erscheint. Äußerst produktiv ist in mehrfacher Hinsicht die Wappengrabplatte des Leutold Wolfenreuter in St. Michael (Kat.-Nr. 45), die bereits 1420 eine zeilenweise (deutschsprachige!) Beschriftung und ein relativ plastisches Wappenrelief in vertieftem Maßwerkfeld aufweist. Dieselben Merkmale zeichnen auch die bereits genannte Wappengrabplatte von 1425 (Kat.-Nr. 51) aus. Die Umschrift einer Wappengrabplatte von 1433 setzt sich in der oberen Hälfte des Steins in einer zweiten Umschriftzeile mit drei Schriftbändern fort (Kat.-Nr. 56), eine fragmentierte Grabplatte aus den 1440er Jahren zeigt unter dem ersten Schriftband einer Umschrift weitere drei Schriftzeilen (Kat.-Nr. 63). Eine 1442 zeilenweise beschriftete Grabplatte in Albrechtsberg a. d. Gr. Krems (Kat.-Nr. 62) wurde 1446 mit einer weiteren, einen graphisch-linear eingehauenen ledigen Wappenschild rahmenden Umschrift in der unteren Hälfte des Steins versehen. Um die Jahrhundertmitte erfolgt allmählich ein Übergang zur häufiger werdenden und ab dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts klar überwiegenden Kombination von Inschriftzeilen und Wappenfeldern, wobei beide Gestaltungselemente etwa die Hälfte des verfügbaren Raums einnehmen (vgl. für den Übergangszeitraum mit Beispielen für zeilenweise Beschriftung bzw. Umschriften Kat.-Nr. 64, 65, 67). Einzelne Wappengrabplatten mit Umschrift finden sich jedoch auch noch im letzten Viertel des 15. und ersten Drittel des 16. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 84, 99, 171, 200). Nicht selten mußte umgekehrt Text, der in den umlaufenden Schriftbändern nicht unterzubringen waren, in zusätzlichen Inschriftzeilen ausgeführt werden (s. etwa Kat.-Nr. 82). Die Ausführung der Wappen als Relief erforderte wegen der dazu notwendigen Vertiefung des Wappenfelds dessen ornamentale Gestaltung, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts – analog zu zeitgleichen Siegeln – meistens mit einer (Drei- oder Vier-)Paßform oder mit Maßwerk ausgeführt wurde (Erstbeleg in Kat.-Nr. 64). Gegen Ende des Jahrhunderts und im folgenden Säkulum wird die Gestaltungsvielfalt der Wappenfelder größer, werden Rund-, Kiel- und Astwerkbögen sowie gerade obere Abschlüsse häufiger. Schildhalter wie Wilde Männer, Putten und weibliche Figuren beleben seit dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts mitunter die Gestaltung der Wappenfelder (Kat.-Nr. 172, 184, 279).

Zusammenstellungen von mehreren Wappen in einem gemeinsamen Wappenfeld (auf die Kombination zweier Eheallianzwappen in einem Schild soll hier nicht eingegangen werden) erfolgen formal meist durch Aneinanderlehnen oder Aneinanderschieben der Schilde, teilweise unter einem Helm, seltener durch bloßes Nebeneinanderstellen (vgl. als frühe Beispiele Kat.-Nr. 56, 64), wobei einzelne Schilde in variablem Maßstab bis zu einem bloßen Beiwappen verkleinert werden können (s. Kat.-Nr. 80, 130). Vereinzelt wird die symbolische Verbindung zweier Eheallianzwappen durch ein gemeinsames Band zwischen beiden Schilden sinnfällig verdeutlicht (Kat.-Nr. 352).

Als Grabdenkmaltyp bleiben Wappengrabplatten bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts wenn auch in abnehmender Zahl in Verwendung. In Reaktion auf eine zunehmend größere Kreise vor allem des Adels erfassende Verbreitung heraldisch-genealogischer Zeichensysteme und Denkschemata bilden im Lauf des 16. Jahrhunderts immer mehr Grabdenkmäler, vor allem im weiteren Sinn

architektonisch aufgebaute bzw. gerahmte Epitaphien, aber auch andere Denkmaltypen mehrere Wappen ab, die nicht mehr alleine für den oder die Verstorbene bzw. ein Ehepaar stehen, sondern verwandtschaftliche Bezüge bzw. mehrere Generationen erfassende adelige Abstammung darstellen. Die Bandbreite reicht von ausgewählten (meist vier) Ahnenwappen über regelrechte Achterbis hin zu 16er-Ahnenproben. Die nicht selten mit Beischriften über dem Oberrand versehenen Wappenschilder nehmen dabei in der Regel die vier Ecken eines zentralen Felds oder einer Schrifttafel ein oder werden tragenden bzw. rahmenden Architekturgliedern wie Pilastern appliziert.

Formal als Wappengrabplatten anzusprechende Steine wurden schon seit dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts offenbar ursprünglich auch senkrecht an Kirchenaußenmauern angebracht, wo sie auf die unmittelbar unter dem Denkmal liegenden Grabstellen der Verstorbenen im Friedhof verwiesen. Entsprechende explizite Äußerungen unterstützten bisweilen die Verweiskfunktion: (...) *ligt all hie vnter disem stain pegrabm* (Kat.-Nr. 158; vgl. auch Kat.-Nr. 169 und 184).

Als Gegenstück zur Wappengrabplatte begegnen die durch ein eingehauenes Kelchsymbol gekennzeichneten Grabplatten für Kleriker (Priestergrabplatten) offenbar nicht-adeliger Abstammung. Den frühesten Nachweis eines entsprechenden Objekts liefert kopiale Überlieferung zur Grabplatte eines Dürnsteiner Kaplans von 1406 (Kat.-Nr. 38†; spätere Beispiele, tlw. mit Kombination von Kelch und Buch, s. etwa in Kat.-Nr. 60, 74, 82, 322f., 335, 342, 358, 519). Daneben lassen sich jedoch ab der Mitte des 15. Jahrhunderts v. a. auf figürlichen Grabplatten für Kleriker auch Wappenschilder nachweisen (Kat.-Nr. 73, 102, 138). Der umgekehrte Fall, die Anfertigung einer Wappengrabplatte für einen Geistlichen ohne irgendeine bildliche Allusion auf dessen Amt, ist extrem selten (Kat.-Nr. 488).

Das erste steinerne Epitaph des Bestands mahnt seit 1509 das Totengedenken der frühverstorbenen Kinder des Jörg von Seisnegg in der Pfarrkirche Lengfeld ein (Kat.-Nr. 141). In einem annähernd quadratischen Bildfeld knien die Beterfiguren von zwei Knaben und drei Mädchen vor der thronenden Maria mit dem Jesusknaben, an die sie ihre Gebetsanrufung mittels eines Spruchbands richten. Die unter der Szene angebrachten Inschriftzeilen verweisen explizit auf den in der Nähe des Epitaphs bzw. eines Marienaltars gelegenen Bestattungsort der Verstorbenen im Kirchenboden²⁰¹. Ein architektonischer Aufbau, wie er in Form einer Ädikulenparaphrase für die Steinepitaphien des fortschreitenden 16. Jahrhunderts produktiv wird und etwa zur selben Zeit bereits an Objekten in der Stadt Krems zu beobachten ist²⁰², läßt sich hier und an den folgenden Objekten noch nicht feststellen. Das zeitlich nächste Epitaph (Kat.-Nr. 144) stammt aus der Werkstatt „Sigmund Rueders“ und zeigt auf einer Rotmarmorplatte mit den Dimensionen einer Grabplatte ein ungewöhnliches Bildprogramm, die Halbfiguren des von Maria und Johannes flankierten Christus als Schmerzensmann samt Arma Christi. Die untere Hälfte des Steins nehmen drei Wappenschilder und die zeilenweise angeordnete Inschrift ein. Das vor 1532 ebenfalls in der „Rueder“-Werkstatt entstandene Epitaph eines Spitzer Bürgers (Kat.-Nr. 201 zeigt unter mehreren Inschriftzeilen den prestigeträchtig gekleideten Verstorbenen in einem Rundbogenfeld im Gebet kniend, das Spruchband über seinem Kopf trägt eine Gebetsanrufung an Christus vor. Das in seinen Abmessungen wiederum einer Wappengrabplatte entsprechende Epitaph des Göttweiger Abtes Matthias von Znaim (Kat.-Nr. 204) entstammt, 1532 entstanden, einer Zeit des synkretistischen Formenrepertoires „zwischen“ Spätgotik und Renaissance. Hatten sich schon früher einzelne ornamentale Renaissance-Versatzstücke wie Granatäpfel auf Grabplatten feststellen lassen, so amalgamiert dieses Epitaph (mit deutschsprachiger Grabbezeugung in Gotischer Minuskel und lateinischen Bibelzitat in der frühesten Renaissance-Kapitalis des Bestands) mit zentralem Wappenschild, diesen flankierenden Skelettfiguren mit Todesattributen und Fruchtgewinde nach Art eines *cornucopiae* traditionelle Formen und moderne Anregungen.

Erst ein Epitaph von 1551 in Haitzendorf (Kat.-Nr. 243) zeigt endlich reduzierte Ädikulaformen, stellt in das Zentrum des großformatigen Aufbaus aus Sandstein jedoch keine bildliche Darstellung, sondern eine kombinierte Inschriften- und Wappenplatte aus Rotmarmor. Das klarer erkennbar architektonisch aufgebaute Epitaph des Wolf Rueber von Pixendorf (Kat.-Nr. 249) rückt dagegen

²⁰¹ Umgekehrt verwies die Inschrift der Grabplatte des Dürnsteiner Propstes Melchior Kniepichler ausdrücklich auf dessen unmittelbar darüber an der Wand befindliches figürliches Grabdenkmal (s. Kat.-Nr. 450†).

²⁰² Vgl. in Zukunft den vom Bearbeiter für die Deutschen Inschriften vorbereiteten Band mit den Inschriften der Statutarstadt Krems a. d. Donau.

die konventionelle Darstellung des bzw. der vor dem Gekreuzigten im Gebet knienden Verstorbenen ins Zentrum. Diesem Bildtyp (ein einzelner Adorant unter dem Kreuz) folgen zahlreiche weitere Epitaphien adeliger und nicht-adeliger Auftraggeber (vgl. etwa Kat.-Nr. 252, 291, 297, 345, 385). Die gesamte Familie des oder der Verstorbenen – zu der etwa auch einmal die drei nebeneinander aufgereihten Ehemänner einer adeligen Witwe zählen (Kat.-Nr. 313) – findet sich ebenfalls häufig im 16. Jahrhundert als familiäre Gemeinschaft der Lebenden und der Toten im Gebet vor dem Kreuzifixus bzw. unter den Figuren eines mitunter auch eigenständig positionierten Andachtsbilds (etwa der Hl. Dreifaltigkeit oder der Auferstehung Christi) vereinigt. Dem männlichen Teil der Familie bleibt die ausgezeichnete linke (heraldisch rechte) Seite vorbehalten, die weiblichen Angehörigen nehmen die Gegenposition ein. Bereits Verstorbene finden sich oft mit kleinen Kreuzchen bezeichnet (vgl. etwa Kat.-Nr. 282, 299, 338). Ein Einzelstück stellt das ungerahmte Epitaph mit der Halbfigur des gerüsteten Kaspar von Hohberg (Kat.-Nr. 306) dar. Die einzige dreiaxige Ädikula des Bestands ist das qualitätvolle Epitaph der Anna Kirchberger von 1615 (Kat.-Nr. 408), das auch die allegorischen Figuren der Tugenden in die Gesamtgestaltung einbezieht.

Hölzerne Epitaphien sind im Bezirk Krems nicht erhalten geblieben. Das älteste Grabdenkmal dieser Art ist aus dem Jahr 1568 kopiai überliefert (Kat.-Nr. 273†). Während die Darstellung dieses Objekts nicht ausreichend überliefert ist, steht das Andachtsbild (Aussendung der Apostel) eines gemalten hölzernen Epitaphs von 1581 (Kat.-Nr. 301†) ebenso wie der im Gebet vor dem Gekreuzigten kniende Göttweiger Abt Michael Herrlich vor der im Bildmittelgrund typologisch geschilderten Ehernen Schlange (Kat.-Nr. 304) oder ein verlorenes hölzernes Epitaph von 1625 (Kat.-Nr. 439†) im bildtopischen Rahmen zeitgleicher steinerner Objekte.

Weitere Ergänzungen frühneuzeitlicher Grabdenkmalensembles stellen neben Grabplatte (im Kirchenboden) und Epitaph (an der Wand) polychromierte hölzerne Totenschilde für adelige Verstorbene (ein Objekt für den selbst wohl nicht-adeligen, durch seine Verwandtschaft aber quasi-nobilitierten Bruder eines Göttweiger Abtes s. in Kat.-Nr. 416†) dar. Die im Bestand erhaltenen Objekte aus dem 17. Jahrhundert haben überwiegend vollrunde bis längsovale Form und umgeben das zentrale fast vollplastisch skulptierte Vollwappen entweder mit einer ein- bis zweizeiligen Umschrift (Kat.-Nr. 359) oder rahmen es etwa mit Kriegstrophäen ein und bieten die Inschrift zeilenweise auf einer gesonderten Kartusche (Kat.-Nr. 368, 370†). Der Totenschild der frühverstorbenen Brüder Hans Erasmus und Hans Georg von Kuefstein (Kat.-Nr. 386) folgt nur in der Grundform dem beschriebenen Schema, füllt das längsovale Mittelfeld jedoch mit einer ausführlichen Inschrift und besetzt den Rahmen im Scheitel und an der Basis mit dem Fabelwappen des Todes bzw. dem Kuefsteiner Wappen und vier weiteren Ahnenwappen.

Als monumentalere und hochrepräsentative Grabdenkmalformen entwickelten sich im 16. Jahrhundert figurliche Grabdenkmäler, d. h. denkmalhafte Gestaltungen, bei denen die ganzfigurigen Darstellungen des Verstorbenen in einen architektonischen, oft eine Ädikula paraphrasierenden und in Kontrast zur rotmarmornen Reliefplatte aus Sandstein hergestellten Aufbau integriert sind. Auch am Beginn dieser Denkmalgattung steht ein geistlicher Auftraggeber, der Göttweiger Abt Bartholomäus Schönleben, der den Bildhauer Konrad Osterer 1537 zu Lebzeiten mit der Ausführung seines qualitätvollen figurlichen Grabdenkmals beauftragte (Kat.-Nr. 208). Die 1537 gefundene Form nimmt im Prinzip das stärker in die Tiefe gestaffelte figurliche Grabdenkmal des Dürnsteiner Propstes Melchior Kniepichler (Kat.-Nr. 448) auf.

An der Spitze höchsten Aufwands bei der Anfertigung prestigeträchtiger Grabdenkmäler steht im Bezirk Krems das Hoch- und Freigrab Hans Georgs von Kuefstein von 1607 (Kat.-Nr. 377). Das Monument beeindruckt nicht nur durch die Abmessungen des gesamten gestuften Aufbaus und der bekronenden lebensgroßen Figur des in ewiger Anbetung zum Altar gerichteten gerüsteten Verstorbenen, sondern durch die hohe Qualität der bildhauerischen Gestaltung und die differenzierte, fast manierierte Materialwahl des Objekts.

Auf Begräbnisplätze in Gruftanlagen größerer Kirchen bzw. klösterlicher Kreuzgänge verweisen im 17. Jahrhundert mitunter kleine quadratische Gruftsteine im Boden, die sich nicht unbedingt über der jeweiligen Gruft befinden müssen. Ihr Formular ist meist knapp, Wappen und anderer Schmuck fehlen für gewöhnlich (Kat.-Nr. 458, 497, 513).

Unter den ältesten Grabdenkmälern des Katalogs befindet sich ein als Wandmalerei ausgeführtes Epitaph (Kat.-Nr. 13). Am Triumphbogen der Dürnsteiner Klarissenkirche angebracht, stellt es in hochrechteckigem Bildfeld – bislang in der Literatur verkannt – den offenbar 1306 Verstorbenen, einen mit Kukulke bekleideten und tonsurierten Minoritenpriester, im Gebet vor dem Kreuzigten dar, zu beiden Seiten der Szene verläuft die zeilenweise angeordnete Inschrift. Ein aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammendes Epitaph als Wandmalerei an der Chorsüdwand der Haitzendorfer Pfarrkirche (Kat.-Nr. 25) zeigt das Vollwappen des Verstorbenen (mit gelehntem Schild) in einem vollrunden Medaillon mit weitgehend zerstörter umlaufender Inschrift.

Die auf dem Sarg angebrachten Sargtafeln aus Messing bieten in Form – hochrechteckig oder längsoval – und eingravierter Darstellung großen Spielraum. Die fast ausschließlich weiblichen Verstorbenen (vgl. dagegen Kat.-Nr. 369†) zugehörigen Objekte des Katalogs bleiben entweder schmucklos (Kat.-Nr. 394) oder zeigen nach unterschiedlichen Gesichtspunkten ausgewählte Ahnenwappen oder vollständige 16er-Ahnenproben, mitunter durch allegorische Figuren (Engeln mit Lorbeerzweigen bzw. -kränzen) und emblematische Symbolik bzw. Vanitas-Motive ergänzt (Kat.-Nr. 403, 405, 421a†, 434).

6.1.2. Die Inschriften und ihr Formular

Erstaunlicherweise scheint nach dem Ausweis der wenigen erhaltenen Objekte die Sprache der ältesten beschrifteten Grabdenkmäler im Bezirk Krems deutsch gewesen zu sein. Die Spitzer Grabplatte des Konrad von Praitenloh aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 4) beschränkt sich zwar nach einleitendem Kreuzzeichen auf die bloße Namensnennung des Bestatteten und überliefert damit im Grunde eine verknappte Grabbezeugung, bietet den Namen jedoch nicht in lateinischer, sondern in volkssprachlicher Form. Eine um 1300 anzusetzende Grabplatte aus Imbach (Kat.-Nr. 8) trug die teilweise verstümmelte deutschsprachige Grabbezeugung *hie leit her Chvnrat*, eine Satzkonstruktion, die auch eine wenig jüngere Platte im benachbarten Senftenberg (Kat.-Nr. 16) aufnimmt. Auch eine Grabplatte vom Beginn des 14. Jahrhunderts in St. Michael dürfte in deutscher Sprache beschriftet gewesen sein (Kat.-Nr. 11).

Das Epitaph eines Minoriten in Dürnstein (Kat.-Nr. 13) hatte den Sterbevermerk des Klerikers dagegen auf Latein formuliert und die zunächst nach Römischen Stichtagen gebotene Tagesdatierung mit der Angabe des für den Orden des Toten bedeutenden Heiligenfests am Textende wiederholt. Eine in das zweite Viertel des 14. Jahrhunderts zu datierende Grabplatte (Kat.-Nr. 20) verwendet erstmals das produktive lateinische Anno-Domini-Formular (Anno Domini / Jahres- und Tagesangabe / obit NN. / evtl. attributive Ergänzung bzw. Epitheton). Dieses lateinische Grundformular herrscht nun bis etwa ins erste Drittel des 15. Jahrhunderts klar vor, um dann von weiter unten anzusprechenden Alternativen abgelöst zu werden (ein sehr später Beleg für das lateinische Anno-Domini-Formular von 1541 s. in Kat.-Nr. 215†). Die Grabplatte des Göttweiger Abtes Ulrich Totzenbacher erweitert das Formular mit einem nachgestellten Segenswunsch für den Verstorbenen als Apostrophe an Christus (Kat.-Nr. 28).

Seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert nimmt das Anno-Domini-Formular nun auch die knappe Grabbezeugung *hic sepultus* auf, die wie der erstmals 1415 (Kat.-Nr. 40) verwendete Segenswunsch *cuius anima requiescat in pace* (Varianten s. etwa in Kat.-Nr. 44 und 73) ebenfalls in mehreren Inschriften weitergeführt wird. Die genaue Entsprechung dieses lateinischen Anno-Domini-Formulars (ohne Segenswunsch) bietet in deutscher Sprache die ihrer Zeit auch in anderer Hinsicht (s. o.) vorausseilende Grabplatte des niederadeligen Leutold Wolfenreuter von 1420 (Kat.-Nr. 45), der sich eine Grabplatte von 1425 weitestgehend (hier jedoch einleitend: *nach Christi geburth*) angeschlossen hat (Kat.-Nr. 50†). Dem deutschsprachigen Anno-Domini-Formular (Anno domini / Tages- und Jahresangabe / starb [bzw. ist gestorben] / NN. / und liegt hier begraben / dem/der Gott gnädig sei) folgen zwischen etwa 1440 und 1500 (späte, aus der Werkstatt „Sigmund Rueders“ stammende Beispiele s. in Kat.-Nr. 145, 158, 161, 169, 170 und 184, verknappte Fassungen ohne einleitendes *Anno domini* in Kat.-Nr. 149 und 171) die meisten Inschriften auf verstorbene Laien, während Priester und geistliche Frauen (mit Ausnahmen: Kat.-Nr. 82) bis ins zweite Drittel des 16. Jahrhunderts noch beim lateinischen Typ bleiben (vgl. etwa Kat.-Nr. 150). In der Mitte des 16. Jahrhunderts erfährt das nun vergleichsweise seltener in Gebrauch stehende deutschsprachige Anno-Domini-Formular Auflockerung durch zahllose Variantenbildungen einzelner Formulareile (Umschreibungen für sterben wie etwa *in Gott verscheiden* oder *zeitlichen Todes verscheiden*, s. Kat.-Nr. 243) oder selbständigere Ausweitungen (in Verbindung mit

einem ausführlichen Segenswunsch: Kat.-Nr. 249). Besonders gerne tritt nun der abschließende Wunsch nach einer fröhlichen Auferstehung auf (als früher Nachweis etwa Kat.-Nr. 258).

Die Alternative zum Anno-Domini-Formular, eine mit der Grabbezeugung *hic est sepultus* NN. und verwandten Formulierungen eingeleitete Inschrift trug offenbar erstmals eine Grabplatte vom Beginn des 15. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 36†). Die lateinische Fassung konnte sich jedoch gegenüber dem weit überwiegenden Anno-Domini-Formular nie durchsetzen (vgl. zu Variationen des Grundformulars etwa eine singuläre Inschrift mit einleitendem *hic iacet* für einen mutmaßlich aus Italien stammenden Verstorbenen aus dem Jahr 1532 in Kat.-Nr. 203†, eine Abwandlung zu *sub hoc marmore dormit* NN. in Kat.-Nr. 252 und 384, zu *hoc marmore tegitur* – nicht in Spitzenstellung – in Kat.-Nr. 328, zu *hic quiescit* in Kat.-Nr. 502).

Die älteste deutschsprachige Entsprechung liefert eine Grabplatte von 1425 (Kat.-Nr. 51) mit dem in der Folge weit überwiegend mit nur geringen Abwandlungen angewendeten Schema: hier liegt (ist) begraben NN. (und) ist gestorben bzw. der/die gestorben ist / Tages- und Jahresdatierung. Eine Grabplatte von 1433 formuliert die Grabbezeugung in dieser Art und schließt mit dem in der Folge immer wieder mit zahlreichen Varianten beigegebenen Segenswunsch *der got genad*, der nachfolgende Sterbevermerk folgt jedoch kurioserweise dem lateinischen Anno-Domini-Formular (Kat.-Nr. 56). Auch Kombinationen beider Formulartypen sind möglich (Kat.-Nr. 62). Das deutschsprachige Hier-liegt-begraben-Formular wird gegen Ende des 15. Jahrhunderts deutlich beliebter, um schließlich im 16. Jahrhundert die Anno-Domini-Variante quantitativ zu überflügeln. Auch hier reichern Varianten und Ergänzungen zu allen Formulareteilen besonders ab dem späten 16. Jahrhundert den Grundkanon an.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts bedienen sich wieder mehr Adelige und Priester der lateinischen Inschriftensprache, nun jedoch oft genug spürbar als Nachweis späthumanistischer Bildung. Grabinschriften bürgerlicher Verstorbener sind dagegen bis zum Ende des Erhebungszeitraums fast ausschließlich in der Volkssprache abgefaßt.

Ein Sonderform der Grabbezeugung stellt die Formulierung nach dem Muster: hier ist das Begräbnis des NN. und seiner Familie (Kat.-Nr. 67) dar, die möglicherweise auf eine Funktion des Denkmals als Gruftplatte hindeutet.

Die Inschrift eines Epitaphs von 1509 (Kat.-Nr. 141) bietet eine ausdrücklich auf den Beisetzungsort der Verstorbenen in unmittelbarer Nähe des Epitaphs bzw. eines Marienaltars verweisende Grabbezeugung. Auch andere Steinepitaphien des frühen 16. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 144, 158) deuten durch die inschriftliche Grabbezeugung auf den ursprünglich engen räumlichen Zusammenhang von Grabinschrift (auf dem Epitaph an der Wand) und Grabstelle im Kirchenboden oder auf dem Friedhof hin. Zu ähnlichen Formulierungen auf Wappengrabplatten s. oben 6.1.1.

Auf die Beisetzung des/der Verstorbenen an der Seite vorverstorbenen Angehöriger (etwa in einem gemeinsamen Grab, einer Gruft bzw. an der Familiengrablege) nehmen mehrere Inschriften Bezug (vgl. etwa Kat.-Nr. 281, 313).

Den ältesten Setzungsvermerk auf einem Grabdenkmal (*zur christlichen gedechtniß aufrichten lassen*) trug das vor 1568 angefertigte Epitaph des Emmeram Gold von Lampoding in Mautern (Kat.-Nr. 273†). Neben den meist für die Errichtung von Grabdenkmal bzw. Gruft(platte) verantwortlichen hinterbliebenen Ehegatten (etwa Kat.-Nr. 315, 320, 352, 370, 400, 422) oder Kindern (Kat.-Nr. 377, 478 kombiniert Witwe und Kinder) bzw. anderen Verwandten (Kat.-Nr. 390†, 438†, 477) treten einmal auch in Erfüllung einer Testamentsbestimmung kollektiv die Erben der Verstorbenen auf (Kat.-Nr. 313). Der zu Lebzeiten selbst vorsorgende Verstorbene der Zukunft ist in mehreren Grabdenkmälern als Auftraggeber zu denken, im Rahmen eines Setzungsvermerks im engeren Sinn wird er nur einmal ausdrücklich genannt (Kat.-Nr. 448).

Die Bezeichnung des Grabdenkmals mit einer als knapper Besitzvermerk zu wertenden Inschrift weist lediglich eine in der ersten Zeile mit *Leysserische grufft* beschriftete Gruftplatte von 1588 (Kat.-Nr. 314) auf.

Freier formulierte Inschriftentexte weisen eine große Bandbreite an oft metrisch abgefaßten Mitteilunggehalten auf. Die zu Lebzeiten des Auftraggebers 1523 entstandene figürliche Grabplatte des Niederalteicher Konventualen und Pfarrvikars von Spitz, Viktor Lauser, nimmt vermutlich von diesem selbst formulierte Vanitas-Gedanken in leoninischen Hexametern mit Binnenreim auf (Kat.-Nr. 181). Das 1532 entstandene Epitaph des Göttweiger Abtes Matthias von Znaim (Kat.-Nr.

204) erweist sich auch in seinen Inschriftentexten als Denkmal einer Übergangszeit. Das erstmals für einen verstorbenen Geistlichen adaptierte deutschsprachige Anno-Domini-Formular mit erweitertem Segenswunsch (in gotischer Minuskel) wird durch das älteste paraphrasierte Bibelzitat (Sir 41,1) auf einem Grabdenkmal des Katalogs in lateinischer Sprache ergänzt und mit einem lateinischen *epitymbion* in elegischen Distichen erweitert (beide Inschriften in der ersten Renaissance-Kapitalis des Bestands). Der sehr gesuchten Bezeichnung des Abtes als *archimandrita* entspricht der formale und inhaltliche Rekurs auf vorbildhafte spätantike und hochmittelalterliche Inschriften, in denen einem fiktiven Fragesteller in einer Apostrophe bekundet wird, wessen Gebeine von dem inquirierten Monument bedeckt werden. Ganz ähnlich ist die Inschrift von Kat.-Nr. 442 aufgebaut, in der als Frager der geläufige *viator* fungiert. Zur Verhaltung seines Schritts wird der *viator* explizit in Kat.-Nr. 492 aufgefordert.

Das figürliche Grabdenkmal seines Amtsnachfolgers (Kat.-Nr. 208) betont in der mit syntaktischen Brüchen aufwartenden Prosainschrift in einer sprachlich nicht völlig klaren Passage (*ad vivum exsculptum hoc marmor*) entweder die (jedenfalls außer Diskussion stehende) Entstehung des Denkmals zu Lebzeiten des Auftraggebers oder die ebenso unzweifelhafte lebensgetreue Porträtähnlichkeit der Figurendarstellung.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden Grabinschriften für zwei Vorsteher geistlicher Gemeinschaften in elegischen Distichen abgefaßt, die einerseits die Tugenden des Verstorbenen in panegyrischer Weise herausstreichen (Kat.-Nr. 304), andererseits in Adaption des geläufigen Epitaphium Vergilii den Verstorbenen in der Ich-Form in geraffter Darstellung seinen Lebenslauf bzw. Cursus honorum schildern lassen (Kat.-Nr. 328). Die Nennung der Herkunftsorte Verstorbener stellt jedoch ansonsten einen Ausnahmefall dar (vgl. aber etwa Kat.-Nr. 465).

Der zweitälteste Beleg für ein Bibelzitat im Rahmen einer Grabinschrift stammt mit einer noch nicht der Lutherbibel entnommenen deutschen Übersetzung von Joh 11,25 aus dem Jahr 1539 (Kat.-Nr. 210). In der Folge finden sich immer wieder einzelne, meist in Grabinschriften wegen des sepulkralen Kontextes geläufige Bibelzitate wie etwa Bußsalmen, auf deutsch nach der Lutherübersetzung oder lateinisch nach der Vulgata (etwa Kat.-Nr. 249, 252, 283, 299, 302, 304, 313, 377 und 421). Spezifische und ungewöhnliche Bibelstellen stehen meist als erklärende Beischriften mit dem Bildprogramm frühneuzeitlicher Epitaphien in Zusammenhang (s. etwa Kat.-Nr. 301†).

Die Wappengrabplatte des Achaz Enekel von Albrechtsberg von 1574 (Kat.-Nr. 283) ist – freilich unter christlicher Umdeutung heidnischer Begriffe – bis hin zur archaisierenden Phrase *heic sitae sunt* ganz an das Formular antiker Grabinschriften angelehnt.

Auf die Dichotomie des verweslichen Leibs und der unvergänglichen Seele abgestimmt sind mehrere lateinische metrische Inschriften (vgl. etwa Kat.-Nr. 291).

Intimere, nicht an eine breite Öffentlichkeit, sondern an eine enger eingegrenzte Besucher- und Leserguppe gerichtete Informationen zum Verstorbenen bieten Inschriften auf Sargtafeln. Ein verlorenes entsprechendes Objekt (? Kat.-Nr. 369†) in der Pfarrkirche Maria Laach a. Jauerling berichtete etwa, daß der am ungarischen Kriegsschauplatz Verstorbene nicht im Feld geblieben, sondern den Folgen eines Duells unter Militärkameraden erlegen war. Bei weiblichen Verstorbenen wird gerne auf deren Frömmigkeit Bezug genommen: die Sargtafel einer hochadeligen Dame von 1613 bietet eine gereimte Wortdevise religiösen Inhalts (Kat.-Nr. 403), ein ähnliches Objekt aus demselben Jahr stellt ein Bibelzitat an die Spitze (Kat.-Nr. 405), eine Sargtafel von 1618 (Kat.-Nr. 421a†) betont im Rahmen einer ausführlichen Inschrift unter anderem die christliche und tugendhafte Lebensführung der Verstorbenen und deren feste Auferstehungshoffnung.

Nur ganz selten lassen sich den Inschriften Angaben über nähere Umstände des Todes der Verstorbenen entnehmen. Kat.-Nr. 428 erläutert, daß der in hohem Alter Verschiedene auf der Flucht vor den Auseinandersetzungen kaiserlicher Truppen mit der böhmisch-österreichischen Ständeopposition ums Leben kam, Kat.-Nr. 503 berichtet vom Tod eines Wiener Händlers *im Str[ud]l in Wassernoth*.

Völlig alleine steht die kuriose auf einen konkreten Tag datierte Angabe des Errichtungsdatums des Grabdenkmals in Kat.-Nr. 447 da.

Die inschriftliche Bezeichnung *dominus* scheint im 14. und frühen 15. Jahrhundert als Ehrentitel noch Priestern vorbehalten gewesen zu sein, denen daneben auch weitere Epitheta wie *venerabilis* bzw. *honorabilis vir* beigegeben wurden (Kat.-Nr. 40 und 74; Kat.-Nr. 102: *venerabilis vir dominus NN*). Infulierte Äbte bezeichneten sich dagegen über den gesamten Untersuchungszeitraum

hinweg am häufigsten analog zum Bischofstitel als *venerabilis* oder *reverendissimus in Christo pater dominus (dominus)* NN. (Erstbeleg in Kat.-Nr. 55), die Vorsteherin einer geistlichen Frauengemeinschaft wird als *reverendissima domina* tituliert (Kat.-Nr. 154†). Der mutmaßlich nichtadelige Salzburger Hofmeister von Arnsdorf, Peter Echinger, galt 1381 ebenso wie der niederadelige Wolfhart von Au 1398 als *discretus vir* (Kat.-Nr. 30 und 32), der niederadelige Hermann Murstetter nannte sich 1419 *nobilis vir* (Kat.-Nr. 44), während beider letztgenannten Männer Ehefrau Anna um 1420 als *domina* firmierte (Kat.-Nr. 46). Auch der derselben Wachauer Niederadelgruppe mit Klientelbeziehungen zu den Maissauern angehörende Seifried Ritzendorfer wird auf seiner Grabplatte von 1425 (zudem aus derselben Werkstatt stammend wie die beiden letztgenannten Steine) als *nobilis vir* bezeichnet (Kat.-Nr. 49). Im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts beginnt offenbar die Verfestigung des dann durch Jahrhunderte geläufigen niederadeligen Titels *edel (und) gestreng* oder *vest* bzw. bei formalem Erwerb der Ritterwürde das entsprechende Epitheton *edel vest ritter herr* NN. (Kat.-Nr. 50†). Nicht ständisch konnotierte, sondern den Verstorbenen individuell charakterisierende Epitheta (*frum* oder *fill und wolgemut*, s. Kat.-Nr. 45 und 256) sind dagegen sehr selten.

Das in urkundlicher Verwendung schon seit dem 15. Jahrhundert in dieser Funktion determinierte Epitheton *wohlgeboren* in Verbindung mit verdoppeltem *Herr* bzw. *Frau* (ungewöhnlich dagegen die retrospektive Bezeichnung des herrenständischen Hans von Schönberg 1444 als *edel herr und freyher* und die des ritteradeligen Jörg Königsberger als *edel und vest her her* in Kat.-Nr. 64, näher am gewohnten Formular die des Christoph von Hohenfeld als *edl her her* in Kat.-Nr. 97) weist auch in den vorliegenden Inschriften des 16. und 17. Jahrhunderts (erstmalig belegt 1578 in Kat.-Nr. 294) auf die Zugehörigkeit des/der Verstorbenen zum hochadeligen Herrenstand hin (vgl. dagegen die Bezeichnung der niederadeligen Gertraud Schad als *edel fraw fraw*, Kat.-Nr. 105). Das Epitaph der Eva Leisser, geb. von Lamberg (Kat.-Nr. 294) unterstreicht in den spezifischen Epitheta (*wolgeborne fraw fraw* bzw. *edl gestreng herr*) die ständische Ungleichheit der beiden genannten Ehepartner.

Verstorbene bürgerlichen Stands, die noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren Namen ohne jegliche Attribute, oft mit einem bestimmten Artikel (*der/die* NN., vgl. etwa Kat.-Nr. 63) in die Inschriften setzen, tragen seit dem späten 15. Jahrhundert meist das Epitheton *ehrsam (und) weis* (erstmalig Kat.-Nr. 99) oder seltener *ehrbar*, eine auch Bürgerfrauen beigelegte Bezeichnung (vgl. etwa Kat.-Nr. 149). Die Junktur *ehrenfest und vornehm* erscheint etwa 1609 auf dem Epitaph eines Halleiner Salzhändlers (Kat.-Nr. 385, *ehrbar und vornehm* Kat.-Nr. 410†). Das um 1500 von den Spitzen der teilweise tatsächlich ritterbürtigen Familien entstammenden Kremser Ratsbürger adaptierte Epitheton *edel* findet sich gleichzeitig auch in einzelnen bürgerlichen Titulaturen des bearbeiteten epigraphischen Bestands belegt (98† und 107†). Während die Rechtsqualität des Bürgers bzw. Ratsbürgers zutreffendenfalls stets mit Nennung der entsprechenden Stadt bzw. des entsprechenden Markts genannt wird (kurioserweise bezeichnet sich jedoch auch ein wohlhabender Bewohner des freilich durch sein Dominikanerinnenkloster aufgewerteten Dorfs Imbach als *ersam weis* (...) *purger*, s. Kat.-Nr. 130), sind Berufsbezeichnungen bis ins 17. Jahrhundert hinein eher selten (vgl. etwa Kat.-Nr. 385: *burger und salczhandler* bzw. 400: *rathsburger unnd gastgeb*). Leitende Funktionen in der Markt- oder Stadtverwaltung, etwa als Richter, sind dagegen schon seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts belegt (s. Kat.-Nr. 69 und 158), auch andere prestigeträchtige Funktionen in der Verwaltung kirchlichen Vermögens werden angeführt (Kat.-Nr. 96†, 131† und 202†). Die Selbstbezeichnung als Stifter tritt zutreffendenfalls unter Bezug auf den Gegenstand der Stiftung ebenso zum Namen (Kat.-Nr. 136†).

Frauen werden in der weit überwiegenden Zahl aller Grabinschriften über ihren Ehemann (meist als *des* NN. *hausfrau*), seltener auch über ihre Herkunftsfamilie (mit Angabe des Geburtsnamens, Kat.-Nr. 161, oder auch der Nennung des Vaters, ein frühes Beispiel s. in Kat.-Nr. 62) definiert. Im Sinne frühneuzeitlicher Affektkontrolle und Sozialdisziplinierung wird vorwiegend adeligen, aber auch bürgerlichen Damen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Epitheton (*edel und ehren-)tugendhaft* bzw. *ehrentugendreich* beigegeben (*tugendhaft* erstmals 1550, Kat.-Nr. 239). Vor demselben Hintergrund ist die gleichzeitige Betonung der ehelichen Abstammung frühverstorbenen Kinder und Jugendlicher zu interpretieren (vgl. etwa Kat.-Nr. 279, 386, 394).

In die Titulaturen der Verstorbenen aus dem Adel finden seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert Hinweise auf Verwaltungsämter (als Pfleger und Hofmeister, s. etwa Kat.-Nr. 108 und 145), ab etwa dem mittleren 16. Jahrhundert auch – nach einem vereinzelt älteren Beleg für die Funktionsangaben eines Niederadeligen in hochadeligen Ratsdiensten (Kat.-Nr. 32) – regelmäßige Aufzählungen prestigeträchtiger Ämter, v. a. in ständischen, landesfürstlichen und kaiserlichen

Diensten, ebenso wie der kaiserliche Ratstitel Eingang. Auch werden zum Namen Adelliger neben den Prädikaten die zu Lebzeiten erworbenen Herrschaften und Besitztümer, teilweise mit dem offensichtlichen Bemühen um listenhafte Vollständigkeit, hinzugesetzt. Topisch anzuspreekende oder tatsächliche Verdienste um Hof, Kirche und Vaterland können ebenso wie militärische Leistungen als spezifisches Totenlob in die inschriftliche Trauer einfließen. Der 1603 verstorbene langjährige landesfürstliche „Finanztechniker“ und kaiserliche Rat Hans Georg von Kuefstein etwa verschied nach den Angaben seiner verlorenen Grabinschrift *pio arae suspirio, iusto curiae desiderio, magno patriae malo* (Kat.-Nr. 360†), sein Sohn Hans Wilhelm wird unter Anführung konkreter militärischer Führungsaufgaben als Idealbild des martialischen Heros geschildert (Kat.-Nr. 377). Der geraffte Lebenslauf einer weiblichen Familienangehörigen begnügt sich dagegen mit einer eher tabellarisch wirkenden lapidaren Anführung der Ehejahre und Kindsgeburten und berichtet, daß die Witwe schließlich in Erfüllung einer Idealforderung zeitgenössischer artes moriendi oder Leichenpredigten *mit schöner vernunfft vnnd bettendem Munndt sannfft verschiden* sei (Kat.-Nr. 408, ähnlich 421: *mit grosser gedult vnd andacht [...] willig geschieden*). Ungewöhnlicherweise wird auch auf einer Wappengrabplatte von 1642 betont, daß der Verstorbene bei eifriger Lektüre der Kirchenväter verstarb (Kat.-Nr. 492).

Prestige konnten unter Umständen Verweise auf verwandtschaftliche Bande einbringen: In der Grabinschrift des Göttweiger Hofmeisters und Grundschreibers in Stein, Johann Falb, nimmt mehr als die Hälfte des Raums die vollständige Titulatur des Göttweiger Abtes ein, als dessen Bruder der Verstorbene vorgestellt wird (Kat.-Nr. 415†).

Die Angabe der Tagesdatierung erfolgt im 14. und frühen 15. Jahrhundert meist noch nach Römischen Stichtagen, etwas seltener nach dem christlichen Festkalender. Aus dem Jahr 1425 stammt der älteste, noch singuläre gesicherte Beleg für eine Tagesdatierung nach fortlaufenden Monatstagen (Kat.-Nr. 49), ansonsten dominiert im 15. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Tagesangabe nach dem Festkalender (Beispiele für fortlaufende Tagesdaten im 16. Jahrhundert setzen erst wieder 1532 ein, s. Kat.-Nr. 203†). Dagegen verwendet eine Gruppe uniform gestalteter Grabinschriften für Chorherren von St. Nikola als Mauterner Hofmeister aus der Zeit um 1600 (Kat.-Nr. 322, 323, 335, 342, 358) in bewußtem Rückgriff die Tagesangabe nach Römischen Stichtagen.

Ein Epitaph von 1588 beruft sich in der Tagesdatierung ausdrücklich auf den neuen Kalender (Kat.-Nr. 313).

Die an sich seltene Angabe der Sterbestunde überliefert erstmals ein Epitaph von 1579 (Kat.-Nr. 297), mit gewisser Häufigkeit bieten Sargtafeln diese Information (s. etwa Kat.-Nr. 403). Nicht sehr zahlreich ist auch die bis auf den Tag genaue Anführung der Lebensdauer, die auf einem Epitaph von 1588 in Kombination mit dem Sterbeort als Erstbeleg aufscheint (Kat.-Nr. 313, vgl. weiter Kat.-Nr. 359, 368 und 408; Kat.-Nr. 421, 421a† und 434 präzisieren die Angabe sogar auf die exakte Stunde!).

Ganz selten erscheint neben der Angabe des Sterbetags auch das Beisetzungdatum des Toten, so in der verlorenen Grabinschrift auf den Bruder eines Göttweiger Abtes (Kat.-Nr. 415†) und der Gruftplatte eines kaiserlichen Hauptmanns aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs (Kat.-Nr. 513).

Eine Eigenart einzelner lateinischer Inschriften aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts ist es, analog zu privaturkundlichen Usancen der Zeit, die Ordinalia der Jahresangabe auszuschreiben (Kat.-Nr. 32, 44, 46, vgl. aber auch noch Kat.-Nr. 138). In den deutschsprachigen Grabinschriften (vgl. die älteren Belege Kat.-Nr. 62, 63, 64, 65) wird die mit der verfestigten Anno-Domini-Formel eingeleitete Jahresangabe regelmäßig mit dem redundanten nachgestellten *jar* versehen.

6.2. Glocken

Am verhältnismäßig stärksten dezimiert wurde im Bearbeitungsgebiet der historische Bestand an beschrifteten Glocken. Von den insgesamt 33²⁰³ Instrumenten des Katalogs sind nur noch 18, also etwas mehr als 50 % im Original erhalten geblieben. Hauptverantwortlich für die Verluste sind neben individuellen anderen Umständen (v. a. irreparable Beschädigungen) offensichtlich die Metallablieferungen des Ersten (weniger des Zweiten) Weltkriegs, was sich auch daran zeigt, daß die Verluste relativ gleichmäßig Objekte aus dem gesamten Erhebungszeitraum betreffen. Unter

²⁰³ Oder 32, möglicherweise beziehen sich Kat.-Nr. 77 und 78† auf dasselbe Objekt.

den verlorenen Stücken sind jedoch auch zwei Tisch- bzw. Handglocken (Kat.-Nr. 220† und 252†) subsummiert, für deren erst im späteren 20. Jahrhundert eingetretenen Verlust andere Gründe verantwortlich sein dürften.

Daß Glocken erstaunlich mobil sind, läßt sich an der Vielfalt der Werkstattprovenienzen ablesen: als lokaler Meister im engeren Sinn kann neben einem schlecht belegten Kremser (?) Gießer Hans (Kat.-Nr. 143) lediglich der Kremser Simon Sel(l)ner (auch: Söllner) gelten (Kat.-Nr. 484† und 510†), die Wiener Werkstätten des Lasla (Ladislaus) Raczko (auch andere Schreibweisen) bzw. des Urban Weiß und Peter Plank lieferten je eine Glocke nach Weißenkirchen (Kat.-Nr. 153) bzw. Mautern (Kat.-Nr. 221). Aus dem heutigen Österreich stammen darüber hinaus vermutlich jeweils eine Glocke des Judenburger Gießers Hans Mitter (Kat.-Nr. 77), eines weiter unbekanntem Gießers Peter Stain (Kat.-Nr. 293†) und des Steyrer Gießers Hans Lang (Kat.-Nr. 318). Wenn es sich bei dem Namen Matthäus auf einer Glocke in Langenlois (Kat.-Nr. 47) um die Nennung des Gießers handelt, dürfte dieser ebenfalls einer regionalen Werkstatt zuzuordnen sein. Der Passauer Hans Kupferschmidt goß eine Glocke unbekannter Provenienz, die sich erst seit 1784 am heutigen Standort in Wösendorf befindet (Kat.-Nr. 93).

Aus der Werkstatt des venezianischen Glockengießers Jacobus de Calderariis (Jacopo di Calderai) stammen zwei – gleichermaßen von ihrem ursprünglichen Standort dislozierte – Objekte (Kat.-Nr. 316 und 382), die anscheinend vorwiegend für den regionalen sächsischen Markt produzierende Werkstatt des Freiburger Gießers Wolf Hil(li)ger ist im Bestand ebenso überraschenderweise mit einer Glocke ungeklärter Provenienz vertreten (Kat.-Nr. 278). Der Zinngießer Christoph Rau (Kat.-Nr. 397) könnte in das böhmische Komotau zu setzen sein. Eine Tischglocke trägt eine Glockenrede mit Gußvermerk in niederdeutscher Sprache und dürfte entsprechenden geographischen Ursprung haben (Kat.-Nr. 220†). Der Gießer einer Tisch- oder Handglocke von 1556, Johannes a Fine, ist nicht näher zuzuordnen (Kat.-Nr. 251†).

So uneinheitlich die Gußorte der Glocken sind, so inhomogen erweist sich das Formular der Glockeninschriften.

Den Evangelistennamen, die offenbar im 14. Jahrhundert (Kat.-Nr. 17 und 33†) aufgrund ihrer apotropäischen Funktion üblicherweise und noch einmal ungewöhnlicherweise im 15. Jahrhundert (Kat.-Nr. 116†) ohne weiteren Text die gesamte Beschriftung der Glocken darstellten, wurden im frühen 15. Jahrhundert weitere Heiligennamen oder Gebetsanrufungen und die Angabe des Gußjahrs beigegeben (erstmalig bei Kat.-Nr. 39†). Nach dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts scheinen sie in den überlieferten Glockeninschriften nicht mehr auf, lediglich auf einer Glocke von 1504 richtet sich eine Gebetsanrufung an die vier Evangelisten (Kat.-Nr. 133).

Die Namen der jeweiligen Kirchenpatrone, teils im Rahmen eines Gußvermerks mit knapper Weiheformel (nach dem Grundschemata: im Namen Gottes und des hl. NN. bzw. zu Ehren des/der hl. NN. wurde die Glocke gegossen) bzw. anfangs knappe, später erweiterte Gebetsanrufungen an diese tragen Glocken seit dem 14. Jahrhundert (Kat.-Nr. 34, 85, 90†, 104†, 132). Da Übereinstimmung des bzw. der in der Glockeninschrift genannten Heiligen mit dem Kirchenpatrozinium meist zuverlässig auf ursprüngliche Bestimmung für den heutigen Standort schließen läßt, ist der Umkehrschluß – der genannte Heilige steht mit dem Standort der Glocke in keiner Beziehung – in der Regel ebenso zielführend (s. Kat.-Nr. 93, 327).

Die erste datierte Glocke trägt die Jahreszahl 1414 (Kat.-Nr. 39†), das zweitälteste datierte Instrument (Kat.-Nr. 47) überliefert im Rahmen des frühesten, hier objektiv im Passiv formulierten Gußvermerks (*fusa est*) sogar den genauen Gußtag. Eine Glocke von 1515 führt im Rahmen des Gußvermerks in deutschen Reimversen die Woche des Gusses an und erheischt Fürbitte für den Meister (Kat.-Nr. 153).

Die Gebetsanrufung *o rex glorie Christe veni cum pace* begegnet in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mehrfach (Kat.-Nr. 77, 78†, 103). Besonders lateinische Gebetsanrufungen an Maria finden sich mehrfach metrisch ausgedrückt (Kat.-Nr. 77, 78†, 123†, 153). Als Patronin gegen die Pest (?) wird die Gottesmutter auf einer Glocke von 1510 angerufen (Kat.-Nr. 143). Unter den jeweils nur einmal belegten Texten aus Glockeninschriften findet sich die apotropäische (Um-)Schreibung des Gottesnamens (Kat.-Nr. 35†) und ein dem übrigen Text zusammenhanglos vorangestellter Segenswunsch (Kat.-Nr. 143). Auch der Beginn des *Ave Maria* ist ebenso wie der Gruß des Engels nach dem Lukas-Evangelium erstaunlicherweise nur einmal vertreten (Kat.-Nr. 174, 220†), gleichfalls Unikat bleiben ein (!) Bibelspruch (*verbum domini manet in aeternum*, Kat.-Nr. 293†) und eine lediglich aus den Namen *IESVS* und *MARIA* zusammengesetzte Inschrift (Kat.-Nr. 517).

Die ersten überwiegend deutschsprachigen Glockeninschriften sind aus dem Jahr 1486 bzw. 1468 oder 1498 (Kat.-Nr. 93 und 104†) überliefert. Die erstgenannte stellt – nach einem fraglichen Frühbeleg von 1424 (Kat.-Nr. 47) zugleich den ältesten Beleg für die Anführung des Gießernamens dar. Meist steht dieser in einem ausformulierten Gußvermerk, lediglich einmal findet sich lapidar und von der übrigen Inschrift abgesetzt anscheinend der Vorname des Meisters (Kat.-Nr. 143).

Als Glockenrede wird der Gußvermerk (goß mich bzw. hat mich gegossen), oft in Kombination mit Invocatio oder Weiheformel, in mehreren deutschsprachigen, teils versifizierten und gereimten Glockeninschriften geboten (Kat.-Nr. 153, 220† [niederdeutsch!], 221, 278, 397, 484†, 510†), eine einzige entsprechende Glockenrede von 1556 ist in lateinischer Sprache abgefaßt (Kat.-Nr. 251†). Zweimal wurde die Glockenrede mit Gußvermerk unter Verwendung der geläufigen Formel *aus dem Feuer floß ich*, NN. *goß mich* gestaltet (Kat.-Nr. 318, 397).

Den Namen des Stifters der Glocke nennt – vor dem Namen des Gießers – eine einzige Glocke von 1577 (Kat.-Nr. 293†). Das Mauterner Stadtwappen als sehr indirekten Hinweis auf die Stifterin, eine Mauterner Bürgerin, trägt eine Glocke von 1546 (Kat.-Nr. 221).

An Zierelementen erscheinen nach dem offenbar völligen Fehlen von Dekor im 14. Jahrhundert im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts zunächst ornamentale und vegetabile Leisten (Kat.-Nr. 47). Eine große Glocke von 1455 (Kat.-Nr. 77) aus der Judenburger Werkstatt Hans Mitters oder der seines Schülers vereint auf ihrer Mantelfläche die seichten Reliefs einer Marienkrönung durch die Hl. Dreifaltigkeit, der Hll. Petrus und Paulus und Marias mit dem Kind, flankiert von den Hll. Katharina und Barbara, mit einem nahe dem Wolm unlaufenden Fries mit verschiedenen Tiergestalten und 23 aufgeschmolzenen Pilgerzeichen und Münzen.

Die Glocke des Passauer Gießers Hans Kupferschmidt (Kat.-Nr. 93) zeigt eine Zierleiste mit Maßwerkfries und ornamentale Worttrennzeichen in reicher Variation (kleine Glocken, Haus- oder Meisterzeichen [?], Zapfen, Vera Ikon), am Mantel sind drei Pilgerzeichen als Glockenzier aufgeschmolzen. Auch andere Glocken weisen Friese mit Dreipaßbögen oder Palmettenfries bzw. Akanthusdekor auf, Reliefs mit Kreuzigungsgruppe sind neben einzelnen oder kombinierten Heiligendarstellungen mehrfach überliefert (Kat.-Nr. 103, 143, 153, 278, 316, 318, 327, 382). Eine Verkündigungsszene wurde auf der Tischglocke von 1544 angedeutet (Kat.-Nr. 220†).

6.3. Kirchliche Ausstattungsgegenstände und liturgische Geräte

Der älteste sakrale Ausstattungsgegenstand des Katalogs ist ein Tafelbild unbekannter Provenienz mit Darstellung des Marientods aus dem vierten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts, das immerhin schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts in den Göttweiger Sammlungen nachzuweisen ist (Kat.-Nr. 61). Christus richtet an Maria Worte aus dem Hohelied, die hier im mariologischen Sinn auf Himmelfahrt und Krönung bezogen sind.

Das Tafelbild der Madonna im Ährenkleid aus dem Dominikanerinnenkloster Imbach (Kat.-Nr. 71) überliefert in der verstümmelten Inschrift eine ursprünglich wohl ausführlichere Erläuterung des ikonenhaften und angeblich wunder tätigen Mailänder Urbilds.

Eine wohl aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Altarpredella aus dem Langenloiser Franziskanerkloster (Kat.-Nr. 109) unterstützt die Identifizierung der dargestellten Ordensheiligen durch die in die Nimben eingeschriebenen Heiligennamen. Der große Doppelflügelaltar von Maria Laach am Jauerling (Kat.-Nr. 110) zeigt auf den Tafelbildern der Flügel mehrere Gewandsauminschriften, die zur Szene des Ecce Homo gehörigen Texte auf zwei Spruchbändern, an der Predella Namensbeischriften zu den zwei weiblichen Heiligenfiguren Magadalenas und Ursulas, die Beschriftung des Salbgefäßes der Hl. Magdalena und Spruchbänder mit Zitaten aus dem Te Deum, die von zwei Prophetenfiguren an den Seitenwänden der Predella gehalten werden. Die Flügel des Zöbinger Altars (Kat.-Nr. 115) tragen neben dem Mariennamen und dem Kreuzestitulus den zur Verkündigungsszene gehörigen Englischen Gruß.

Drei Altäre und ein Tafelbild in der Göttweiger Gotthardskirche trugen lateinische Weihe- und Stifterinschriften des Abtes Michael Herrlich, die nicht nur in der Wahl des jeweils die Stiftung bzw. Errichtung zum Ausdruck bringenden Verbs auf Variation bedacht waren (Kat.-Nr. 325†, 329†, 330†, 357†).

Ein kleiner, sekundär aufgestellter Altar von 1617 in der Burgkirche Oberranna (Kat.-Nr. 417) trägt neben Namensbeischriften zu Heiligenfiguren eine in elegischen Distichen abgefaßte Ermahnung zur dankbaren Feier der Marienfeste. Die Bau- und Weiheinschrift des Stieferner Wolfgangsaltars berichtet, daß die Finanzierung des neuen Altars 1641 aus Mitteln des Garser Zehents bestritten wurde (Kat.-Nr. 490†). Die aus geschnitztem und vergoldetem vegetabilen

Rankenwerk gebildeten Initialen des Abtes David Gregor Corner schmücken den Göttweiger Hochaltar von 1639 und die Kanzel von 1642 (Kat.-Nr. 485 und 493).

Aus dem ehemals reichen Bestand an Gemälden und Votivbildern der Wallfahrtskirche Maria Langegg ist relativ wenig erhalten geblieben. Das älteste Bild stellt die ausführlich inschriftlich kommentierte Gründungslegende des Heiligtums dar (Kat.-Nr. 371). Der St. Pöltener Stadtrichter Kaspar Pichler ließ für die Wallfahrtskirche 1629 ein überdurchschnittlich qualitätsvolles Votivbild mit Stifterinschrift anfertigen (Kat.-Nr. 453). Christoph Brunberger informierte in der Inschrift seines Votivbilds über seine wunderbare Genesung auf Anrufung des Langegger Gnadenbilds (Kat.-Nr. 462). Eine naturalistisch gestaltete Votivgabe in Form einer Frauenhand trägt den Namen der Einbringerin Brigitta Weissenhofer und die Jahreszahl 1642 (Kat.-Nr. 495). Das Votivbild der Tullner Bürgerin Katharina Vestinger berichtet, die Stifterin habe das Langegger Gnadenbild in Angst um das Leben ihres Kindes angerufen. Ein großformatiges Votivbild des Lilienfelder Abtes Cornelius Strauch von 1650 zeigt eine Maria Immaculata als Siegerin über die den Erdball umwindende Schlange und erläutert die Szene mit einem Chronogramm in elegischen Distichen (Kat.-Nr. 511).

Ein volkstümlich-didaktisches Tafelbild von 1635 mit den Werken der Barmherzigkeit in der Mauterner Pfarrkirche (Kat.-Nr. 474) erläutert die dargestellten Szenen und fordert den Leser abschließend zur Almosengabe auf. Ein großes, die Wände im gesamten Chorbereich hinter dem Hochaltar und unter den Fenstern ausfüllendes Ensemble von typologischen Gemälden richtet sich mit seiner gereimten ausführlichen Kommentierung der Bildszenen offensichtlich an ein Laienpublikum (Kat.-Nr. 514).

Liturgisches Gerät ist nur geringer Zahl erhalten geblieben, kopiales Überlieferung liegt hiezu kaum vor. Ein 1619 geplündertes Speisekelch des Paulinerklosters Unterranna hatte auf dem Fuß die wohl eingravierte und schwarz nachgezogene oder emaillierte Jahreszahl 1448 getragen (Kat.-Nr. 66†). Der Speisekelch der Pfarre Maria Laach am Jauerling (Kat.-Nr. 395) verweist mit der Jahreszahl 1611, den Eheallianzwappen und vollständigen Namensinschriften des Hans Ludwig von Kuefstein und seiner Frau Maria Grabner eindrucklich auf das Stifterehepaar und den Zeitpunkt der Vergabung. Ein zu 1623 oder 1626 zu datierender Deckelpokal aus Schloß Albrechtsberg (vermutlich wenigstens in Sekundärverwendung als liturgisches Gefäß benützt) war mit einer erklärenden Beischrift zu der den Deckel bekronenden Figur des Hl. Franziskus und einer Gebetsanrufung an den Heiligen versehen (Kat.-Nr. 446†), ein Kelch von 1628 in der Schloßkapelle Ottenstein wies das Jesu- und Mariagramm auf (Kat.-Nr. 452†), ein weiterer, undatierter Kelch mit gleichem Aufbewahrungsort trug lediglich die Initialen der Stifter (Kat.-Nr. 457). Initialen und die Jahreszahl 1633 wies auch ein Lavabo (?) in Dürnstein auf (Kat.-Nr. 469†). Ein Göttweiger Kelch von 1647 trug neben der Jahreszahl die Initialen des Abtes David Gregor Corner (Kat.-Nr. 504†).

Eine Beckenschlägerschüssel (Kat.-Nr. 122) mit der mehrfach wiederholten Gebetsanrufung *Got sei mit vns* im Besitz der Pfarre Senftenberg ist nicht primär als liturgisches Gerät zu betrachten, doch wird das Gefäß wenigstens in der Gegenwart bei Tauffeiern verwendet.

Eine Jahreszahl in römischen Zahlzeichen schmückt den hölzernen Taufsteindeckel von 1610 in St. Michael (Kat.-Nr. 393).

An Paramenten ist lediglich eine Kasel von 1625 aus der Further Pfarrkirche, die mit den Wappen und Initialen des Stifterehepaars versehen (wohl bestickt) war, kopiales überliefert (Kat.-Nr. 440†).

Zwei spätgotische hölzerne Johannesschüsseln aus St. Johann im Mauerthale wurden 1612 auf Veranlassung zweier bürgerlicher Stifterinnen durch den Malergesellen Georg Häschpichler restauriert, worauf entsprechende Inschriften auf den Rückseiten hinweisen (Kat.-Nr. 401 und 402).

Die 1615 vom Inhaber des nahen Hellerhofs, Daniel Härtl, gestiftete Sebastiansstatue in der Further Pfarrkirche wird von einer Inschrift flankiert, die Name und Jahreszahl des Genannten überliefert (Kat.-Nr. 409†).

Zwei steinerne Kanzeln vom Ende des 15. Jahrhunderts in Maria Laach am Jauerling und in Hofarnsdorf tragen Inschriften auf den Kanzelkörben, einerseits ein auf das Verkündigungsamt bezogenes Bibelzitat (Kat.-Nr. 111), andererseits die Bau- und Stifterinschrift des amtierenden Pfarrers (Kat.-Nr. 112).

Ob ein in Sekundärverwendung das Weihwasserbecken tragender Balustersockel mit der Jahreszahl 1633 in der Paudorfer Hellerhofkapelle ursprünglich zu einem Opferstock gehört hatte, ist unklar (Kat.-Nr. 471).

6.4. Inschriften an Gebäuden, Wandmalereien

Als knappste Möglichkeit, die Daten der Erreichung von Bauabschnitten bzw. der Fertigstellung eines Bauwerks oder Gebäudeteils inschriftlich zu fixieren, wurde im bearbeiteten Bestand seit den ersten Nachweisen in Kirchengebäuden vom Ende des 15. Jahrhunderts (Erstbeleg 1485, Kat.-Nr. 92) 67-mal eine bloße Jahreszahl in unterschiedlichen Techniken (in Stein gehauen, in Putz gekratzt oder geschnitten, aufgemalt oder eingeritzt; aus Stuck geformt offenbar Kat.-Nr. 217) angebracht. Die erste Bauzahl, die sich nicht in oder an einem Kirchengebäude im engeren Sinn befindet, wurde 1525 am Spitzer Bürgerspital in Zusammenhang mit den Wappen des Markts und der Herrschaftsinhaber aufgemalt (Kat.-Nr. 183). In 13 Fällen, erstmals 1534 (Kat.-Nr. 207†) wurde diese Bauzahl mit dem Hinweis auf den Auftraggeber bzw. Bauherren oder Inhaber des Gebäudes in Form von Initialen ergänzt. Wappen treten an lediglich vier Objekten (Kat.-Nr. 230, 290, 378 und 379) zur Identifizierung der Personen hinzu. Die Kombination aus Bauzahl und ausgeschriebenem Namen tritt zuerst 1568 auf (Kat.-Nr. 274). Wird die Bauzahl von einem stützenden Attribut wie *Anno* oder einer Verbform, meist einem auf das Bauwerk bezogenen Partizip Perfekt begleitet, liegt ein schlichtes Baudatum (etwa Kat.-Nr. 139 und 361) vor. Anbringungsorte dieser Schriftäußerungen sind meist funktionale Bauglieder wie die Schlußsteine der Gewölbe bzw. Portale, Tür- und Fensterrahmen, Eckquader, Unterzugbalken usw., seltener auch eigene in die Mauerflächen eingelassene Inschriftensteine. Nicht nur auf glatten Putzflächen, sondern auch in Steinoberflächen werden Bauzahlen gerne in ein illusionistisch aufgemaltes bzw. eingehauenes Spruchband gesetzt (Erstbeleg für die gemalte Variante 1485, Kat.-Nr. 92, in Stein gehauen erstmals 1496, Kat.-Nr. 100).

Ausführlichere Bauinschriften, in vollständigen Sätzen formuliert, vertreten gegenüber dieser erstgenannten Gruppe schon durch die Länge des Texts und ihren in der Regel größeren Platzbedarf höheren Anspruch. Signifikanterweise stehen sie aber auch oft auf repräsentativen Rotmarmorsteinen. Die älteste längere Bauinschrift berichtet vom 1403 erfolgten Baubeginn und der 1415 geglückten Fertigstellung der Arbeiten an der spätgotischen Gotthardskirche in Göttweig (*Anno domini [...] opus est perfectum*). Mit dem Formular dieser Nachricht sind die Nennung des Bauleiters und Pfarrers der Kirche und dessen 1418 nachgetragener Sterbevermerk verknüpft (Kat.-Nr. 41). Ganz analog nennt auch eine Göttweiger Bauinschrift das Jahr 1417 als Ende der Arbeiten am spätgotischen Kreuzgang samt Konventsgebäuden (*Anno domini [...] completa est hec structura*) und stellt den Sterbevermerk des seinerzeit mit dem Neubau befaßten Abtes 1432 nach (Kat.-Nr. 43). Die hier verwendete Grundform (Passiv-Konstruktion, Nennung der am Bau maßgeblich beteiligten Personen) macht sich auch eine deutschsprachige Bauinschrift in der Kapelle von Hundsheim zu Eigen (Kat.-Nr. 451).

Der Wappenstein am Schloß Krumau berichtet dagegen in deutscher Sprache und aktiver Satzkonstruktion, daß der Inhaber, Gregor Rauber, den markierten Gebäudeteil 1522 neu errichten habe lassen (Kat.-Nr. 177). Dasselbe lapidare Formular vom Typ: NN. hat dieses Haus im Jahr xy bauen lassen (die Stellung der einzelnen Satzlieder ist variabel) wendet Vinzenz Gregorotzky 1575 für ein Mühlengebäude an (Kat.-Nr. 288). Johann Baptist von Verdenberg entschied sich für dieses sprachliche Grundgerüst in einer kombinierten Bau- und Weiheinschrift für die Straßer Kirche von 1638 (Kat.-Nr. 482). Der Wappenstein von 1555 mit der lateinischen Bauinschrift des Mauterner Stadtherren, Bischof Wolfgang Graf Salm von Passau, am Mauterner Schloß ist dagegen im Grunde aus einem auf den Stein selbst bezogenen Setzungsvermerk heraus formuliert (Kat.-Nr. 244).

Den klassischen lateinischen Setzungsvermerk *fieri fecit* verwendete 1618 der Göttweiger Abt Georg Falb für zwei Bauinschriften, vgl. Kat.-Nr. 423.

Inschriften an Gebäuden können besonders im 16. Jahrhundert auch reine Spruchinschriften sein und sentenzartige Texte transportieren. Deutsche Reimverse und eine Wortdevise tragen 1548 bzw. 1575 das Selbstbewußtsein eines wohlhabenden Langenloiser Bürgers und des Inhabers eines Senftenberger Hauses eindrücklich vor (Kat.-Nr. 228 und 289). Die deutschsprachige Haus- und Bauinschrift eines Gebäudes in Stratzing stellt das Objekt in Aufnahme eines geläufigen Reimformulars unter Gottes Segen und nennt den Hausinhaber und Hausnamen (Kat.-Nr. 346).

Die gesamte Fassade überziehende malerische Gestaltungen in Sgraffitotechnik mit erklärenden Beischriften weist im Bestand nur ein Gebäude auf (Kat.-Nr. 241).

Der Wappenstein Hans Ludwigs von Kuefstein am ehemaligen Schloß Zeißing präsentiert Wappen, spanische Wort- und Bilddevise (*impresa*) des hochadeligen Schloßherren in Verbindung mit einem deutschsprachigen Setzungsvermerk (Kat.-Nr. 376).

Daß sich Bauinschriften nicht zwingend auf jenen Bauwerken befinden müssen, von deren Errichtung sie erzählen, beweist die verlorene Bauinschrift auf einem Bildstock von 1617, die sich auf die nahe dem Pfeiler den Kamp überquerende Brücke bezog (Kat.-Nr. 418†).

Obwohl Wandmalereien üblicherweise zu den am meisten gefährdeten Inschriftenträgern gehören, sind als Wandmalerei ausgeführte oder Wandmalereien kommentierende Inschriften unter den ältesten Objekten des Katalogs dicht vertreten. Die älteste Inschrift des ganzen Bezirks ist die wohl 1078 auf die Chorostwand der ehemaligen Mauterner Margaretenkapelle gemalte fragmentierte Weiheinschrift, die nach einleitender Jahres- und Tagesdatierung (nach Inkarnationsjahr und Römischen Stichtagen) den Konsekrator Altmann von Passau nennt und mit dem vollständigen Reliquienkatalog des Hauptaltars schließt (Kat.-Nr. 1). In weiterer Folge begegnen Inschriften in Verbindung mit Wandmalereien in der Mehrzahl als Kreuzestituli und kurze Namensbeischriften zu Heiligenfiguren oder den Evangelistensymbolen, mitunter füllen sie auch die Spruchbänder kniender Beter mit Fürbittwünschen (Kat.-Nr. 53). Eine wohl das Stiftergedenken des Konvents unterstützende Inschrift von 1304 im Dürnsteiner Klarissenkloster, einer Gründung des Leutold von Kuenring, wurde bei einer Restaurierung im 20. Jahrhundert stark verfälscht und wohl irreversibel verstümmelt (Kat.-Nr. 12). Eine am selben Standort befindliche Wandmalerei dürfte das gemalte Epitaph eines 1306 verstorbenen Minoritenpriesters darstellen (Kat.-Nr. 13). Aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammt vermutlich eine monumental ausgeführte belehrende Spruchinschrift im Spitzer Pfarrhof (Kat.-Nr. 24†). Ein weiteres an die Wand gemaltes Epitaph aus der Mitte des 14. Jahrhunderts erinnert an einen Adligen, der wohl im damals eben erst fertiggestellten Chor der Pfarrkirche Haitzendorf bestattet wurde (Kat.-Nr. 25).

Im Rahmen eines Apostelcredos von 1470 kommt Schrift und Bild gleiche Bedeutung zu. Die einzelnen Textabschnitte sind in konventioneller Art auf die den Apostelhalbfiguren beigegebenen Spruchbänder verteilt (Kat.-Nr. 83). Auch die Stifterinschrift einer Wandmalerei in Hofarnsdorf hat eine vermeintliche Restaurierung gründlich entstellt (Kat.-Nr. 108). Bei der malerischen Dekoration einer Sitznische (?) in einem Mauterner Bürgerhaus aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts spielt die aufgemalte Spruchinschrift gegenüber dem Dekor die Hauptrolle (Kat.-Nr. 186). Eine kurze Namensinschrift sorgt bei einer stark fragmentierten Wandmalerei an der Außenseite der Pfarrkirche St. Michael für die Identifikation der zentralen Stifterfigur (Kat.-Nr. 347). Die Inschriften zu den Wandmalereien einer innerhalb weniger Jahre durchgeführten dekorativen Ausstattung der Schildmauern im Langhaus der Hofarnsdorfer Pfarrkirche nehmen einerseits erläuternd auf die Szenen der Bildfelder Bezug und überliefern andererseits die Stifterinschriften der Auftraggeber (Kat.-Nr. 372, 412, 413).

7. NICHT AUFGENOMMENE INSCRIFTEN

Nicht in die vorliegende Edition einbezogen wurden mehrere in Privatbesitz befindliche beschriftete Objekte im und am Haus Schwallenbach Nr. 27 (ehem. Schloß), für die fremde Provenienz nachgewiesen werden konnte. Dies betrifft zunächst die Wappengrabplatte des 1428 verstorbenen Gregor Rathalminger, die sich ursprünglich in der Pfk. Offenhausen und spätestens 1956 (und wahrscheinlich auch noch 1977) in der Schloßkapelle Würting befand und provenienzgemäß dem in Bearbeitung befindlichen entsprechenden Bestand einzureihen ist, weiters eine in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts im Antiquitätenhandel erworbene Messingtafel von 1582 mit der Grabinschrift des Hans d. Ä. Straub und seiner Frau Margarete, geb. Ottelmön, die von einem Epitaph auf dem Nürnberger Johannisfriedhof stammt und erst nach 1896 von dort entfernt wurde. Auch dieses Objekt wurde der Edition des entsprechenden Nürnberger Bestands zugeschlagen. Nicht aufgenommen wurden weiters zwei am selben Standort aufbewahrte Sargtafeln der 1611 gestorbenen Magdalena von Lamberg, Ehefrau des Georg Ruprecht d. Ä. von Herberstein, und des 1625 verstorbenen vormaligen NÖ Raitherren Gotthard von Herberstein, die ebenfalls in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Antiquitätenhandel erworben wurden und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ursprünglich aus der Schloßkapelle und Pfarrkirche Mariä Geburt in Sierndorf stammen²⁰⁴. Deren Bearbeitung ist demnach in Zukunft für den entsprechenden Inschriftenband vorzusehen.

²⁰⁴ Vgl. den in Sierndorf noch in situ vorhandenen Totenschild Gotthards von Herberstein und das Epitaph des Georg Ruprecht d. J. von Herberstein (gest. 1661), s. Dehio Nord 1089f.

Alle übrigen Objekte des genannten Standorts wurden, soweit keine andere Herkunft feststellbar war, in den Katalog aufgenommen.

Von der Bearbeitung ausgeschlossen wurde weiters eine seit 1854 in der Franzensburg in Laxenburg aufbewahrte Truhe mit gereimter deutschsprachiger Spruchinschrift, der Jahreszahl 1611 und der Nennung des Besitzers (?) Thomas Cebe. Eine in der älteren Literatur aufgrund des stets fälschlich als „Thomas Gebl“ gelesenen Namens angenommene Beziehung des Objekts zur Weißenkirchener Ratsfamilie dieses Namens (vgl. Kat.-Nr. 217 und 347), aus der ein Thomas Gebl zwischen etwa 1605 und 1612 (?) in Langenlois lebte, was eine mögliche Provenienz Langenlois annehmen lassen hätte können, besteht nicht²⁰⁵.

Aus dem ehemals umfangreichen Sammlungsbestand des Schlosses Grafenegg wurden für den vorliegenden Inschriftenkatalog alle nachweisbar oder sehr wahrscheinlich provenienzfremden beschrifteten Objekte, in erster Linie die zudem heute ohnehin zum größten Teil verlorenen Werke der (Tafel-)Malerei und Tapisseries, ausgeschieden. Als mobiles, mit dem Schloß Grafenegg und dem Bearbeitungsgebiet im Aufnahmezeitraum historisch nicht verbundenes Sammlungsgut wurden auch die teilweise durch Abbildungen im Beiheft der Österreichischen Kunsttopographie 1 von 1908 kopiaal überlieferten Inschriften auf den seit 1941 durch Plünderungen und spätere Verkäufe fast völlig verschwundenen Objekten der ursprünglich im Rittersaal des Schlosses zu einem pittoresken Ensemble im Stil der Zeit komponierten Harnisch- und Waffensammlung ebensowenig berücksichtigt wie Beschriftungen von Objekten des ursprünglich ebenfalls umfangreichen, heute völlig aufgelösten Bestandes von Trinkgefäßen und Gebrauchskunst. Auch Objekte, die sich zwar heute noch im Schloß befinden, aber nachweislich fremde Provenienz haben, wurden im Katalog nicht berücksichtigt, wie die vermutlich aus der Pfarrkirche Asparn a. d. Zaya (Bez. Mistelbach) stammenden Tafeln des Flügelaltars in der Schloßkapelle (1491), der schmiedeeiserne Gitterkorb des Wiener Landhausbrunnens (1570)²⁰⁶ oder ein Porträt der Margarete Breuner, geb. Rauber (1599), das erst in jüngerer Zeit (offenbar nach 1908) nach Grafenegg verbracht wurde.

Ebenfalls nicht aufgenommen wurde eine nur in geringen Resten erhaltene zweizeilige Frakturinschrift im Inneren des Treppenturms im Ostrakt über dem zweiten Obergeschoß. Die wenigen schwarz auf weißem Grund aufgemalten Buchstabenfragmente reproduzieren zwar vermutlich den Text einer noch stärker beschädigten älteren Inschrift auf der darunterliegenden Farbschicht, sind jedoch nach Formen und Duktus außerhalb des Aufnahmezeitraums anzusetzen.

Dagegen wurden – sofern sich keine fremde Provenienz mit Sicherheit ermitteln ließ – Inschriftenträger in den Katalog aufgenommen, die zwar nicht zum ursprünglichen Bau- oder Einrichtungsbestand des Schlosses gehört haben, aber heute immobil sind oder sonst in einer Weise im Schloß aufbewahrt werden, die einen dauerhaften Verbleib in Grafenegg erwarten lassen, wie etwa eine kleine Glocke im Schloßhof (Kat.-Nr. 517), zwei Grabdenkmäler im Kapellenhof (Kat.-Nr. 247 und 249) oder die Teile eines Renaissanceportals im sogenannten Rittersaal (Kat.-Nr. 444).

Analog zu der für die Grafenegger Kunstsammlungen beschriebenen Vorgangsweise wurde auch im Fall der heute größtenteils verlorenen ehemaligen Lambergischen Sammlungen auf Schloß Ottenstein verfahren. Lediglich die zwei einigermaßen für einen ursprünglichen Standort im

²⁰⁵ Vgl. aus der zur Truhe vorliegenden Literatur etwa Windisch-Graetz, Möbel, Kat.-Nr. 586 (mit mehreren Fehlern), zuletzt noch Dehio Süd 1165. Frau Dr. Eva B. Ottillinger (Hofmobiliendepot Wien) bin ich für die Zusendung reicher Angaben zur Truhe mit Schreiben vom 6. Februar 2006 zu herzlichem Dank verpflichtet.

²⁰⁶ Dessen wechselnde Aufstellungsorte können hier stellvertretend die oft komplizierte Bestandsgeschichte der Grafenegger Sammlungen veranschaulichen: Ursprünglich für den Hof des Niederösterreichischen Landhauses in der Wiener Herrengasse geschaffen, wurde der Brunnenkorb bei Umbauarbeiten 1837 um 80 fl. an den Maler Friedrich Amerling verkauft, der ihn an seinen späteren Auftraggeber Breuner weiterveräußerte. Nach der Besetzung des Schlosses Grafenegg, wo der Brunnenkorb im Hof aufgestellt war, durch die sowjetischen Besatzungstruppen 1945, gelangte das Objekt an das nunmehr teilweise im ehemaligen Landhaus in der Herrengasse untergebrachte Niederösterreichische Landesmuseum, das ihn unter der Inv.-Nr. 7274 bei der Wiedereröffnung 1950 nahe dem Originalstandort im Hof präsentierte, vgl. Feuchtmüller, Landesmuseum Kat.-Nr. 52 (Abb. 40). Nach Auflösung des Landesmuseums in Wien und Übersiedlung der Sammlungen an den neuen Standort in St. Pölten wurde der Brunnenkorb 1997 auf Genehmigung des Landeshauptmanns von Niederösterreich, Dr. Erwin Pröll, nach einer Restaurierung unter Leitung des BDA wiederum an seinem Standort aus dem 19. Jahrhundert im Hof des Schlosses Grafenegg aufgestellt, s. auch Leschnig, Grafenegg (1998) 78.

Bearbeitungsgebiet gesicherten Objekte (Kat.-Nr. 452† und 457†) wurden in den Katalog aufgenommen, während der noch 1911 reiche Bestand an beschrifteten Objekten, der jedoch zum größten Teil erst seit dem 18. Jahrhundert, vor allem im frühen 19. Jahrhundert von Franz Adam Anton Graf Lamberg zusammengetragen worden war und zudem kopiaal schlecht überliefert ist, nicht bearbeitet wurde. Auch einzelne noch an anderen Standorten erhaltene Objekte, die sich 1911 in Ottenstein befunden hatten, wurden, da vermutlich nicht ursprünglicher Ottensteiner Bestand, nicht aufgenommen.

Die noch um 1899 von Johann(es) (Ev.) Fahrngruber²⁰⁷ in der damaligen Totenkammer des Spitzer Friedhofs besichtigte Grabplatte des evangelischen Feldpredigers und Pfarrers von Anspach, Christoph Wagner (gest. 1617), und seiner Frau Susanna Hardl, ist heute verloren. Offenbar hatte die Inschrift neben den genannten Daten weiters mitgeteilt, daß Wagner 1568 zum evangelischen Predigtamt berufen worden und 1570 die Ehe mit seiner Frau eingegangen war. Der Text der offenbar ausführlichen Inschrift ist in diesem Fall jedoch anders als bei den meisten Notizen Fahrngrubers nicht überliefert.

Entgegen den eingangs dargelegten Bearbeitungsrichtlinien wurden eine erst 1923 von der Stadtgemeinde Mautern erworbene und eine zu unbekanntem Zeitpunkt (vor 1965) in das Bearbeitungsgebiet gelangte Glocke (Kat.-Nr. 316 und 382), die beide aus dem ehemaligen österreichischen Küstenland der k. u. k. Monarchie im Ersten Weltkrieg in das Glockenlager im Wiener Arsenal gelangt waren, in den Katalog einbezogen, da die Aufnahme der Instrumente in eine einschlägige kroatische Publikation unwahrscheinlich ist, und die derzeitigen Anbringungen in Mautern und Felling wohl jeweils den definitiven zukünftigen Standort der Objekte darstellen dürften.

²⁰⁷ DASP, Nachlässe 5, Heft H, fol. 57a.

